This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ein Wiener Stammbuch

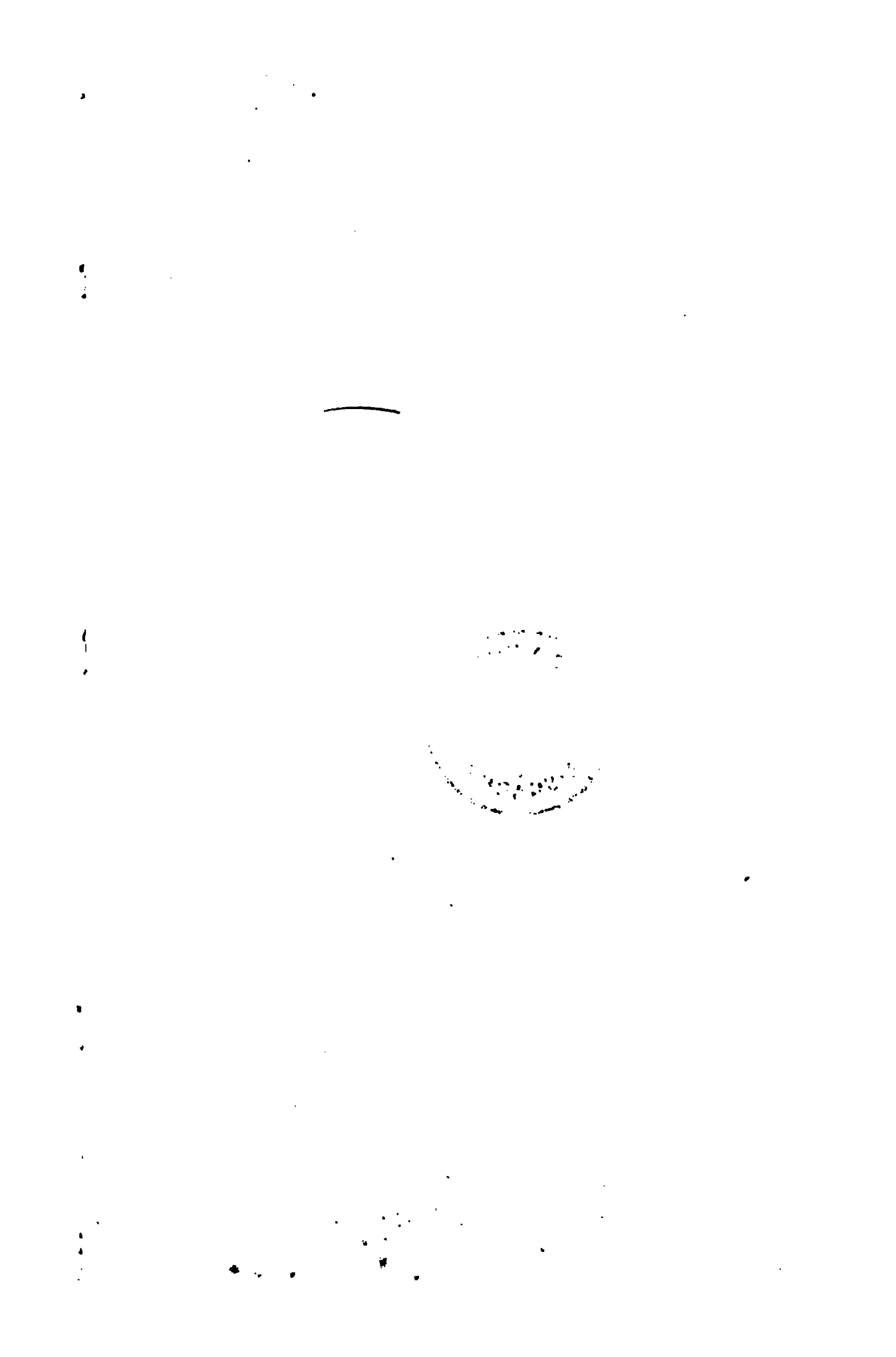
Dr. Karl Glossy

zum fünfzigsten Geburtstage

E96625

R 21174

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



Ein Wiener Stammbuch.

Ein Wiener Stammbuch.

Dem Director der Bibliothek und des historischen Museums

der Stadt Wien

Dr. Carl Glossy

zum 50. Geburtstage, 7. März 1898, gewidmet

von

Freunden und Landsleuten.

Wien 1898.

Verlag von Carl Konegen.

PT3823
W523

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nicht gestattet.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Verehrter Freund und Landsmann!

Ihr 50. Geburtstag war dem weiten Kreis Ihrer Freunde ein willkommener Anlaß, lang aufgespartem Dank für Ihre reichen Verdienste um Kunst und Wissenschaft Deutsch-Oesterreichs schlichten Ausdruck zu geben. Eingedenk der Liebe und Treue, mit der Ihr Herz seit jeher an Dichtung und Forschung der Heimat hing, wußten wir Ihnen keine würdigere Gabe zu widmen, als ein Stammbuch, in das alle Geladenen, Gelehrte und Schriftsteller Ihrer Landsmannschaft, freudig ihre Namen einzeichneten. In der unbedingten Anerkennung für den Mann, der jederzeit selbstlos den Spuren der Wiener Kunst- und Culturgeschichte nachgegangen, fanden sich Alle zusammen, die von Ihrer segensvollen Thätigkeit empfangend und genießend dauernde Förderung erfahren haben. Sammler und Kenner, Liebhaber und Fachmänner, Musikfreunde und die Hüter der besten Ueberlieferungen der Wiener Stadt- und Theatergeschichte, die Gemeinden von Grillparzer, Schubert, Schwind, Raimund, Nestroy, Anzengruber: sie Alle und unzählige Andere mehr fühlen sich Ihnen aufrichtig verpflichtet für die Fülle von Anregung und Arbeit, die Sie weit über den Bereich Ihrer Pflichten hinaus daran gewendet haben, um die Erkenntniß von dem Antheil, den Wien und Oesterreich an dem Geistesleben Deutschlands genommen haben, zu mehren und zu verbreiten. Noch lange ist es nicht Abend für Sie. Noch lange ist Ihre Ernte nicht eingeheimst. Noch liegen reiche gesegnete Jahre vor Ihnen, in denen Sie

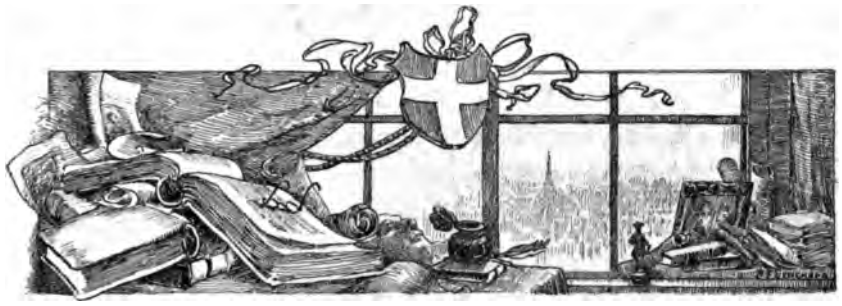
mit gleicher Kraft und gleicher Gesinnung an der gleichen von Ihnen zu neuer Bedeutung gebrachten Stätte in gleicher Weise wirken mögen. Und wie Sie bisher Großes und Kleines, Wienerisches und Oesterreichisches mit derselben Sorgfalt gehegt, mit derselben Liebe gepflegt haben, mögen auch fortan Ihrer Schöpferkraft und Ausdauer immer neue, immer schönere Früchte beschеert sein. Im Vertrauen auf den freudigen Willkommen, dessen jede wohlgemeinte Gabe heimatlicher Art und Kunst bei Ihnen zum Voraus gewiß ist, seien die folgenden Blätter schaffender und forschender Freunde in Ihre Hand gelegt. Nehmen Sie dies bescheidene Stammbuch mit seiner Vereinigung von Scherz und Ernst, von gelehrter Gründlichkeit und heiterer Laune so anspruchslos und herzlich auf, als es geboten wird und lassen Sie es ein Sinnbild bleiben für stetes, inniges, freundschaftliches Zusammenhalten aller lebendigen Kräfte des Vaterlandes zum Heile der Kunst und Wissenschaft Deutsch-Oesterreichs. Solcher Hoffnung dürfen wir uns aber gewiß hingeben so lange unseren heimischen Größen Pfleger, Hüter und Förderer erstehen vom Schlage unseres wahrhaft geliebten und hochgeschätzten Carl Glossy.

Inhalt.

Seite

Wind und Regen. (Wiener Sage.) Von Albrecht Graf Wickenburg 1
Aphorismen. Von Marie Ebner-Eschenbach 4
Dahoam! Von Hans Fraungruber 5
Der Antiquar. Eine gedankliche Geschichte. Von Hans Grasberger. 1897 . . 7
Gedichte. Von Hieronymus Lorm 14
Die Thränen der Geliebten S 14. — Unlösbare Fragen S. 14.
Der blaue Vogel. Von M. E. delle Grazie 15
Gedichte. Von Cajetan Cerri 22
Spätherbst S. 22. — Was nicht stirbt. An Stella. (Nach dem Italienischen des B. Zendrini) S. 22. — Ein Zündhölzchen S. 23.
Die Kunst, Trinksprüche auszubringen. Von F. Groß 25
Gedichte. Von Adolf Pichler 31
Spruch S. 31. — Das Paradies S. 31.
Ein Brief von Bodenstedt über Adolf Pichler. Mitgetheilt von S. M. Prem . 32
Prolog zu »Meister Gilg. Eine tiroler Künstlergeschichte in Versen«. Von Angelica von Hörmann 34
Gedichte. Von Stephan Milow 37
Demuth S. 37. — Hochmuth S. 37. — An einen Bildhauer S. 38.
Der Wolf von Gubbio. Eine Legende. Von Emil Ertl 39
Wiener Venedig. (Aus einem gleichnamigen Cyclus.) Von Ada Christen . . 47
1. Die Künstler S. 47. — 2. Gondoliere S. 48. — 3. Osteria popolari I. S. 48. — 4. Osteria popolari II. S. 49. — 5. Serenata-Gondel S. 49.
Walther von der Vogelweide und der Wiener Hof. Von Edward Samhaber 51
Der Säemann. Von Max Kalbeck 66
Das erste Duell. Eine Studentengeschichte. Von Gustav Andreas Nessel . . . 67
Eine Hans-Wurstiade. Herausgegeben von Richard Maria Werner 77
Zur Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust in Wien. Von E. Horner 106
Die gefesselte Phantasie. Eine Studie von Rudolf Prisching 120
Eine Erinnerung an Ferdinand Raimund. Von Friedrich Schütz 139
Johann Nestroy. Von Ludwig Speidel. (1881) 144
Der Dombaumeister von St. Stephan. Historisches Volksdrama in 5 Acten. (Schlußscene des 1. Actes.) Von F. v. Nadler 149
An Dr. Carl Glossy. Von Adam Müller-Guttenbrunn 160
Vom Wiener Volkssängerthum. Von J. J. David 167
Genius. Von Karl Federn 171
Böhmens erste kritische Wochenschrift. Von Rudolf Fürst 173
Narben. Von Emil Marriot 179
I. Die Wunde heilt, der Schmerz wird alt S. 179. — II. Als gestern ich Abends nach Hause ging S. 179. — III. Noch manchmal in der Seele klingt S. 179. — IV. Gefallen sind die Blätter S. 180.
Die »Tablettes Autrichiennes«. Eine bibliogr. Studie von Robert F. Arnold 181

Seite
Gedichte. Von Philipp Langmann 194
I. Ob auch gold'ne Herrscherkronen blinken S. 194. — II. Elegie S. 194.
Schilflottchen. Von Eduard Castle 196
Gedichte. Von Rainer Maria Rilke 204
Jugend S. 204. — Der bleiche Knabe S. 204. — Nonnenhände S. 205.
Aus dem Nachlasse Feuchtersleben's. Mitgetheilt von Rudolf v. Payer . . . 206
Gedichte. Von Hermann Hango 216
Edelweiß S. 216. — Abendton S. 217. — An den Mond S. 218.
Ungedruckte Briefe Anastasius Grün's. Mitgetheilt von Anton Schlossar . . 219
Ein ungedrucktes Epigramm Uhland's. Mitgetheilt von Erich Schmidt 225
Gedichte. Von Leo Ebermann 226
Wunderlich S. 226. — Ein Erlebniß S. 227.
Die Wiener Classiker der Musik. Von Richard Kralik 228
Beethoven. Neunte Symphonie, vierter Satz. Von Friedrich Adler 247
Ein Brief Mosel's an Castelli. Mitgetheilt von Richard Batka 250
Der Bibliotheksport. Von Eduard Pötzl 254
Zwei Sitzungen des Schauspieler-Parlaments. Eine Episode aus der Burgtheatergeschichte. Von Oskar Teuber 258
Festgedicht zu Eduard von Bauernfeld's 70. Geburtstage. Von Ferd. v. Saar 264
Zu Bauernfeld und zu Grillparzer. Von J. Minor 267
1. Der Domino S. 267. — 2. Der Mittelpunkt S. 272. — 3. Grillparzer bei Goethe S. 277.
Prolog zur Feier des Todestages Franz Grillparzer's. Verfaßt von Richard Fellner, gesprochen von Sophie Wachner im Deutschen Volkstheater am 21. Jänner 1897 280
Ein Censurexemplar von Grillparzer's: »König Ottokar's Glück und Ende.« (Ein Beitrag zur Wiener Theatergeschichte.) Von Jakob Zeidler . . . 287
Vor dem Grillparzerdenkmal. Von Franz Keim 312
Aus meinem persönlichen Verkehre mit Grillparzer. Von Josef Pollhammer 315
Ein Brief Grillparzer's an Gräfin Louise Schönfeld-Neumann. Mitgetheilt von Anton Bettelheim 317
»Ein Bruderzwist in Habsburg.« Bruchstücke früherer Fassungen. Mitgetheilt von August Sauer 321
Einige Mittheilungen über Grillparzer und Hebbel aus Joseph v. Weilen's Nachlaß. Von Alexander v. Weilen 343
Gedichte. Von Hedda Sauer 348
I. So manche klangdurchwebte Winternacht S. 348. — II. Allerseelen S. 349. — III. Kehr' nicht zurück. (Nach dem Italienischen der Ada Negri) S 349.
Erinnerungen aus meiner Kindheit. Von Rudolf Christoph Jenny 351
Ungedruckte Briefe von Adalbert Stifter. Mitgetheilt von Josef Kürschner . 372
Polemische Gedichte. Von Karl Guntram 393
Ein Brief Kürnberger's. Mitgetheilt von Karl v. Thaler 398
Ein fossiler Bibliophage. Aus einem Vortrage, gehalten in der Akademie der Wissenschaften im Jahre 10.000 nach Christi Geburt. Von V. Chiavacci 400
Von den Heinzelmännchen. Von A. v. Berger 404
Märztage der Liebe. Ein Erinnerungsbild als Epilog. Von C. Karlweis . . 407



Wind und Regen.

(Wiener Sage.)

Von **Albrecht Graf Wickenburg.**

Daß ewig Wind und Regen
Den Stefansthurm umfegen,
Weiß jedes Wiener Kind,
Und jedes flucht der Plage,
Doch kennt Ihr auch die Sage
Vom Regen und vom Wind?

Wie ſtolz die Wiener ſchauten,
Als hoch ob allen Bauten
Sich einſt ihr Steffel hub!
Das war ein Frohgenießen,
Nur Einen thät's verdrießen,
Den Meiſter Beelzebub.

Bau'n hier ſo fromme Hände,
So ſchickt ihm Wien am Ende
Kein Höllenbrätlein mehr —
D'rum ruft er ſich geſchwinde
Sein hölliſches Geſinde,
Die Wetterhexen, her.

»Seht Ihr den Thurm da droben,
Um den ſollt Ihr mir toben,
Soviel ein Jedes kann!
Gehabt Euch nach Gelüſte,
Und jagt mir vom Gerüſte
Die Werkleut' Mann für Mann!«

Allein da half kein Raſen,
Kein Plätſchern und kein Blaſen
Und hölliſches Geſchnauf!
Trotz aller Teufelswitze
Stieg unſer Thurm zur Spitze
Mit Kreuz und Adler auf!

Da wird der Schwarze ſelber
Vor Aerger gelb und gelber,
Und ſcheu't vor ſolchem Glanz,
Reckt einmal noch die Zunge,
Und nimmt Reißaus im Sprunge
Mit eingekniff'nem Schwanz.

In Eile nur vergaß er
Die Winde und das Waſſer
Auf unſer'm Stefansplatz —
Die warten auf den Meiſter
Und treiben immer dreiſter
Zur Kurzweil wilde Hatz.

»Ach, würden ſie geſtohlen! —
Der Teufel ſoll ſie holen!«
So flucht ganz Wien voll Groll;
Doch gibt's kein End' des Spieles,
Der Teufel holt gar Vieles,
Nur das nicht, was er ſoll!

* * *

Es ſitzt ein Mann zu Wiene,
Der ſammelt, wie die Biene,
Aus Chronik und Archiv.
Wird er mich dementiren? —
Sein Amt iſt: Corrigiren,
Was windig iſt und ſchief!

Doch ſein Verſuch wär' eitel,
Ihm ſelbſt bläſt um den Scheitel
Der Wind ſchon fünfzig Jahr'
Und ſoll — einmal zum Segen --
Noch fünfzig Jahr' umfegen
Wien's Bibliothekar!

Aphorismen.

Von **Marie Ebner-Eſchenbach.**

Vergnügt und vergänglich paſſen zuſammen, vom Schönen verlangen Dauer.

*

Die nicht zu danken verſtehen, die ſind die Aermſten.

*

Manches begreift man nicht aus Beſchränktheit, Manches nicht aus Gescheit.

*

Der Tod iſt der Erlöſer, das Leiden iſt der Feind.

*

Das ſchönſte Freundſchaftsverhältniß: — wenn Jeder von Beiden es ſich zur Ehre rechnet, der Freund des Andern zu ſein.

*

Vor Verleumdung kann nicht einmal der liebe Herrgott ſich ſchützen.

*

Gemeinſame geiſtige Thätigkeit verbindet enger als die Ehe.

*

Wer meint es mit der Zukunft nicht ſchlechter als mit der Gegenwart? Wer freut ſich nicht, wenn er das Heute auf Koſten des Morgen genießen kann?

*

Die Einſamkeit iſt kein Glück, aber die Zweiſamkeit iſt oft ein Unglück.

*

Gib dem recht, der recht hat, und er findet dich liebenswürdig; gib dem recht, der unrecht hat, und er betet dich an.

*

Sei nicht ſtolz, ſprach das Laſter zur Tugend, wenn du unſere Stammbäume vergleichſt, findeſt du manchen gemeinſamen Ahnen.

Zdiſlawitz, November 1897.

Dahoam!

Von **Hans Fraungruber.**

Mein Bergland, mein Waldland,
Grüaß Gott, ih bin da!
Hiaz will ih dih anſchaun
Bergauf und thalah.
Bin lang in der Weit gweſt,
Han d'Welt fein betracht
Und kunt hiaz verzähln
Von der Fruah bis auf d'Nacht:

Von Städt und von Dörfer,
Von allerhand Bräuch
Und allerhand Leuten,
San nit alle gleich.
Durt fein und da gröber,
Doh überall ſchön —
Die Welt hat koan Rand nit,
Magſt hin und hin gehn.

So bin ih halt kema
Schon hiſch a groß's Trum,
Da ſagt gach mein Herzerl:
»Hörſt Bua, hiaz drahſt um!
Hiaz muaßt wieder zruckgehn
Zu Vettern und Moahm,
Denn ſchön is's wohl übrall —
Am ſchönſten dahoam!«

A ſo hat's mr zuag'redt,
Und recht is's mr gweſt,
Es fliagt ja 'n iads Vögerl
Gern zruck in ſein Neſt.
Hiaz ſteh ih auf'n Kogel
Und juchez thalah:
Mein Bergland, mein Waldland,
Juchu, ich bin da!

Der Antiquar.

Eine gedankliche Geschichte.

Von **Hans Grasberger.**

1897.

In derselben Straße der inneren Stadt war vor Jahren eine Buchhandlung, da, wo das enge, schmale, finstere, von einem Schwibbogen überbrückte Seitengäßchen einmündet; in ihrem Schaufenster prangte das päpstliche Wappen und das des Primas von Ungarn. Gleichwohl kam sie auf keinen grünen Zweig; sie ging nach raschem Besitzwechsel wieder ein, und von ihr soll hier nicht länger die Rede sein. Lediglich zur Kennzeichnung der Oertlichkeit ist ihrer gedacht worden.

Tiefer in der Straße, in der Häuserzeile zur Linken, erfreut sich ein kleines Antiquariat längeren Bestandes, obwohl auch dieses schon mehrmals seinen Eigenthümer gewechselt. Das war eben wieder der Fall, und die Veränderung fiel mir in doppelter Beziehung auf. Der Name des neuen Antiquars war der einer Gegend, einer Gemeinde, eines »Grabens« meiner Heimat, und ein paar steirische Werke, denen man in Wien sonst nicht zu häufig begegnet, waren ausgestellt. Also ein literarischer Landsmann, dacht' ich mir; wahrscheinlich aus Graz hieher gezogen in der mageren Hoffnung, in diesem stillen Viertel bessere Geschäfte zu machen. Ich trat ein, und der Mann blickte auf.

Er hatte am Stehpult geschrieben oder gerechnet. Seine Erscheinung ist einnehmend. Jung, blond, schlank — aber etwas engbrüstig scheint er. Die Züge verrathen Kenntnisse, geistige Arbeit, aber auch lyrischen Eigensinn. Wenig Kram und viel Eifer! Gleichwohl sind ihm die Scharteken sicherlich nicht die Hauptsache. Ist ihm das Geschäft Vorwand? Macht er Verse? Krankt er an heimlichem Ehrgeiz? Sein Kinn ist spitz und bekundet wenig Thatkraft, schütter der Bart, mädchenhaft das Incarnat, und die Brille sitzt ihm wie einem Gelehrten.

Das Alles war erster Eindruck, und hinterher läßt er sich schöner zergliedern. Zudem straft das erste Wort aus des Mannes Munde die Landsmannschaft Lügen; er spricht norddeutsch, spricht es scharf — keine Spur vom bajuwarischen a.

Ich kaufte eine Kleinigkeit und fragte so nebenher, wie er zu den steirischen Büchern komme.

— »Je nun, der Wind fährt in die Sachen und setzt sie bald da, bald dort ab.«

Das sagt' er lächelnd und that dabei, als hätt' er ein Geheimniß zu bergen. »Und sehen Sie mal«, fuhr er fort, indem er mir einige literarische Alterthümer vorlegte: »eine Graetzische Luther-Bibel, sichtlich ein Familienstück und wohl vielen Gefahren entronnen,

des Holzstechers und Buchdruckers Zacharias Bartsch schönes Wappenbuch des steirischen Adels, in dessen Vorrede zu lesen, daß sich der Steirer mit Gut und Blut das Privilegium erkauft, immer der Erste zu sein wider den Feind sowie hinter demselben drein,

Wahrhafte Beschreibung, was zu der fürstl. Durchleuch. Ertzherzogen Carls zu Österreich Hochzeitlicher heimfuerung in der Hauptstadt Grätz ... von Porten und deren Triumphirenden zierlichkaiten zuegericht, Graetz 1572,

Siegmund Banstingl: Conduct weilandt J. f. D. Erzherzog Carls zu Österreich, Graetz bei Hansen Schmidt, 1591, u. dgl. m.«

— »Auf solche Seltenheiten kann ich mich nicht einlassen«, sagte ich blätternd und bewundernd; »in Graz fände Derartiges vielleicht Absatz.«

— »Es ist auch nicht Alles feil, was da herumliegt«, erwiderte der wortkarge, wunderliche junge Mann.

Aha, dachte ich mir, Antiquar und Liebhaber in Einem! Gleichwohl war mir, als ich den kleinen Laden verließ, nicht recht klar, warum dieser Nordländer gerade das Steirische bevorzugte.

Das war ein kleines Winterabenteuer, und Samstags war's. Samstags macht' ich nämlich gern an den Auslagen meine literarische Wochenschau, um schließlich bei Griensteidel einzufallen, wo sich wohl auch schon die deutschen Wochenblätter eingestellt haben mochten. Es war dies noch das alte friedliche Café; der vordringliche Winkelclub der unruhig

suchenden Moderne bestand noch kaum. An der vorderen Façade der Hofburg erhob sich noch nicht der altneue Thorbau, um sich eine glotzäugige, überstreckte Mittelkuppel aufzusetzen.

Im Sommer darnach fuhr ich zunächst nach Krieglach zu Freund Rosegger, der eine auffallende Veränderung an mir wahrnahm, die gar sehr begründet war. Dann trieb ich mich nördlicher in den Heimatbergen herum, und schließlich brach ich nach Tirol auf zu dem schwersten Gange meines Lebens, zum Traualtar nämlich. Denn ja, wenn dieses wichtige Unternehmen nach Dante um die Mitte unseres Lebensweges sich vollziehen sollte, so müßt' ich frevelhafter Weise auf gute hundertzehn Lebensjahre hoffen. So unmäßig wird man mit den Wünschen! Vor Zeiten hatt' ich mich gesehnt, nur noch 1855 zu erleben, weil in diesem Jahre Venedig in einer Nacht zu Grunde gehen sollte. Und als dies nicht eintrat, wünschte ich vier Jahre später, auf einer Orientfahrt zu sterben, weil dies immerhin interessanter, als die trockene Juristerei zu Ende zu führen. Und ich lebe noch, um berichten zu können, welche merkwürdige Begegnung ich auf meiner Brautfahrt gehabt.

Noch stand ich vor dem neuen Häuschen, es von Außen mit Wohlgefallen betrachtend. Ich hatte der jungen Herrin desselben als engster Landsmännin einen Besuch gemacht. Ihr Mann war auf einer Lehrerconferenz, und der Bau ist das Schulhaus, das sich die Berggemeinde S. errichtet, deren Kinder sonst an zwei geschlagene Stunden zu einem Lehrer hatten. Was nicht so eine einschichtige Gemeinde für die Bildung thut! Der S.-Graben ist wahrlich keiner der sanftesten dieser Gegend. Aber der Winkel ist sonnig, darein sich das kleine Anwesen schmiegt, und dieses zu schmücken, sind die jungen Lehrersleute bedacht. Die kleine Veranda ist umrankt, ein Laubgang zieht sich durch den Garten und das Obstwäldchen gedeiht hoffnungsvoll. So winkt' ich noch einen Abschiedsgruß zurück und war eben daran, auf die Heerstraße hinauszutreten, welche vor Zeiten von den Cimbern ausfindig gemacht worden, und auf welcher später Oesterreich seine Legionen nach Italien schickte, als ein junger Mann aus dem Walddunkel des Grabens trat und sich gleichfalls noch einen Rückblick in die liebliche Thalbucht gestattete.

Ich sollt' ihn kennen; er hatte sich augenscheinlich müde gelaufen; auf seinen Wangen zeigten sich scharf umrissene Röslein. Auch er stutzt,

und ja, man hat in anderer Umgebung für einander schärfere Augen; er ist, nun weiß ich's, der norddeutsche Antiquar mit den steirischen Sachen, und er erinnerte sich meiner als des kleinen Kunden vom vorigen Winter.

Ich begrüße ihn, indem ich sage: »Dies ist mein heimatlicher Boden und es überrascht mich, nicht nur, Sie hier zu treffen, sondern auch, daß wir Beide am Eingange eines Grabens stehen, der genau so heißt, wie Sie sich schreiben.«

Er darauf: »Es freut mich, daß wir Landsleute sind, aber wer von uns Beiden hier bodenständiger ist und sich die Heimat mehr kosten ließ, das bin ich. Wär' ich vermöglicher und lohnte sich's noch — schmerzliches Lächeln begleitet dies Wort —: hier möcht' ich mich ankaufen und mir solch ein Häuschen erbauen wie dieses.«

— »Es wäre Geschmack bei der Sache; Sie sind wohl sehr früh schon nach Norden verpflanzt worden, Herr S.?«

— »In der That sehr früh; bald werden es dreihundert Jahre!... aber wir kommen nicht vom Fleck. Wir haben wohl den gleichen Weg ins Murthal hinaus. Bald erreichen wir den Marktflecken. Ich habe mir im Graben die Schmiede, die Mühle, den Kohlbarren und jeden Hof besehen; das hat mich müd' und hungrig gemacht. Wenn Sie wollen, halten wir zusammen Mahlzeit.«

— »Einverstanden; und die Kreuzwirthin wird uns nicht kurz halten. Ich kehre gern bei ihr zu; sie ist die Tochter des musikfreudigen Schulmeisters, der mich zum Sängerknaben abgerichtet und ins Kloster gebracht hat. Damals, als ich fortzog in die Studien, war sie ein Wickelkind, ein schwächliches, und eine prächtige, wirthliche Frau ist aus ihr geworden.«

— »Und sehen Sie mich an: ich bin der letzte dürftige Enkel eines Huf- und Grobschmiedes aus hiesiger Gegend. So erstarken, so verkümmern die Menschengeschlechter. Ein Wald aber, der abgestockt worden, schießt wieder auf, und ein Graben, den Unduldsamkeit zur Oede gemacht, besiedelt sich aufs Neue. Weiß er um seine Vergangenheit? Jede Spur ist ausgetilgt oder überwachsen.«

— »Für einen sonnigen, würzigen Wandertag sind das ernste Betrachtungen. Sie müssen mir tischüber von Ihren Schicksalen und

Fahrten erzählen, und bei einem Landsmanne dürfen Sie erhöhte Theilnahme voraussetzen.«

— »Ja ja, meine Landesangehörigkeit erscheint Ihnen noch immer etwas zweifelhaft. Meine Wiege hat allerdings nicht hier gestanden, aber ich bin auf dem Weg ins Paltenthal zum Senior, um mir ein Grab in der Heimaterde zu sichern, und ich thu' es mit der Freudigkeit eines Mannes, der von den Anordnungen, die er zu treffen hat, nicht überrascht wird.«

— »Sie denken an ein frühes Grab und könnten mein Sohn sein, und ich, ich bin auf der Brautfahrt begriffen. Dies nur nebenher. Es soll uns das Eine nicht verzagt, das Andere nicht übermüthig machen. Die Scholle aber wartet unser Aller, auch wenn wir sie nicht vorausbestellt.«

Unter solch wunderlichem Geplauder gelangten wir vor die gastliche Schwelle. Der Gruß einer munteren, frischen Wirthin macht des weitesten Weges und jedes Steines darauf vergessen, an dem man sich etwa wund getreten. Und ein guter Tropfen thut unter allen Umständen seine Schuldigkeit. Wenigstens mundet er nicht übel, der Marwein, so genannt von weiland der Windischen Mark, die wieder Lust zeigt, zum schwärigen Pfahl im Fleische der edlen Styria zu werden. Auch prasselt's schon vom Herd her, und an leckeren Wohlgerüchen haben wir einen Vorschmaus.

Als aber das Gelüst' an Speis' und Trank gestillt war, der schwarze Kaffee in naher Aussicht stand und der Rauch der Cigarre sich emporkräuselte, begann der junge Antiquar: »Ich weiß nicht, ob der grausame Winter von 1600 hierzulande noch viel im Gedenken lebt . . .«

Ich, dazwischenfahrend: »Vielleicht erwacht er zu recht bedeutsamen Gedanken, wenn unsere Schwarzen es länger noch so forttreiben, daß sie am Lande und an der ihnen anvertrauten Herde zu Verräthern werden. Dann könnt' es aber auch leicht geschehen, daß die Bedränger zum Lande hinaus müssen, während die Verrathenen sich und ihr Seelenheil etwas anders betten.«

— »Daß damals an der Straße Goldammern erstarrt von den kahlen Aesten und aus der frostspinnenden Luft fielen; daß das Hochwild

in die Hausgärten hernieder kam, um nach einer vergessenen Rübe, nach einem Krautstrunk zu scharren; daß der Hund von der Kette genommen und in die warme Stube gethan werden mußte; daß der Wolf heulend die Anwesen umschlich und in den Gluth- und Lichtschimmer von Haus und Stall stierte; daß man auf dem Bretterboden wochenlang eine Leiche barg, eh' man sie zu Thal bringen konnte: das sind die Züge, die jener harte Winter noch in der spätesten Erinnerung aufweist; so ist er von Vätern und Großvätern ganzen Geschlechtsfolgen hindurch geschildert worden; solch tief in die Knochen frierendes Bild von ihm habe ich von den Meinen überkommen. Ein freundliches — Auswanderungswetter das!«

— »Nun glaub' ich Sie ganz zu verstehen, Herr S. Sie entstammen einer der vertriebenen steirischen Protestantenfamilien, hinter denen im grimmen Winter die beiden bischöflichen Ketzerbanner Stobäus und Brenner wie Racheengel mit feurigen Schwertern her waren, bis die armen Gehetzten die Landesmarken hinter sich hatten.«

— »Auch im Salzburgischen, auch im Bayerland war noch kein Bleibens. Ungewiß der Zufluchtsort, weit der Weg! Viele erlagen den Beschwerden; Erkrankte mußten da und dort zurückgelassen werden; Zugthiere standen um, und winterlich war selbst noch der gastliche Boden, den die Flüchtlinge endlich fern im Norden, zwischen den Weiden und Fichtenwäldern der Mark, zugewiesen bekamen! Denen aus unserem Graben wenigstens ist es so ergangen. Ihr Führer war der Hufschmied; stark gelichtet kamen sie an; die Drangsal einigt, daher sich Alle als Eine Familie fühlten; sie nannten sich nach dem engen verlassenen Heimatthal. Vom strengen Winter, von der traurigen Fahrt, von den fernen grünen Bergen war fort und fort die Rede in der kleinen Colonie. Das ward zur Familientradition, zum Haus- und Kindermärchen, zum gemeinsamen Bekenntniß, Sehnsucht weckend und das Verlor'ne mit einem zauberhaften Schein umwebend. Aber die Stammeshäupter starben ab, die weibliche Nachkommenschaft heiratete in andere Namen hinein, kurz: die S. erwuchsen in der Fremde zu keinem Volke; ich bin der Letzte meines Geschlechtes und zugleich auch der Letzte, an dem noch der alte Name haftet. Kränklich von Haus aus, zu einem kräftigen Handwerk untauglich, sucht' ich in einem Geschäfte tüchtig zu werden, das mich nicht an die Scholle band,

das mich mit alten Erinnerungen vertraut machte. Nennen Sie's einen romantischen, einen krankhaften Hang: ich wollte die alte Heimat aufsuchen, als hinge für mich das goldene Vließ da. Meine Arbeit, mein Sparen hatte bald keinen anderen Zweck. Und so bin ich zurückgekehrt als der Einzige, der, selbst wund, von einer verlornen Schlacht Meldung thut. Aber schau' ich diese Sonne, diese Berge, dieser Wälder Grün, so sage ich mir doch auch nicht ohne Stolz, daß ich mir selbst und daß ich in vieler Anderer Namen die Heimat wieder erobert.«

Ich war gerührt und erwiderte: »An Ihrem Heimweh erkenne ich, daß steirisches Blut in Ihren Adern fließt. Heimweh, geschichtlich aufgesammelt, zu heroischem Maße gesteigert, hat Ihrem Leben den Stempel aufgedrückt. An Ihrer gemessen, ist meine Heimatliebe Kleinmuth. Möge Ihnen die wiedergefundene Heimat die Gesundheit festigen und das Leben erheitern!«

Er lächelte ungläubig dazu, antwortete aber herzlich: »Und Ihnen viel Glück zu Weib und Kind!«

So trennten wir uns, aber doch erst drüben im Paltenthal.

Sein Glückwunsch hat mehr ausgegeben als der meine. Das Antiquariat ist in andere Hände übergegangen, und man erräth, warum.

Gedichte.

Von **Hieronymus Lorm.**

Die Thränen der Geliebten.

Liebevolle Thränen
Hat ſie mir geweint,
Daß mein tiefſtes Sehnen
Faſt geſtillt erſcheint.

Mangelt meinem Herzen
Eines Glückes Schwung,
Sind vereinte Schmerzen
Auch Vereinigung.

Unlösbare Fragen.

Was auf Erden mir genommen,
Fühl' ich tief in meiner Nacht;
Meine Freuden ſind verglommen,
Todesſehnſucht iſt erwacht.

Nur in meinem Geiſt entflammte
Längſt ſich eine höh're Welt.
Ob mein Herz ihr wohl entſtammte?
Ob es künftig ihr geſellt?

Der blaue Vogel.

Von M. E. delle Grazie.

I.

Eine lustige Gesellschaft saß am Rande des maigrünen Buchenwaldes, der schräg gegen die breite Reichsstraße abfiel. Man aß, trank und sang jauchzende Lieder in die warme, sonnige Luft. Unter den weißen Gedecken lagen die goldbraunen, keimsatten Schollen — auf ihnen frisch gepflückte Veilchen und Himmelsschlüssel; und die grünen Römer blitzten in der Sonne und zwischen den weichen, seidigen Fingern der jungen Frauen ...

Die Luft ging so hold, so versprechend! Das Moos an den uralten Buchen hatte lichtgrüne Sprossen, und das junge Laub zeigte noch die feinen Falten und zarten Wickellinien, die der Frühling entbunden. Die gesprengten Knospenwiegen aber zitterten bei jedem Windstoß in keuscher, heimlicher Mutterſorge. — Darüberhin tanzten die goldenen Lichtschmetterlinge mit ihren lautlosen Strahlenfüßchen und den keimwitternden Fühlhörnern; und wo sie hinan- und hinabliefen, sprang irgend eine Hülle, rieselte Leben, ging ein Schauer durch verträumte Knospen und zusammengekrampfte Wurzeln ... Und was ein- für allemal gestorben war, lag eben auch da: kleine, rührende Käferleichen, erstarrte Bienen, die sich zu früh herausgewagt. Im Schutze eines breiten, abgewelkten Klettenblattes hatte sogar ein Libellenflügel den Winter und seine Stürme überdauert. Der zitterte nun und irisirte im Lichte. Wer weiß, wo der kleine, schlanke Körper moderte, den er einst über Ried und Wellen getragen, wie einen bunten, schwirrenden Pfeil. Aber der Flügel war zurückgeblieben, so recht wie die Seele dieses Körpers. Da gab's kein Grab und keine Schminke für den Tod. Die kleine Welt hatte ihre Pflichten erfüllt — punctum; und lag nun in derselben Nacktheit da, wie das Leben ringsum, das

sich anschickte, über sie hinwegzugehen. Aber wie leise ... wie kaum merklich ... mit den tastenden Schritten einer Mutter.

Die lustige Gesellschaft sah wenig von den Dingen um sich; vielleicht, weil sie zuviel auf einmal sah, und Alles in sich hatte, den ganzen Frühling mit seiner lachenden Auferstehung! Und Alle lachten. Junge und Alte. Sie wußten nicht warum, und gerade das gab ihrem Lachen diese sonnige Melodie ... Ein junger, schöner Mann, der eine Flinte neben sich liegen hatte, und den Alle »Herr Forstmeister« nannten, schenkte immer wieder die Gläser voll. Frauen und Mädchen — alle gehörten ihm in diesem Augenblick — er wußte es — wie ihm die Jugend gehörte, und die Kraft und ihre sonnige Unbarmherzigkeit! Aber er blieb ein adeliger Sieger; und so ließen sich die älteren Männer um ihn seine Augenblicksherrschaft gefallen. Der Wein selbst, den er einschenkte, wurde übermüthig unter seinen Fingern und lief immer wieder über den blankgeschliffenen Rand der Gläser.

»Er träumt von seiner Jugend!« sagte ein älterer Mann, dem schon weiße Flocken um die Schläfen lagen. Und sein Blick wurde weich und tief. Dann lächelte er plötzlich....

Mitten durch den Goldregen, der von der Sonne niederging, kam ein kleines Mädchen auf die Gesellschaft zugeschritten. Es ging langsam, den Blick zu Boden geschlagen. Ein Schäferhut mit langen, rosa Bandschleifen, baumelte an dem mageren, braunen Aermchen. Die linke Hand hielt, fest zusammengekrampft, etwas fest; es mochten Blumen sein. Die langen, schwarzen Wimpern warfen braune Schatten über die Augen, und zwischen den hochgezogenen Brauen lag, senkrecht und tief eine Falte. Wie kam die in das Kindesantlitz? Der volle, herbgeschlossene Mund schwieg darunter.... Hinter der Kleinen blitzte der lichtüberfluthete Donauspiegel wie eine blankpolirte Metallfläche auf; von jenseits des Stromes grüßte, unter überhängenden Felsen, die alte Römerstraße herüber.... Das Auge des Vaters sah nur die blasse, magere Kleine. »Warum läuft sie nie wie andere Kinder?« dachte er unwillkürlich. Dann fuhr seine Hand langsam über Stirn und Augen.

»Rak!« kam es in diesem Augenblicke aus den hohen Buchenwipfeln herab. Alle sahen empor. Zwischen dem lichten Grün der jungen Zweige funkelten in der Sonne die prächtigen Flügelbänder eines großen Vogels:

seegrün, smaragden, tiefkornblumenblau. »Der schöne Vogel!« flüsterten die Frauen. Sie wollten ihn nicht verscheuchen.

»Eine Blaurake oder Mandelkrähe!« sagte der junge Forstmeister. »Die sind da, um gegessen zu werden!« Und schon hatte seine Flinte sie herabgeholt. Ein paar Blutstropfen färbten das weiße Tischtuch — die zuckenden Flügel des verendenden Vogels nahmen einen metallischen Glanz an — dann streckten sie sich ... Es war vorüber.

»Pfui, Sie Grausamer!« schalt die schönste der jungen Damen. Der Forstmeister lächelte und strich sich langsam den vollen, dunklen Bart. Sein Auge drang dabei tief in ihres. Sie that nur so — er kannte die Weiber! Heimlich liebte sie ihn für seine Grausamkeit. — »Und wie ich erschrak!« ging es im Chor der älteren Frauen.

»Ein delicates Thier, sag' ich Ihnen! Wir sollten es gleich hier braten, am Spieß!« Aber diesmal schlug sich keine mehr auf die Seite des Jägers. »Es wird spät — wir müssen aufbrechen!« Und dabei blieb es.

»Schade!« rief der Vater des kleinen Mädchens, indem er den Vogel langsam zu sich heranzog. »Er saß da oben wie ein Wundervogel und paßte so recht zu dem Ganzen! Wenn er nicht seinen mißtönenden Schrei ausgestoßen, hätte man ihn für den Frühling selbst halten können, so leuchteten seine Schwingen!«

»Vielleicht singt er im Paradies drüben umso schöner!« rief eine ältere Frau. Sie war fromm. »Aber was machen Sie damit?« frug sie erstaunt, als ihr Nachbar den Vogel weich in sein Taschentuch einhüllte. »Ich will ihn ausbalgen lassen und auf mein Schreibpult stellen, so bekommt er auch eine Stimme!« erwiderte er, und sah mit einem großen, sehnsüchtigen Blick noch einmal in die Frühlingslandschaft hinaus.

Das kleine Mädchen war leise an seine Seite getreten. Nun lag ihr Arm auf dem des Vaters; aber der Griff der jungen Hand war energisch und hart — wie Adlerfänge, die nach einer Stütze suchen. »Papa —« »Ja, mein Kind?« — »Trajan war ein großer Kaiser?« — »Gewiß, und ein berühmter Feldherr ... also da hinüber hast du wieder geschaut?«

Sie nickte kaum. »Berühmt!« wiederholte sie laut. Dann preßten ihre Lippen sich wieder fest aufeinander. Und über die Leiche des kleinen

Vogels hinweg, dessen blutiger Kopf aus dem Taschentuche baumelte, hinweg über die ganze, lebensingende Landschaft, irrte der Blick der Kleinen wieder nach der alten, felsigen Römerstraße.

Sonst hatte sie nichts gesehen ... von diesem ganzen Frühling.

II.

Es war zwanzig Jahre später, in einem berühmten, deutschen Curort. Durch die offenen Fenster des unwohnlichen Hotelzimmers strich der Abendwind und brachte etwas Blumenduft, viel Patchouly und die prickelnden Takte eines Delibes'schen Walzers herein. Auf der Chaiselongue lag eine blasse, noch jugendliche Frau. Sie war nicht krank; sie wußte eigentlich selbst nicht, weshalb sie die Cur hier gebrauchte. Auch nicht aus Langeweile. Für die gab es ja noch immer Bücher genug. Und wen man die Bücher nicht las, konnte man selbst welche schreiben. Sie hatte es gethan, so lange sie glaubte, daß sie den Menschen Etwas zu sagen habe. Und sie war das geworden, was die Menschen »berühmt« nennen. Sie hatte einen »Namen«. Ja, weiß Gott — aber gerade der war ihre Krankheit! Sie wußte es noch nicht lange, erst seit heute. Aber nun wußte sie's genau, unbarmherzig genau. Sie hatte so viele Menschen auf die Nadeln ihrer Gedanken gespießt, daß sie mit Nothwendigkeit endlich auf sich selbst kommen mußte. Und das ist ein grausames Vergnügen, denn man sieht nicht blos zu dabei. Einmal aber steht es Jedem bevor; und denen zuerst, die schon im Kindesantlitz das Kainsmal getragen: die senkrechte, tiefe Falte, zwischen Augen, die noch nichts wissen sollten. Und wie viel hatte sie zu wissen gemeint — damals! Soviel, daß sie über das ganze Leben hinwegsehen wollte, nach einem Ziel. Und nun stand sie am Ziel — und hinter ihr lag eine sonnige, steinige Römerstraße. Das — nannten die Menschen dann »Ruhm«. Aber hatte sie selbst nicht daran geglaubt? Und am inbrünstigsten in jener Nacht, da sie den Wurzelboden der Heimat für immer verlassen ...

An der alten Römerstraße vorüber fuhr der Wagen, der sie in »die Welt« brachte; mitten im klingenden Frost einer Decembernacht. Die Donau blitzte, ein einziger Eisspiegel, blaugrün unter der lichten Schneedecke hervor, die der Sturm immer wieder aufwühlte, daß die zerrissenen Flocken zu feinen Krystallpfeilen wurden, die im glitzernden Blau der

Vollmondnacht hin- und herschwirrten. Auf der Straße lag fußhoch der Schnee; der Wald, der sie ihrer ganzen Länge nach begleitete, knarrte und bog sich, und von den Berghängen herab kam das Geheul der Wölfe, so hungrig und wüst, daß die seidenen Flanken der Pferde leise zitterten. Durch den bewegten Schleier der Luft funkelten die Sterne mit vibrirendem Glanz. Und am jenseitigen Ufer, gerade dort, wo die alte Römerstraße hinzog, hüpften dunkle Flammen geheimnißvoll durch die violetten Schatten der Nacht. »Serbische Schmuggler!« sagte der Kutscher zu der Mutter der Kleinen. Aber das Kind mit den brennenden Augen und den Wangen, die nicht einmal der Frost zu röthen vermochte, wußte es besser. Das waren Dämone — die Dämone des Ruhms, die ihre Seele in die kalte Nacht stolzer Einsamkeit schleppten, die allein ihre Gefährten sein durften, ein ganzes Leben lang, wollte sie ihr Ziel erreichen. So hatte sie sich's zurechtgelegt, Schritt für Schritt, und darum war sie die Einzige, die weder fror, noch sich fürchtete in dieser Nacht. Denn ein schlimmerer Wolf heulte in ihr, einer, der Alles was das Leben schön macht, verschlingen mußte, um, wenn es gut ging, des Lebens Schönheit um das Maß einer Linie zu bereichern.

Auch an dem Waldrand, wo im Frühling die Primeln geblüht, und das Gefieder des blauen Vogels gefunkelt, kam der Wagen vorüber. Rasch, hart, daß der gefrorene Boden hohl und seltsam unter ihm dröhnte. Vorüber an allen Erinnerungen! Aber sie hatte keine Wurzeln; denn sie hatte ein Ziel; und darum ging es ihr noch immer nicht schnell genug. Nur einmal war ihr, als höre sie, unter der Erde hervor, ein Wehklagen, wie von fernen, fernen Stimmen; da sah sie wieder nach der Römerstraße hinüber . . .

Sie schleppte eine schwere Sünde mit sich; die unverzeihlichste: die Sünde wider das Leben. Heute wußte sie's; doch es war zu spät! Denn wer in solchen Nächten nicht frieren und weinen kann, der friert dann sein ganzes Leben lang. Weinen aber kann er nie wieder! Ja, was hatte sie denn den Menschen zu sagen gehabt? Und wären es goldene Wunder gewesen — Nichts hätte sie von jener Sünde losgesprochen!

Und sie beugte ihr Haupt — tief, tief. Nicht um zu weinen — sie schämte sich. . . .

III.

Draußen war die Musik schon lange verstummt, der widrige Patchoulyduft vom Abendwind fortgefegt. Der allein sang jetzt in den Zweigen der uralten Linden und Platanen vor dem Fenster, das noch immer weit offen stand — dem werbenden Duft der Levkojen und Reseden draußen, und den tausend heimlichen Stimmen der Nacht, die kamen und gingen, wie leise, verträumte Vogelrufe.... Das Bild des Vollmonds stand in den hellen Scheiben, mit der unbewegten, lichtausstrahlenden Majestät eines Wunderthäters. Ganz in der Ferne, regungslos und schwarz, die Wipfel eines Tannenwaldes. Darüber, wie zerfließend, eine feine silberne Linie.

Das Haupt der blonden Frau war zurückgesunken. Augen, die seit Monaten keinen Schlummer gefunden, hatten sich geschlossen. Und sie träumte....

Erst war nur ein buntes Gewirr um sie: Menschen und Ereignisse, Zeit und Raum gingen toll durcheinander. Immer aber hatte sie das Gefühl, daß Etwas geschehen müsse — Etwas, das sie noch nie erlebt und doch gleichsam im Spiegel ihrer Seele zittern sah, wie die Linien eines Bildes, das sie vor langer, langer Zeit irgendwo einmal gesehen! Und plötzlich fand sie sich in einem Zimmer wieder. Sie glaubte, es sei ihr eigenes, denn sie saß an einem Schreibpult. Aber nein — da stand ja der ausgebalgte, blaue Vogel! Also war's die Stube des Vaters... Sie sann und sann. Hatte sie dem Thier in übermüthig-kindlicher Laune nicht einmal Feder um Feder ausgezogen, langsam, fast grausam — und es dann fortgeworfen, wie jedes Spielzeug, das sie zerstört? Und nun stand es wieder da, und leuchtete ordentlich; denn sie sah es genau: nicht von der Sonne — von den metallisch-schillernden Schwingen des Vogels ging der zauberische Glanz aus, der rings umher lag, wie eine geheimnißvolle Glorie.

Sie trat näher hinzu. Sie wollte den Vogel berühren, ihn antasten. Wie konnte Etwas, das sie selbst so gründlich zerstört, noch immer da sein? In diesen lachenden, ewigen Farben?

Plötzlich fuhr sie zurück. Sie konnte nicht recht gesehen haben... Da — wieder! Der todte Vogel regte sich! Erst kam's wie ein Zucken in die Flügel; dann streckten sie sich — aber nicht so heftig wie damals, beim Verenden. Nein, etwas Aufschauernd-Seliges, unendlich Rührendes

lag in dieſer Bewegung, die ſo hilflos und göttlich zugleich war, daß die bleiche Frau im Traume die Hände faltete, und wie betend vor ſich hinſprach: »Das iſt die Auferſtehung!« Und ſieh: der Vogel, der nie eine Stimme gehabt, breitete plötzlich die Schwingen und flog, einen wunderſamen Flötenton von ſich gebend, mitten auf ihre gefalteten Hände. Und ſie blieb ſtehen, regungslos ... ſo ſtill, daß ſie das Pochen der eigenen Pulſe fühlte, in dieſen Händen, die das Leben trugen, mit ſeiner ganzen, todbezwingenden Ewigkeit.

Und der Vogel ſang ... was er ſang aber, war nicht blos Ton, es wurde Bild und Duft und Empfindung. Ganze Roſenhecken blühten auf unter ſeinem Lied und dufteten, daß ihr die Sinne vergingen. Ein einziges, ſtarkes Gefühl, das Schmerz und Luſt zugleich war, durchſchüttelte ſie und nahm ſie förmlich hin. Sie hätte die ganze Welt um Verzeihung bitten mögen; aber ſie brachte kein Wort hervor. Ein befreiendes Schluchzen nur hob und ſenkte ihre Bruſt, und ihre Thränen rannen wie ein erlöſender Frühlingsregen. Tropfen um Tropfen fielen ſie auf das ſchimmernde Gefieder des Vogels, und immer ſchöner, immer jauchzender ſang er. Es war ihre eigene Seele, die ſie da hielt, die ſie erlöſte mit dieſen Thränen! Nur bunte, leuchtende Schwingen hatte ſie gehabt bis heute; nun bekam ſie eine Stimme — die Stimme, welche das Leben erweckt, indem ſie ſich ihm hingibt....

Thränenüberſtrömt erwachte ſie. Ein Schauer ging an ihr nieder. Hoch am Himmel ſtanden Mond und Nacht in myſtiſcher Umarmung. Der Balſamduft einer himmliſchen Kälte war um ſie — wie er in geheimnißvollen Grotten athmet, und von blumengeſchmückten Leichen ausgeht. Aber das lag hinter ihr ... dem blaſſen, feinen Streif im Oſten, der die Sonne ankündigte und das Leben, ſtreckte ſie die Arme entgegen, ſehnend, inbrünſtig.

Sie konnte den Morgen kaum erwarten; denn nun hatte ſie Etwas zu ſagen....

Gedichte.

Von **Cajetan Cerri.**

Spätherbst.

An jedem Haus geschlossen Thür und Fenster,
Bleischwer der Himmel, eisig kalt die Luft;
Des nahen Winters schleichende Gespenster
Zieh'n stumm heran, — die Welt gleicht einer Gruft

Und Alles schläft. Auf eines Hügels Neige
Steht einsam dort ein alter Lindenbaum;
Er beugt, vom Sturm bewegt, die kahlen Zweige,
So wie ein Greis sein kahles Haupt im Traum.

Ein Blatt nur, halbvergilbt, hält noch mit Beben
Sich fest am Baume in den Wipfelhöh'n,
Und will vom Stamm nicht lassen . . . ach, das Leben,
Wenn auch umtost von Stürmen, ist doch schön!

Was nicht stirbt.[1])

An Stella.

Daß du, mein Kind, daß du zu mir gesprochen:
»Im Sterben sei die Poesie begriffen!« —
Nein! bis ein Herz noch schlägt, bleibt ungebrochen
Das Schiff der Poesie, trotz Sturm und Riffen,
Und bis uns klingt wie Harfenspielgekose
Der Liebe Melodie, —
Das Eine glaube, schöne Glaubenslose, —
Stirbt nicht die Poesie.

[1]) Nach dem Italienischen des Bernardino Zendrini.

Nein! bis von ferne segnend Morgenröthe
Und Abendröthe unſ're Stirn' noch küſſen,
Bis rings auf Berg und Flur im Ton der Flöte
Uns Nachtigall und Lerche lieblich grüßen,
Bis Falter, ſtolz auf ihre gold'ge Hülle,
In uns ſchafft Phantaſie,
Und über uns noch glänzt der Sterne Fülle,
Stirbt nicht die Poeſie.

Nein! bis uns noch geheimnißvoll auf Erden
Umweht der Hauch vergang'ner großer Tage,
Und noch Myſterien birgt der Zukunft Werden,
Die einſt vielleicht doch löſen manche Frage,
Bis noch mit edler Kraft das Ruhmgepräge,
Das Dante ihm verlieh,
Italien wahren wird auf ſeinem Wege,
Stirbt nicht die Poeſie.

Nein! bis vom Meer noch wild emporgeſtiegen
Die letzte Hochfluth an der Küſten Mauer,
Bis Menſchenluſt mit Kränzen ſchmückt noch Wiegen,
Mit Kränzen Gräber ſchmückt noch Menſchentrauer,
Bis noch ein Fink im Neſt für ſeine Kleinen
Mild Sorge trägt, — und ſieh':
Bis du, mein Kind, noch lächeln kannſt und weinen,
Stirbt nicht die Poeſie.

Ein Zündhölzchen.

Faſt werthlos, klein, ein Spielzeug der Verſchwendung,
Mußt, armes Ding, dein Kleinſein ſchwer du büßen;
Man wirft dich weg nach flüchtiger Verwendung
Und tritt dich dann vielleicht auch noch mit Füßen.

Du aber kennſt die Rache! Harmlos ſcheinbar,
Doch zornesglühend noch dahin geſunken,
Gibſt du zu manchem Schreckniß, groß und furchtbar,
Den erſten Anlaß oft, den erſten Funken.

Der Funke greift um ſich, genährt vom Winde,
Und wächſt und wächſt zu immer höh'ren Flammen;
Es brennt das Thor, im Garten brennt die Linde,
Die Stiege brennt — bald ſtürzt das Haus zuſammen.

Und Alles liegt im Staub, zerſtört, zerklüftet!
Entſetzt ſtarrt man ſich an im Flammenſcheine
Und fragt: Wer hat ſolch' Unglück angeſtiftet?
Da ziſcht es aus der Gluth: »Ich war's, das kleine,

Das weggeworf'ne Ding, das nun verwandelt,
Als Brand es ſtraft, daß man in blindem Trachten
Wegwerfend und mit Fußtritt mich behandelt —
Hochmüth'ge Welt, lern' das Kleine achten!«

Die Kunst, Trinksprüche auszubringen.

Von F. Groß.

Wenn man selbst in dem Geruche steht, ein gewandter Tischredner zu sein, wird Einem eindringlich nahegelegt, mitzutheilen, worin die Kunst des Toastirens liege und wie man sich dieselbe mühelos und rasch aneignen könne. Nun sollte man da nicht aus der Schule schwatzen, denn es ist schön für einen eitlen Egoisten, sich einzubilden, er könne etwas, was nicht Jeder im Stande sei. So man aber von Eitelkeit und Selbstsucht sich frei weiß, fällt es Einem nicht schwer, das Kunstgeheimniß zu verrathen.... Deshalb nehme ich keinen Anstand, zu erklären, daß ein solches Geheimniß nicht existirt. Wer überhaupt will, kann Trinksprüche von sich geben, man braucht dazu weder Talent, noch originelle Einfälle, ja, die letzteren könnten, falls sie vorhanden wären und sich geltend machten, geradezu schädigend wirken, denn der Hörer, der im Allgemeinen nur mit Widerstreben sich den Kopf zerbricht, thut dies insbesondere ungern während einer Mahlzeit. Ein Trinkspruch ist eine Gelegenheit, zu reden, aber nicht: etwas zu sagen. Allenfalls thut man gut daran, sich einige Routine zu erwerben. Diese kann freilich nicht in der Stille errungen werden, und es ist auch nicht thunlich, Toastexperimente — nach dem Muster der Anatomen — zuvor an Kaninchen und anderen Thieren und dann erst an Menschen zu machen. Das Kaninchen verspürt Toaste nicht — das glückliche Geschöpf! Sofort muß man bei Seinesgleichen operiren, ohne Rücksicht darauf, ob die Betroffenen Schmerz empfinden oder nicht. Die Vivisection unserer Brüder und Schwestern erweist sich als harte Nothwendigkeit; jede Anwandlung von falschem Mitleid ist eine Berufsstörung, welche der Toastredner sich muthwillig zuzieht. Als ich mit der bewußten Kunst begann, hielt ich probeweise Lovely, meinem Rattler, mehrere Trinksprüche; er wedelte vergnüglich mit seinem goldblonden, geringelten Schweiflein, weil es ihn unsäglich

freut, wenn man ihn laut anredet — einen Maßstab zur Beurtheilung meiner Worte konnte ich von dem Köter nicht gewinnen. Molière las seine Stücke seiner Köchin vor; man wird mir zugeben, daß zwischen einem Hunde und einer Köchin ein Unterschied ist, ich brauche kaum zu sagen: welcher. Also es heißt: muthig drauf los toastiren, bis man sattelfest ist und die Kinderkrankheiten mannhaft überwunden hat. Das geht schneller, als man glaubt oder fürchtet. Langjährige Erfahrung hat mich überzeugt, daß man nur drei oder vier Schablonen braucht, die man für die verschiedenen Anlässe variirt. Auch genügen etwa ein halbes Dutzend Witze — ihrer sechs machen eines aus — um für das Entstehen der landesüblichen Heiterkeit zu sorgen. Während sonst die Leute arg prätentiös sind, an einer Declamation, an einer Vorlesung strenge Kritik üben, verhalten sie sich bei Tische ungleich nachsichtiger und schlucken Alles gutwillig hinunter. Der mit Essen und Trinken beschäftigte Mensch befindet sich in einer versöhnlichen Stimmung, mehr oder minder, je nach der Qualität von Küche und Keller. Darum wird ein vorsichtiger Redner sich von der Güte der Speisen und Getränke bestimmen lassen, zu schweigen oder zu sprechen. Wenn das Menu schlecht ist, dann redet man vergebens Perlen. Ich habe beobachtet, daß ich die größten Erfolge als Tischredner bei Sacher in Wien und bei Palugyay in Preßburg davontrug; viel schwächer wirke ich dagegen, wenn ich selber Jemand bewirthe und ihm im Laufe des Mahles mit einem Toast komme, auch wenn er noch so lang ist. Merkwürdig, aber wahr! — Man wird mir entgegnen, daß manchmal auch während eines vorzüglichen Soupers ein Toast abfällt; das mag geschehen, aber in diesem Falle ist eine himmelschreiende Ungeeignetheit zum Tischreden im Spiele. Aber wer die einfachsten Kunstgriffe kennt, wird bei zartem Geflügel, begossen mit echtem »Jockeyclub«, einen sicheren Effect hervorbringen, außer er stottert oder ist der Consonanten nicht Herr.

Um sich Muth zu machen, halte man sich vor Augen, daß die Mehrzahl der anerkanntesten Tischredner es mit dem Periodenbau, mit der Durchführung eines Gedankens nicht sehr genau nehme. Ein Toastirer, dessen Rede man stenographiren und unverändert in Druck legen kann, ist beiläufig so selten wie ein lachsrother Rabe. Der Hörer bemerkt die Mängel und Lücken dessen, was ihm geboten wird, nicht, er hört darüber

hinweg, wenn der Redner sich nichts merken läßt. Ich habe einma einen Toast eines gefeierten Redners nachgeschrieben; aus meinen Aufzeichnungen setze ich einige Passagen hieher: »Meine Herren und Damen! Der Mann, um welchen hier in unserer Mitte versammelt sind, hat sich um unsere Stadt, um das Reich, ja, wir dürfen es sagen: um die ganze civilisirte Welt so unvergängliche Dienste erworben. Ich bin überzeugt, daß ich Ihnen Allen aus der Seele spreche, wenn ich unserer Verehrung Ausdruck leihe, auf welche der Vortreffliche Anspruch. Ja, es kann nur eine Stimme darüber herrschen, daß wir ihm zu tiefem Danke verpflichtet sind, und daß, meine Herren und Damen, gewiß fühlt er es trotz seiner sprichwörtlich gewordenen Bescheidenheit am besten, zu tiefem Danke für seine unsterblichen Thaten, denn wer den Besten seiner Zeit gelebt, meine Herren und Damen! Wir erfüllen nur eine heilige Pflicht, wenn wir ihm ‚Tribut, Verehrung zollen'.« So ging das zwanzig Minuten fort, rauschender Applaus erscholl zum Lohne, und es fiel Niemand ein, unter dem Tische zu suchen, was der illustre Redner fallen gelassen hatte.... Aus derartigen Beispielen folgt die Lehre, daß man die Sprache nicht zu beherrschen braucht, um ausgezeichnete Trinksprüche auszubringen. Mancherlei Finten gibt es allerdings, welche man sich aneignen soll, aber dazu gehört keine besondere Geschicklichkeit, man hat nur zu controliren, was die Anderen thun. Zu dieser Gattung zähle ich zum Beispiel die Uebung, scheinbar an die Worte eines Vorredners anzuknüpfen. Das macht man so: Man studirt sich zu Hause den Toast Wort für Wort ein (am besten vor dem Spiegel), und hängt an eine Wendung, deren ein geehrter Vorredner sich bediente, passend oder unpassend das Auswendiggelernte. Falls das Citat ungenau ausfällt, ist das Publicum über die Gabe der sonnenklar bekundeten Improvisation derart verblüfft, daß es weder die Ungenauigkeit, noch den mangelhaften Uebergang gewahrt.... Speciell zu empfehlen sind die verschiebbaren Improvisationen. Sagt man etwas, was der Hörer bei einigem guten Willen für gewagt halten kann, so hält man einige Secunden inne und fährt nachher fort, je nachdem das Publicum sich still verhalten oder irgend eine Aeußerung gethan hat – entweder: »Sie unterbrechen mich wegen dieser kühnen Behauptung, aber ich halte sie trotzdem aufrecht« oder: »Da Sie die Freundlichkeit haben, dieser kühnen Behauptung schweigend

zuzustimmen, fahre ich fort« — und in einem wie in dem anderen Falle sagt man weiterhin das Nämliche und imponirt dem Laien durch unentwegbare Geistesgegenwart. Wenn man, wie ein Taschenspieler, »Einverstandene« hat, bestelle man sich Unterbrechungen: »Bravo« oder »Oho«. Man stutzt und replicirt: »Ihr Beifall beweist mir, daß ich das Richtige getroffen habe« oder »Trotz Ihrer Einwendung kann ich nichts zurücknehmen«. Beim Gebrauche dieser bewährten Mittel hüte der Redner sich sorgsam, seine eiserne Ruhe zu verlieren. Ruhe und Sicherheit sind für ihn überhaupt unumgänglich nothwendig. Besitzt er diese Eigenschaften vom Hause aus, oder gewinnt er sie sich nach und nach, so darf er sogar das Haarsträubendste bieten. Ich erinnere mich an ein in Wien stattgehabtes deutsches Schützenfest, bei welchem der Vorstand eines akademischen Vereines also begann: »Jungfrau Germania! Du siehst deine zahllosen Söhne hier vereinigt.« Für den Augenblick ging die gewagte Stelle ungefährdet vorüber, erst nachträglich stieß Der oder Jener sich an die physiologische Schwierigkeit des Bildes.... Außer der Ruhe und Sicherheit ist auch eine gewisse Rücksichtslosigkeit vonnöthen, aber die läßt sich bald erlernen, so man nicht auf den Kopf gefallen ist. Schwächliches Mitleid gewöhne man sich ab. Man schwinge sich zu der Anschauung empor, daß jede Tischgesellschaft nur der Toaste wegen lebt und daß die Versammelten sich nicht an den ihnen vorgesetzten Gerichten, sondern an den Trinksprüchen pflichtgemäß zu ergötzen haben. Wer noch nicht genugsam abgehärtet ist, wird vielleicht schwanken, ob er seine Mitmenschen schonen oder ob er loslegen soll. Dieses Schwanken drückt sich dadurch aus, daß der mit sich Ringende schweigsam wird, Essen und Trinken nicht berührt, verloren vor sich hinstarrt und, wenn man ihn anspricht, wie aus einem Traume erwacht. Er fragt sich: Soll ich, soll ich nicht? Angesichts des Kampfes sage ich mir insgeheim: Er wird, er wird! Und so geschieht es in der Regel. Der böse Dämon siegt, der Schweiger steht auf, klopft mit dem Rücken des Messers an ein Glas und thut, was er nicht lassen kann. Diese Sorte von Tischrednern steuert auf krausen Umwegen immer demselben Ziele zu. Nachdem sie etwas gesprochen hat, was gar keinen Sinn hat, endigt sie, erleichtert aufathmend, mit der Phrase: »In diesem Sinne erhebe ich mein Glas!« Man darf nicht zaghaft sein, nicht erwägen, ob den Hörer etwa

eine Anwandlung von Spottluſt überkommen wird. Hätte man ſolche Bedenken, ſo dürfte man auch nicht übertreiben. Aber in Wirklichkeit können grelle Uebertreibungen nicht dringlich genug empfohlen werden. Der oder die Angetoaſtete iſt als Zierde eines Standes oder der Menſchheit zu bezeichnen. Der Superlativ iſt in Permanenz zu erklären. Man kann ſicher ſein, keine Berichtigung zu erfahren, nicht einmal von Seite des Objectes der Uebertreibungen..... Nur muthig voran! Manche Tiſchredner kommen ein Leben hindurch mit einem Gegenſtande aus. Es gibt welche, die immer den Toaſt auf die Frauen ausbringen. (Nebenbei bemerkt, treten die Damen nur ſelten als Tiſchrednerinnen auf; auf dieſem Gebiete winken ihnen Lorbeeren, nach denen ſie bisher unbegreiflicher Weiſe faſt gar nicht geſtrebt.) Dieſen Schimmel reiten ſie mit Sicherheit; eine Variation ergibt ſich nur inſoferne, als es ſich um eine Herrengeſellſchaft oder um eine Verſammlung beider Geſchlechter handelt. Einleitend bemerken ſie entweder: »Obwohl wir nicht das Glück haben, die holden Frauen hier zu ſehen, welche himmliſche Roſen ins irdiſche Leben flechten und weben« oder: »Da wir ſo glücklich ſind, die holden Frauen hier zu ſehen, welche himmliſche Roſen« u. ſ. w. Der Reſt kann der gleiche bleiben.... In früheren Jahren half man ſich bei öffentlichen Banketten mit dem Toaſt auf die Preſſe durch, der ein wenig aus der Mode gekommen.... Dagegen iſt es nach wie vor ein ſehr rathſamer Anfang, wenn der Redner erklärt: »So viel und ſo glänzend heute auch ſchon geſprochen worden, habe man doch etwas vergeſſen«, welcher Introduction man einen beliebigen Toaſt anfügt, am liebſten einen »wilden«, etwa bei der ſilbernen Hochzeitsfeier eines Strumpfwaarenfabrikanten ein »Hoch!« auf den Sultan von Dahomey, weil dieſer edle Monarch Strümpfe trägt. Für die »wilden« bedarf es übrigens keiner Taktik, keines Syſtems, denn ſchier Niemand hört ihnen zu, und über das Gewirre von Durcheinanderſprechen, Seſſelrücken, Tabakrauch und Speiſengeruch laſſen ſich einige eruptiv ausgeſtoßene Worte, wie »Begeiſterung«, »Liebe«, »Anerkennung«, »ewige Dankbarkeit« gebrauchen, ohne ſichtbaren Zuſammenhang. In dieſer Situation ſagt man einfach, was Einem beliebt, denn jede Controle hat aufgehört.

Will man noch gewiſſer ſein, daß das Auditorium ſich des letzten Schimmers von Urtheil begibt, ſo bekunde man Rührung. Rührung iſt

das beſte Mittel gegen Nachdenken. Hält man mit vor Bewegung erſtickter Stimme inne, ſo werden ſich ein paar Leute bereit finden, Thränen zu vergießen, ohne zu wiſſen: warum? Die meiſten Menſchen weinen eben für's Leben gern.

Das ſind ſo einige flüchtige Andeutungen für Toaſtredner. Ich gebe ſie in guter Abſicht und hoffe, dadurch Manchen, der bisher bei Tiſche den Mund nur öffnete, um zu eſſen oder zu trinken, zu einer neuen Thätigkeit ermuntert zu haben. Und ich verlange nichts dafür, als was ſich in den kurzen Toaſt zuſammenfaſſen läßt: »Meine Damen und Herren! Laſſen Sie mich leben!«

Gedichte.

Von **Adolf Pichler.**

Spruch.

»Dieſes wäre jetzt die Stunde? —
Auf! Die Sonnenuhr zerſchlagen!
Weil nun für den Lauf der Zeiten
Wir das Maß im Kopfe tragen!«

Doch die Sonne wandelt ruhig
Hoch am Himmel ihre Kreiſe,
Und ſo bringt auch eure Weisheit
Sie nicht aus dem feſten G'leiſe.

Das Paradies.

Suchſt du das Paradies? Du ſchleichſt erſchreckt
Von ſeinem Thore, das die Nacht verdeckt.
O bleib! O wag' es durch den Spalt zu ſchauen; —
O bleib! O bleib! Warum das feige Grauen!
Das Paradies iſt dort, wo jede Hoffnung ſchweigt,
Das Abendroth verblaßt, das ſie gezeigt,
Der Glaube ſelbſt erliſcht im weiten Meer,
Das die Unendlichkeit erfüllet groß und hehr.
Das Paradies! du wirſt vom Leid geneſen,
Wenn du vergeſſen kannſt, was du geweſen!
Das Paradies! — In ſeine heil'ge Stille
Führt dich entſagend nur ein reiner Wille,
Der wie ein Flämmchen in die Höhe ſchwebt,
Und ſelbſtlos dich ins Reich der Liebe hebt!

Ein Brief von Bodenstedt über Adolf Pichler.

Mitgetheilt von **S. M. Prem.**

Im Jahre 1888 hatte ich einen Zeitungsaufsatz über die »Lieder des Mirza Schaffy«, 1889 meine Schrift über Adolf Pichler mit einem Briefe an Bodenstedt gesandt; 1890 ging ich ihn um ein Urtheil über die Dramen Greif's an, worauf das folgende Schreiben an mich nach Bielitz gelangte. In diesem interessirt besonders das Urtheil über Pichler, den Bodenstedt in den Fünfzigerjahren bei den »Krokodilen« in München kennen gelernt und noch in seiner letzten Lebenszeit in guter Erinnerung hatte. Aber auch die Thatsache, daß dem ehemaligen Theater-Intendanten Martin Greif's Dramen völlig unbekannt waren, ist literarhistorisch nicht ohne Bedeutung.

Wiesbaden, 14. November 1890.

Sehr geehrter Herr! Ihre gütigen Zusendungen habe ich s. Z. richtig erhalten und würde nicht ermangelt haben, Ihnen gleich dafür meinen Dank auszudrücken, wenn mir das möglich gewesen wäre. Mein altes Augenleiden hat in den letzten Jahren in einer Weise zugenommen, daß ich weder Concerte, noch Theater besuchen konnte, und hunderte von Briefen habe unbeantwortet lassen müssen. Dazu hat sich dann noch ein anderes schweres Leiden gesellt, welches mich zwang, den letzten Sommer im Bade Wildungen zuzubringen, wo mir bei der strengen Cur alle geistige Arbeit untersagt war. Ich hoffe, Sie werden deshalb die Verspätung der Beantwortung Ihres ersten Briefes gütigst entschuldigen. Mit Ihrer Beurtheilung Adolf Pichler's bin ich ganz einverstanden; ich habe ihn vor einem Menschenalter persönlich kennen gelernt und selten wieder einen Menschen gefunden mit einem so hochstrebenden, gesunden Geist in einem so kräftig gebildeten, gesunden Körper. Er würde durch seine Epigramme und anderen Dichtungen weit bekannter in Deutschland geworden sein als er ist, wenn er seine Geistesfunken früher

zu einer Flamme angefacht hätte. Die zersplitterten, flugblattartigen Veröffentlichungen wirken nur in seltenen Fällen nachdrucksvoll.

Was nun Martin Greif betrifft, so kann ich über seine Dramen kein Urtheil abgeben, da ich nur seine Gedichte kenne, in welchen ich viel Schönes gefunden. Hier ist von seinen Schauspielen noch keines aufgeführt worden und auch von den Buchhändlern noch nie eines zur Ansicht geschickt worden. Sie sind mir also völlig unbekannt.

Ich kritzle diese Zeilen, so gut es gehen will, gleich nach Empfang Ihres von gestern datirten Briefes und verbleibe mit freundlichsten Grüßen

Ihr verehrungsvoll ergebener

F. v. Bodenstedt.

Prolog

zu »Meister Gilg. Eine tiroler Künstlergeschichte in Versen«.[1])

Von **Angelica v. Hörmann.**

Seit meiner Kinderzeit
Sind mir vertraut die dunkeln Erzgestalten,
Die ernst und stumm im Raume, gottgeweiht,
Ums Kaisergrabmal Wache halten.
Wie oft, wenn draußen Sommersonnenschein,
Und durch des nahen Gartens Schattengänge
Lustwandelte die Menge,
Zog's in die stille Kirche mich hinein.
Mit leiser Scheu beschritt ich ihre Schwelle,
Mir war's als trät' ich aus der Sonnenhelle
Der Gegenwart ins Schattenland,
Als winkte eine Geisterhand
Aus längst verscholl'nen Tagen mir herüber.
Und erst des Abends! Wenn sich trüb und trüber
Der Dämm'rung Flor um die Gestalten spann,
Und mit dem Mondlicht durch das Fenster
Der Ampel rother Schein in Eins zerrann!
Da schienen sie zu wachsen wie Gespenster,
Aufragend bis zu des Gewölbes Bogen,
Verzerrte langgestreckte Schatten zogen
Sich hinterher, unheimlich anzuschauen,
Daß mich durchrieselte ein Grauen.

[1]) Das auf fünf Gesänge berechnete Gedicht behandelt die Schöpfung der Erzfiguren am Maximilian-Denkmal der Hofkirche in Innsbruck, welche zum größten Theil von Meister Gilg Sesselschreiber herrühren. Die im Prolog erwähnte alte Bilderhandschrift, welche die fein ausgeführten colorirten Entwürfe Gilg Sesselschreiber's enthält, befindet sich an der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien. Der jüngst verstorbene Kunsthistoriker Hofrath Dr. David Ritter v. Schönherr benützte sie zu seinen Arbeiten über das Maximilian-Denkmal und gestattete der Dichterin Einblick in dieselbe.

Wenn dann ein Schritt durch dieſes Schweigen klang!
Wohl wußt' ich, daß ein Mütterlein es war,
Das harmlos hier gebetet am Altar
Und nun ſich ſchickte zum Nachhauſegang,
Und dennoch mußt' ich ſtets erſchrocken denken,
Daß Einer aus der Reih'
Aus tauſendjähr'gem Schlaf erſtanden ſei
Und wolle nun zu mir die Schritte lenken. . . .
Nicht länger hielt's mich mehr im Gotteshaus,
Aufathmend eilt' ins Freie ich hinaus.
Doch nicht ſo bald konnt' ich dem Spuk entrinnen;
Vor den erregten Sinnen
Stand noch im Traum die ſchwarze Runde
Und erſt in heller Morgenſtunde,
Wenn goldig klar die Sonne aufgegangen,
Zerſtob der Bann, der mich umfangen. — —
Seitdem iſt manch' Jahrzehnt
Verfloſſen in des Zeitenſtromes Wogen,
Viel ſank dahin, was ich gewähnt,
Viel Leid und Luſt entſtand und iſt verflogen.
Der Heimat weilt' ich lange fern indeſſen
Und neues Schöne lockte zum Beſuch,
Die »ſchwarzen Männer« hatt' ich faſt vergeſſen.
Da kam mir jüngſt ein altes Buch
Durch Freundesgunſt zufällig in die Hände;
Und ſieh! nun ich die Blätter wende,
Da fand ich wieder drin die alten Recken
Voll ſtillen Zaubers und geheimer Schrecken:
Ein Gruß aus Kindermärchenland!
Nicht ſchwarz, wie ich ſie ſtets gekannt,
Ihr Urbild war's in Farben unverblichen,
Noch ſteif der Styl, der ſpäter in Verruf,
Und doch in allen ungelenken Strichen
Die Meiſterhand verrathend, die ſie ſchuf.
Die Hand des Meiſters Gilg! ſo ſtand's zu leſen.

Er war's, der sie erdachte,
Ein Mann, voll Widerspruch im Wesen,
Den stets verdroß, was er vollbrachte —
Ein Räthsel er und sein Geschick.
Nur ungern trennte sich mein Blick —
Der alte Zauber aus den Jugendtagen
Hielt nun aufs Neu' in Fesseln mich geschlagen.
Zur Kirche eilt' ich dann wie dazumal;
Ich schritt die Reihen auf und nieder,
Bewunderte die Kraft der Glieder,
Des feinen Zierats künstlerische Wahl,
Auf Schild und Harnisch ausgeführt genau,
Der Frauen Tracht, der Helme Bau
Und die Gesichter mit dem kühnen Schnitte.
Wo hatt' ich solche Züge schon gewahrt?
Im Feld? Im Wald? Auf einer Wanderfahrt?
Im Bauernhof in eines Dorfes Mitte?
Und lächelnd schlüpft' es über meine Lippen:
»Ei, Meister Gilg, das machtest du nicht schlecht,
Aus unserm Volke nahmst du deine Typen,
Zum Fürstenantlitz wähltest du den Knecht!«
Und wer wohl jenes Frauenbildniß war,
Das stolze mit dem langen Wellenhaar?
Ich sann — ich las — es ließ mir nimmer Ruh',
Und was ich forschend so ans Licht gehoben,
Was sich im Geist zu Bildern hat verwoben,
Was Phantasie mitfühlend gab hinzu:
Herrn Meister Gilg's Geschichte
Versucht' ich zu erzählen im Gedichte.

Gedichte.

Von **Stephan Milow.**

Demuth.

Demüthig sei, wie werth du auch vor Andern,
Daß dir der Ruhmeskranz die Stirne schmücke.
Ob dein des Geistes selt'ne Bildnerkraft,
Die Schönes schafft; ob du, das Herz geschwellt
Von hoher Menschentugend, Gutes übst,
Demüthig sei, dann bist du doppelt reich.
Du wandelst hin mit deiner innern Fülle,
Und jeden Zoll der Liebe und des Antheils
Empfängst du als ein ungeahnt Geschenk;
Doch was dir wehthun, was dich kränken könnte,
Mißachtung, Undank, gibt es nicht für dich.
Unangefochten lebst du, still und köstlich
In einer Welt voll wüsten Kampfgeschreis,
Voll Ungerechtigkeit und böser Tücke.
Demüthig sei, und du verklärst dir selbst
Zu einem höhern Sein dein Erdenwallen.

Hochmuth.

Doch sieh nur den Hochmüthigen! Auch er
Holt sich der Demuth Preis auf seine Weise.
Was sind ihm And'rer leuchtende Verdienste!
Die Geistes- und die Herzensthaten And'rer!
Er mißt sich nicht an ihnen, nein! warum auch?

Was immer der Vergleich ergeben würde,
Er hat doch, was ſein Inn'res ſicher trägt,
Was über alle Andern ihn erhebt,
Er hat doch ſeinen Hochmuth als Beſitz.
Und was die Laune ihm verderben könnte,
Daß nichts aus ihm die Andern machen wollen
Und ihm nicht huld'gen, läßt ihn völlig kühl.
So lebt auch er unangefochten, köſtlich
In einer Welt, die ſeinen Werth nicht ſchätzt.
In ſeiner Selbſtzufriedenheit ſich blähend,
Wallt er erhob'nen Hauptes ſtolz dahin.

An einen Bildhauer.

Begnadet iſt wohl deine Kunſt zu nennen,
Leicht magſt du den Genießenden erbauen,
Aus feſtem Stoffe, greifbar, klar zu ſchauen,
Formſt du dein Werk: wer ſollt' es da verkennen?

Der Dichter aber, mag er noch ſo glühen,
Schwer kann er den Empfangenden entzünden,
Da er das Wort nur hat, ſich zu verkünden;
Drum wird der Lorbeer ihm viel ſelt'ner blühen.

Und dennoch — dir auch bleibt der Preis verloren,
Trifft nicht den Rechten, was du ſchön geſtaltet.
Die Wahrheit iſt: in Dem der Geiſt nicht waltet,
Deß Aug' iſt blind, und taub ſind ſeine Ohren.

Der Wolf von Gubbio.

Eine Legende.

Von **Emil Ertl.**

Als St. Franciscus einmal in die kleine Stadt Gubbio kam, ſtanden alle Leute vor ihren Häuſern und fochten mit den Armen in der Luft herum. Eine Menge Landvolks aus der Umgegend bewegte ſich in den engen Straßen, und alle machten ernſte und bekümmerte Geſichter. Manche redeten miteinander und ſchrien und ballten die Fäuſte, man hörte Worte wie »der teufliſche Unhold« und »der elende Höllenbraten« und andere gar unchriſtliche Flüche.

Was haben die Menſchen? ſagte der heilige Franz zu ſeinen Jüngern. Warum ereifern ſie ſich? Halten ſie denn dieſes Daſein, dieſes gleißende Blendwerk, für etwas Wirkliches?

Sie aber wußten nicht mehr als er ſelbſt und zuckten nur mit den Achſeln.

Sonderbar ſah es auf dem Kirchplatz aus. Dort waren viele Schafe und Ziegen zuſammengedrängt, die gar jämmerlich blökten. Auch eine Koppel junger Pferde und einiges Jungvieh ſtand darunter. Und das vielſtimmige »Bäh« und »Mäh« und »Muh« klang wie Angſtgeſchrei und Hilferuf.

Sollte Markttag hier ſein? ſagte der Heilige zu ſeinen Jüngern.

Sie aber wußten wiederum nichts und zuckten abermals mit den Achſeln.

Da wendete ſich Franciscus an ein ſchneeweißes junges Schaf, das gar gottserbärmlich blökte. Lämmlein, ſag' mir, was biſt du ſo verzagt? Weißt du nicht, daß unſer Herr Chriſtus für uns alle geſtorben iſt?

Das Lämmlein ſchmiegte ſich an die Kutte des Heiligen, als ob es da Troſt und Hilfe fände. Aber aus den braunen Augen, mit denen es zu ihm aufſah, flehte noch immer die Todesangſt.

Wirres Geschrei erhob sich auf der andern Seite des Platzes. Vom Stadtthor herauf wälzte sich ein Pöbelschwarm. Voraus Bürger und Bauern, ein ganzes Fähnlein, liefen mehr als sie gingen, obgleich wohl bewehrt mit Sturmhauben und Zweihändern, Dreschflegeln und hellebardisch aufgebogenen Sensen. Hinterdrein der Volkshaufen mit Geschrei und Gejohle, als wär' ihnen der böse Feind auf der Ferse. Einen schleppten sie mit sich, dem hingen die Kleider in Fetzen vom Leibe, aus einer Schenkelwunde floß ihm das Blut. Und so in wilder Flucht zwischen den Schafen und Böcken hindurch, die zitternd auseinanderstoben. Und gerade auf den Heiligen los.

Der stand wie ein Fels im Wildbach, daß die Fluth sich vor ihm staute. Hoch reckte sich die hagere Gestalt, unwillig flammte das vergeistigte Auge.

Unselige! Schon wieder aus Kampf und Fehde? Könnt ihr nicht in Frieden leben mit euren Nachbarn? Hat euer Heiland den Streit gepredigt oder die Liebe?

Verdutzt standen sie, sahen einander an, flüsterten und raunten. Aus dem Haufen trat einer hervor, ein Alter, dem schneeweiße Strähne unter der Bauernmütze über die Schläfen hingen, und kniete vor St. Franciscus, auf seinen Spieß gestützt.

Du thust uns Unrecht, heiliger Mann! Nicht wir sind es, die den Frieden gebrochen haben; ein gar unbändiger Feind, der keine Satzungen kennt und sein verruchtes Leben von der Fehde fristet!

So hörte ich stets die Unfriedfertigen reden! Immer trägt der Andere Schuld an Allem. Wo aber bleibt das Wort unseres Heilands: So dich einer auf die rechte Backe schlägt, reich' ihm auch die linke dar?

Herr, du mein Christus! Sollen wir dem Räuber mit einem Schafe aufwarten, wenn er uns ein Böcklein zerrissen hat? Unsere ganzen Herden fräße er allgemach auf in seinem Heißhunger und schließlich uns selbst ohne jedes Bedenken, denn wisse, es ist kein verständiger Mensch, der uns bedrängt, sondern ein unvernünftig Vieh, ein gar grimmer Wolf, der nicht blos Thiere verschlingt, sondern auch Menschen. Darum haben wir unsere zitternden Herden und uns selbst in diese Mauern geflüchtet, weil seines Lebens nicht mehr sicher ist, was Außen bleibt. Einige von den Beherztesten haben wir uns gewaffnet und sind

ausgezogen, ihn zu erschlagen. Aber das Unthier spottet unseres Widerstands. Hinterhältig brach es aus dem Wald hervor und fiel uns an. Dem einen, den du hier siehst, riß es die Kleider vom Leibe und biß ihn in den Schenkel. Mit Stechen und Hauen wehrten wir ihm, daß es endlich abließ und in das Dickicht zurückfloh. Dann aber liefen wir, was wir konnten, die Stadt zu erreichen, ehe es Muth gewänne zu neuer Uebelthat. Wer ist da der Friedensstörer, wir oder der Wolf? Und glaubst du auch jetzt noch, daß einen solchen Feind das Wort Christi bändigt, statt der Gewalt der Waffen?

Ihr Kleingläubigen! Habt ihr's schon versucht? Ist nicht jegliche Creatur von Gott erschaffen? Und sollte der Vernunft bar, der Sitte unzugänglich sein? Weist mir den Weg und führt mich an den Wald, wo das Unthier haust, ich will selbst zu ihm reden!

Da widerriethen sie ihm und baten ihn, seines Lebens zu schonen. Und als er bestand, erboten sich die Muthigsten ihn zu begleiten, um in Wehr und Waffen neben ihm zu stehen und seinen Leib zu decken. Er aber befahl ihnen zurückzubleiben und schritt mit seinen Jüngern durch das Volk. Vor dem Thore wiesen sie ihm die Richtung. Da beurlaubte er sich auch von seinen Jüngern und ging allein gegen den Bergwald. Aber die Menge ließ sich trotz seines Gebotes nicht halten, sondern strömte zum Thore hinaus und folgte ihm in Entfernung, getrieben durch bängliche Neugier, wenngleich zaghaft hinter die bewehrte Mannschaft gedrückt. Wie eine überirdische Erscheinung sahen sie in der klaren Luft des Frühtages die Gestalt des Heiligen hinwallen, die sich groß und dunkel von der bläulichen Ferne abhob. Und auf der frühlingsfeuchten Erde gewahrten sie mit Staunen seine Fußtapfen; denn es sproßten duftende Blümlein auf, wohin er den Fuß gesetzt hatte, Urkund gebend von dem Wohlgeruch der Tugend, womit er geziert war.

Noch war St. Franciscus an den Saum des Waldes nicht herangekommen, so erhob sich groß Geheul im Dickicht, und gleich darauf stürzte mit weit aufgerissenem Rachen der Wolf hervor. Der heilige Franz aber machte das Zeichen des Kreuzes, rief ihn zu sich und sprach also zu ihm: Komm her, Bruder Wolf! Im Namen Christi heiße ich dich deinen grimmen Rachen schließen und nichts Uebles thun weder mir, noch sonst jemandem.

Und alle sahen das Wunder, wie der Wolf abließ zu laufen und die Zähne zu blecken, sobald der Heilige das Kreuz gemacht hatte, und gar sänftiglich in aller Demuth sich näherte. Wenige Schritte vor Franciscus streckte er sich auf den Boden, wedelte mit dem Schweife wie ein Hofhund, der sich einer bösen That bewußt ist, und kroch winselnd heran, zu den Füßen seines Bezwingers zu liegen.

Und danach redete der heilige Franz zu ihm also: Bruder Wolf, du thust viel Schaden in diesen Gegenden und hast schwere Sünden auf dem Gewissen, weil du die Creaturen Gottes verdirbst und nicht blos Thiere zerreißest und auffrißt, sondern dich sogar unterfangen hast Menschen zu tödten, die nach Gottes Ebenbilde geschaffen sind. Darum verdienst du den Galgen als ein Räuber und gar schlimmer Mörder. Jedermann schreit und murret gegen dich, und dieser ganze Ort ist dir verfeindet. Ich aber bin herausgekommen nicht als dein Richter und Henker, sondern in Christi Namen, um Frieden zu machen zwischen dir und ihnen, also daß du nicht mehr Schaden thun sollst, dagegen sie dir jegliche geschehene Unbill verzeihen und weder Menschen noch Hunde dir fürder nachstellen werden. So höre denn, Bruder Wolf, was ich dir sage. Gefällt es dir, solchen Frieden zu schließen und zu halten im Namen Jesu Christi, so sollst du nunmehr mit mir kommen, ohne ob irgend etwas Bedenken zu tragen, damit im Beisein aller, denen du Uebles gethan, der Bund vereinbart und besiegelt werde.

Darauf wendete sich der gute St. Franciscus, nach der Stadt zurückzukehren, und siehe, der Wolf ging ganz gehorsam mit ihm nach Weise eines sanften Lämmleins, also daß Bürger und Bauern sich höchlich verwunderten. Aber dieweilen sie an eine so schnelle Bekehrung nicht glauben konnten, so wagten sie nicht das Unthier an sich herankommen zu lassen, sondern flohen ängstlich vor dem seltsamen Paare und liefen in hellen Scharen vor ihm her. Immer wieder umblickend und ihren Augen nicht trauend, drängten sie durch das Stadtthor hinein, und blitzgeschwind war die Neuigkeit durch die ganze Stadt bekannt, daß St. Franciscus mit dem Wolf selbander gewandelt komme, so daß sämmtliches Volk, so Männer als Frauen, Groß und Klein, Jung und Alt zum Marktplatz zogen, um das grimme Thier sammt dem wunderbaren Heiligen zu schauen.

St. Franciscus aber wallte still und unter Gebeten dem Städtchen zu, von Zeit zu Zeit seinen Begleiter durch frommen Zuspruch stärkend und ihn seines Schutzes versichernd, falls er sich dessen durch sittsames Betragen würdig erweise. Als sie durch das Thor eingingen und an einem Metzgerladen vorüberkamen, wo ein halber Ochse und ein paar schöne Hammelskeulen ausgehängt waren, schielte der Wolf wohl mit einiger Lüsternheit nach dem Fleische und ließ die Zunge lechzend aus dem Rachen hängen, doch bezwang er sich und blieb, wie ein wohlgezogenes Hündlein, dem Heiligen an den Fersen. Nur der Athem, der stoßweise und seufzend durch die Nüstern des Thieres strich, gab Zeugniß von dem schweren Kampf, der in seiner Brust tobte. Dem guten St. Franciscus entging nichts von dem allen, und er lächelte in der Stille und freute sich über den Sieg, den der arge Sünder über seine böse Natur errungen hatte. Zugleich aber fühlte er Mitleid mit dem gewaltigen Thiere und dachte: Vielleicht ist es nicht bloße Gier, sondern peinvoller Hunger, was ihm die Tugend also sauer macht. Darum ging er nochmals zurück und kaufte von dem erstaunten Metzger eine handvoll Abfälle und saftige Knochen, die er dem Wolfe zuwarf. Der fing sie denn auch gierig in der Luft mit offenem Rachen und verschluckte sie dankbar, ohne erst einen Biß daran zu verschwenden.

Inzwischen hatten die Leute ihre Lämmer und alles andere Vieh vor dem Wolfe geflüchtet und auf der andern Seite der Stadt wieder ins Freie getrieben. Dicht gedrängt stand das Volk auf dem Marktplatz und wich staunend auseinander, als das wunderliche Paar ankam. Der heilige Franz stieg alsogleich die Kirchenstufen hinan und begann zu predigen, wie Gott durch die Sünden sothane Sachen, als wilde Thiere und Pestilenzen zulasse, und wie die Flammen der Hölle, die ewig für die Verdammten dauert, gar viel schrecklicher seien als die Wuth eines Wolfes, der einzig den Leib tödten kann; und wie viel mehr der ungeheure Schlund der Hölle zu fürchten sei, wenn eine also große Menge in Furcht und Zittern könne gehalten werden durch den Rachen eines einzigen kleinen Thieres.

Wollt euch demnach, Allerliebste, zu Gott bekehren, so wird Gott euch befreien von dem Wolfe in gegenwärtiger Zeit und von dem höllischen Feuer in Zukunft. Aber daß Keiner glaube, es sei genug, wenn

er hingeht und Buße thut und seine Sünden bereut! So lange es einen Sünder gibt unter euch, seid ihr Sünder allzumal, und was Einer Uebles thut, deß tragen Alle Schuld, jeder für sich und alle miteinander. Denn ihr lebt nicht als Einsiedler in einer Wüste, sondern zusammen in einem gemeinsamen Wesen und seid verantwortlich für jeden eurer Brüder, der nicht auf dem Pfade der Tugend wandelt. Nach Gottes Ebenbilde sind wir alle erschaffen, und Niemand geht irre aus Muthwillen oder Abneigung gegen den rechten Weg, sondern weil er es nicht besser weiß oder kann. Darum verfolget den Sünder nicht mit Feuer und Schwert, vielmehr weiset ihn milde zurecht und bereitet ihm den Boden für einen gottwohlgefälligen Wandel. So also ein Dieb und schlimmer Räuber unter euch ist, der stiehlt um seines Leibes Nothdurft, schreit nicht gleich nach dem Henker, sondern gebt ihm Almosen, seine Blöße zu decken, und ehrliche Arbeit, seinen Hunger zu stillen; so wird er nicht mehr stehlen und rauben. Denn auch er hat von Gott das Leben erhalten, auf daß er es friste und sich daran freue. Und so hat auch Bruder Wolf, so hier vor euch stehet, sein Leben von Gott erhalten und die Erlaubniß, es zu fristen und seinen Hunger zu stillen. Wie wollt ihr aber, daß er solches verrichte, ohne sich an euren Lämmern zu vergreifen, wenn Niemand ihm die Atzung gewährt für seinen Unterhalt? Sehet, er ist bereit, Frieden mit euch zu machen um Christi willen und euch fürder keine Gefahr zu drohen, so sollt dagegen ihr verheißen ihn nicht Hunger leiden zu lassen, sondern ihm jeglichen Tag die Nothdurft geben aus dem, was von euren Tischen erübrigt; anerwogen ich wohl weiß, daß er durch Hunger jegliches Uebel vollbracht hat. Und ich will als Bürge für ihn stehen, daß er den Vertrag getreulich halten wird.

Darauf ging ein ungläubig Kopfschütteln durch das versammelte Volk und ein Gemurmel des Sinnes, daß sie mit der Abmachung wohl zufrieden sein und den Wolf ernähren wollten, wäre es nur auch möglich, den guten Willen und ehrlichen Vorsatz des Thieres zu erkennen.

Der gute St. Franciscus aber redete vor ihnen allen zu dem Wolfe also: Und du, Bruder Wolf, da diese Leute dir getreulich deine Atzung geben wollen für immer, auf daß du nicht mehr Hunger leidest; gelobest du ihnen den Vertrag des Friedens zu halten, daß du nicht mehr beschwerest weder die Menschen noch die Thiere noch irgend eine Creatur?

Und siehe, der Wolf kniete nieder und beugte das Haupt; und mit sanftem Wedeln des Schwanzes als auch mit Neigen des Hauptes und Bewegung der Ohren offenbarte er, soweit es ihm möglich war, daß er jegliches Ausbedungene halten wolle.

Sprach da St. Franciscus: Bruder Wolf, ich will, daß du mich nicht hintergehst ob meines Versprechens, das ich für dich abgelegt habe, sondern mir Bürgschaft gebest für sothanes Gelöbniß, auf die ich mich wohl verlassen kann. Und es streckte der liebe heilige Franz die Hand aus, um eine Bürgschaft zu gewinnen. Da thät der Wolf den rechten Vorderfuß aufheben und legte ihn höflich in die Hand St. Francisci, indem er ein so deutliches Zeichen seines guten Willens gab, als er konnte.

Darüber war so viel Fröhlichkeit und Verwunderung unter dem Volke, sowohl wegen der Neuheit der Wunders, als auch wegen des geschlossenen Friedens, daß alle ihre Stimmen erhoben und zum Himmel riefen und lobten Gott, weil er ihnen Franciscum gesandt und sie von dem Rachen des grausamen Thieres erlöst hatte. Und dann liefen viele in ihre Häuser, brachten aus Speisekammern und Küchen gute Bissen herbei nnd erlustigten sich, das früher so gefürchtete Unthier vergnüglich zu füttern, während sie es von allen Seiten umringten und mit Neugierde aus der Nähe betrachteten. Und siehe, der Wolf fraß ihnen aus der Hand wie ein zahmes Hündlein und verzehrte, was sie ihm boten, mit Behagen und Dankbarkeit, ohne irgend jemandem ein Leid zu thun. Als sie sich aber daran genugsam ergötzt hatten und sich nach dem Heiligen umsahen, um ihm für diese wunderbare Bekehrung zu danken, war er mitsammt seinen Jüngern aus der Stadt verschwunden. Denn es trieb ihn ruhelos von Ort zu Ort, überall so viel Gutes zu stiften, als ihm gegeben war.

Und besagter Wolf lebte darnach noch drei Jahre in Gubbio und ging vergnüglich durch die Häuser, Thür aus, Thür ein, ohne jemandem Uebles zu thun, und ohne daß ihm jemals ein Leid zugefügt wurde; nicht einmal die Hunde bellten hinter ihm her, sondern Alle, Menschen wie Thiere, waren ihm gut ob seiner freundlichen Gemüthsart. Das ganze Volk wetteiferte, ihm seine Atzung zu reichen, und an jedem Sonntag wurde er zu allgemeinem Ergötzen auf dem Kirchenplatze auf Raths-

unkoſten trefflich bewirthet. Nach dieſen drei Jahren ſtarb dann Bruder Wolf vor Alter, darob die Bürger all groß Leid gewannen, inmaßen ſie, derweil ſie ihn ſo ſanftmüthig durch die Stadt ſchreiten ſahen, ſich immer an die Tugend und Heiligkeit des guten St. Franciscus erinnert hatten. Sie trugen das Thier zu Grabe wie einen Menſchen, mit Windlichtern und Chorälen, und die ganze Stadt wallte in langem Zuge hinter dem Sarge her. Draußen am Waldesſaum, wo er ſie ſo oft erſchreckt hatte, begruben ſie ihn und ſetzten ihm ſogar einen Stein, darauf in goldenen Buchſtaben das Wort der Schrift zu leſen war: Wer Liebe ſäet, wird Liebe ernten.

Wiener Venedig. [1])

Von **Ada Christen.**

1.

Die Künstler.

Sie zogen tückisch nach Venedig, um zu stehlen,
Und brachten heim, was ihnen wohlgefiel,
Sie nahmen schmale Gassen mit zum Spiel
Und hoben kühn Paläste von den Pfählen.

In engen Taschen trugen sie von dannen
Die weiten Plätze, der Balkone Pracht,
Und zauberten Lagunen her zur Nacht,
Die in Canäle leise zitternd rannen.

Nun stellten emsig wieder sie zusammen
Was sie zerbröckelt dort in stiller Hast,
Geheimnißvoll wuchs Hütte und Palast
Empor, umfaßt von großer Bäume Rahmen.

Bald glitt durch schöngeschwung'ner Brücken Bogen
Die Gondel lautlos wie ein schwarzer Schwan,
Und ihre Führer riefen so sich an
Mit heis'rem Ruf, wie jüngst auf heim'schen Wogen.

Ein Märchen ist zur Wirklichkeit erglommen!
Die Künstler aber haben nicht gewahrt,
Daß in den Steinen sie auf ihrer Fahrt
Pulsschlag und Athemzug mit hergenommen.

---

[1]) Aus einem gleichnamigen Cyklus.

2.

Gondoliere.

Im letzten Zwielicht fahr' durch die Canäle,
Doch lausche klug, damit des Südens Sohn
In seinem kindlich-pathosvollen Tone
Von Alt-Venedigs Glanz dir mehr erzähle.

Denn wie du selbst, so ist auch er umfangen
In solcher Stunde von dem weichen Bann,
Daß er das Nachbild oft nicht trennen kann
Von jenes Urbilds schwermuthtiefem Prangen.

Er nennt und weiset Ponti und Paläste
Mit runder Schwenkung seiner braunen Hand,
Und, die gemeißelt scheinen aus der Wand,
Madonnenbilder, stolzer Wappen Reste.

Doch manchmal lacht dein schlanker Cicerone,
Wenn er an's Ufer in die Menge blickt,
Und flüstert, ganz der alten Welt entrückt,
Belle signore!!... wundersönst' Madonne!...

3.

Osteria popolari.

I.

Ein Kloster ist's. Zur Hälfte schon verfallen,
Der Porticus vom Alter schier geschwärzt,
Auch die Sculpturen längst schon ausgemerzt,
Das Kreuz verwischt, und doch gedämpft erschallen
Seltsame Laute aus den ernsten Hallen.
Ah! bunte Tänzer wirbeln da heraus,
Mit Tamburin und Mandolinen, kraus
Durcheinander springen sie, und Allen
Sprüht Lebensgier aus fahrigen Geberden.
Die Geigerinnen, wie bewegt vom Wind,
Die üppige Frau, das mädchenhafte Kind,
Sie grüßen leise singend die Gefährten.

Zum wälſchen Wort die Wiener Melodien??
Ei, wie das Liedel friſch gefügig girrt...
Die volksgebornen Laute hat's verſpürt
Die durch die Lüfte aller Lande ziehen.

4.

Oſteria popolari.

II.

Pepina mia! ſnell Asti spumanti
Und eine Kuß!« ...: »So? Küſſe gibt's da nicht.«
»Eh?! ſwarzer Ex!...« ſie lacht ihm ins Geſicht
Und wandelt ehrbar. »Fräul'n! — noch ein' Chianti.«
So ſchwirrt es fröhlich durch den ſchwülen Garten,
Der eingehüllt in rothes Abendlicht,
Und wird erſt ſtill, wenn er dann ſcherzend ſpricht,
Den ſie mit Neugier, Gönnerſtolz erwarten.
Apollo iſt's im Straßenſängerkleide,
Der hüftenwiegend auf- und niedergeht,
Die Laute ſtimmt, ſein Bärtchen ſchmeichelnd dreht,
Die Mütze hebt aus lärmend gelber Seide.
Er trinkt und ſingt, umſchlingt ſein Weib im Fluge,
Und predigt ſo die Weisheit aller Zeit...
Mit leichtem Spott und kecker Luſtigkeit
Leert er den Becher Alltagsruhm im Zuge.

5.

Serenata-Gondel.

Wie einem Alt-Venediger Bild entnommen,
In vornehm, warmgeſtimmter Farbenpracht,
Mit Muſikanten in gar reicher Tracht
Kommt ſacht die Sängergondel angeſchwommen.

Verblich'ner Sammt umfließet ſie in Falten
Als Baldachin, darüber rhythmiſch ſchwebt
Ein Liebesgott aus mattem Gold und hebt
Den Vorhang von den ſingenden Geſtalten.

Am Buge vorn auf grünbrocat'nem Kiſſen
Liegt regungslos ein bleicher müder Mann,
Schaut zu dem Treiben ziellos-leer hinan,
Die edlen Züge wie vom Sturm zerriſſen.

Dumpf ſchnurrt der Baß, die hellen Fideln lachen,
Das Tamburin, es raſſelt kichernd mit,
Die Caſtagnetten halten trillernd Schritt,
Als mahnten ſie den Träumer, aufzuwachen.

Jetzt rüttelt er ſich aus den welken Poſen.
Er ſingt... ſein Angeſicht wird blühend-jung,
Das klingt ſo ſüß wie Glückerinnerung...
Die letzten Düfte feuerrother Roſen.

Walther von der Vogelweide und der Wiener Hof.

Von **Edward Samhaber.**

Ein armer Teufel war Walther von der Vogelweide Zeit seines Lebens; ein armer Teufel, der nichts sein eigen nennen konnte als den ritterlichen Namen und die Gabe, singen zu können frisch von der Leber weg, wie der Vogel auf dem Zweige.

In waldeinsamer Gegend lag das Haus seines Vaters, eines niederen Dienstmannes; dort, von Erika umblüht und von Tannen umrauscht, wuchs der Knabe heran, bis er eines Tages Abschied nahm von dem engen Gehöft, um hinauszuziehen in eine weite, zauberische Fremde.

»Was fange ich nun an?« mochte sich Walther denken, da er, ein jüngerer Sohn des Hauses, zum Wanderstabe griff; »in den Dienst eines Fürsten treten, um mir mein bischen Brot abzuverdienen? Nein. Ein Geistlicher werden? Ich, ein Geistlicher? Nein, nein und abermals nein! Wenn auch ein Pfaff mein Erzieher war und mich Bibel und Dogmen lehrte. Ich hab's! Ich hab's! In mir steckt Vaganten- und Musikantenblut. Hinunter will ich an den Wiener Hof. Ich sorge für mein Lied und das Lied sorgt für mich. Also auf! Vogelweidhof, leb' wohl!«

So lenkte denn Walther seine Schritte südwärts dem Donaustrome zu und zog an den Hof Leopolds des Tugendhaften. Zeit und Oertlichkeit waren günstig. Wien eine belebte, aufblühende Handelsstadt, der Wiener Hof eine Stätte des Gesanges und der Lustbarkeit, der Herzog mit Herz und Hand ein Freund der Sängerschaar. Walther klopfte nicht vergeblich an seine Pforte. Leopold bot dem Jüngling mit dem offenen Blick und dem liederreichen Mund die Rechte zum Willkommgruß und wies ihm ein Plätzchen in seinem Edelgesinde an.

Wie mochte der Junge ſtaunen, als er ſich aus der Einöd des Waldes in dieſe glänzende Welt verſetzt ſah und ſtatt der alten volksthümlichen Liedchen, wie ſie Kürenberg und Dietmar geſungen, eine neue Sangart vernahm, die Reinmar von Hagenau vom Rhein an die Donau verpflanzt hatte. So lange Leopold lebte und nach ihm Friedrich der Katholiſche, gab es für Walther die ſonnigſten Tage. Wie leicht war ſein Schritt, wie gehoben ſein Haupt, wie liedergelaunt ſeine Bruſt! Er ſingt und ſummt vor ſich hin, ein glücklich Liebender, umgeben von liebevollen Menſchen, am Buſen einer anmuthigen Natur. Auch an künſtleriſcher Anregung fehlte es ihm nicht. Er machte Schule bei Reinmar; oft nicht zu ſeinem Vortheil. Conventionelle Weiſe verdrängte eine Zeit lang urſprüngliches Empfinden.

Was der Wiener Hof zu Friedrichs Zeiten unſerem Sänger geweſen, und wie heimiſch er ſich an ihm gefühlt, das erfahren wir aus einem ſpäteren Spruche an Philipp von Schwaben, den Walther alſo beginnt:

Als Herzog Friedrich, ach, aus Oeſtreich ſtarb
Und durch den Tod der Seele Heil erwarb,
Da dämpfte meinen Kranichgang des Kummers Bürde.

Kaum hörbar, wie ein Pfau die Schritte lenkt,
Schritt ich einher, das Haupt zur Bruſt geſenkt . . . .
Nun heb' ich's hoch empor in voller Manneswürde. . . . .

Im heiligen Lande, wohin ihn der Zug der Zeit und des Herzens getrieben hatte, war Friedrich geſtorben. Wie unwirthlich, wie öde erſchien Walther der Wiener Hof! Ihm legte er, dichteriſch übertreibend, in den Mund, wie ihm damals zu Muthe war:

Der Hof zu Wien, der ſprach zu mir:
Gefallen ſollt' ich, Walther, dir
Und thu es nicht: das möge Gott erbarmen!

Wie war ich einſt an Würde reich!
Kein Hof der Erde kam mir gleich,
Denn Königs Artus Hof: O weh mir Armen!

Wo ſind die Ritter nun und Frauen,
Die man bei mir konnte ſchauen?
O ſeht, wie jammervoll ich ſteh'!
Mein Dach iſt faul, einſinken ſchon die Wände,
Kein Becher klirrt, die Ritterharfe ſchweigt.
Gewand und Gold gab ich ſonſt huldgeneigt
In Fülle hin und blieb doch reich wie eh':
Nun hab' ich weder Kränzlein und Gebände,
Noch Frau'n zu einem Tanz, o weh!

Ein neuer Herr, ein neuer Brauch. Günſtlinge des Verſtorbenen werden zu Ungünſtlingen, Ungünſtlinge treten in Gunſt. So ſchien es auch bei Friedrichs Nachfolger, dem jüngeren Bruder Leopold, gegenüber unſerem Sänger geweſen zu ſein. Ihn traf kein Sonnenſtrahl fürſtlicher Gnade. Warum? Wer kann das ſagen? Unmilde war ja der Herzog nicht; auch er ſpendete mit vollen Händen. Nur Walther muß um eine milde Gabe ſchmeicheln.

Mir iſt verſperrt des Glückes Thor,
Verwaiſt und arm ſteh' ich davor,
Kein Menſch thut auf, wie ich daran mag klopfen.

Gibt's wohl ein größ'res Wunder? Sprich!
In Strömen regnet es um mich,
Mich aber trifft von all dem nicht ein Tropfen.

Mild biſt du, Fürſt aus Oeſterreich!
Dem ſüßen Strom des Regens gleich,
Erquickſt du Leute und das Land.
Du biſt wie eine buntgeſchmückte Heide,
Wo man in Unzahl Blumen bricht.
O böte nur ein Blättlein ſchlicht
Mir deine wundermilde Hand,
Laut prieſe ich die ſüße Augenweide:
Daran, o Fürſt, ſei du gemahnt!

Die Mahnung war in den Wind geſprochen. Walther mußte das Bündel ſchnüren und einer Stadt Lebewohl ſagen, die, wie ſo viele

andere, auch ihn in ihr Zaubernetz gesponnen hatte. Lauschen wir des Dichters kindlich frommem Gebet an jenem bangen Wandermorgen!

Wie schwer, o Gott, steh' ich heut' auf!
Gib Segen meinem Lebenslauf,
Wohin ich auch zu Fuß und Roß mich kehre!
Und du auch zeig', Herr Jesu Christ,
An mir, wie gnadenvoll du bist,
Und hüte mein zu deiner Mutter Ehre!
Wie ihrer einst der Engel pflag,
Und dein, der in der Krippe lag,
So jung als Mensch, so alt als Gott,
Demüthig vor dem Esel und dem Rinde,
Obschon mit obhutvoller Hand
Joseph der Gute bei Euch stand
Und sorglich wehrte jede Noth:
So sorge, daß auch mich, gleich einem Kinde,
Ein Engel führe nach des Herrn Gebot!

Ein guter Geist führte Walther an den Hof des staufischen Philipp, ein guter Geist brachte ihn wieder nach Wien zurück, als Leopold — man zählte das Jahr 1200 — zum Ritter geschlagen wurde. Heisa! Juchheisa! Ein Wiener Schwertleitfest! Und das zu Pfingsten, der lieblichsten aller Zeiten! Wie Blüthen von den Bäumen, so regneten die Gaben von des Herzogs Hand.

Ob jemand lebt, der sagen kann,
Daß reich're Gaben er gewann,
Als wir am stolzen Wiener Hof empfangen?
Man sah den jungen Fürsten geben,
Als wollt' er keinen Tag mehr leben:
Ein Reich des Wunders schien vor uns zu prangen.
Man gab da nicht bei dreißig Pfunden;
Als ob man's Silber nur gefunden,
So warf man's hin nebst herrlichem Gewand.
Auch hieß der Herzog ob der Fahrenden Huld
Die Ställe sammt den Futtertruhen leeren.

Schier herdenweis, als ob es Lämmer wären,
Trieb mancher da die Roſſe aus dem Land.
Und niemand zahlte eine alte Schuld:
Das war ein Sinn, den ich gar rühmlich fand.

Aber auch Walther war mit einer herrlichen Spende gekommen. Als er in den Saal des Fürſten trat und vor ſich die edlen Herrn und ſchönen Damen ſah, da verneigte er ſich, der höfiſch feine Mann, und ſang ſein ſchönſtes Lied:

Das deutſche Lied.

Sagen ſollt ihr: Sei willkommen!
Neues bringt mein Sang.
Was ihr einſt durch mich vernommen,
War nur eitel Klang.
Doch wer ſingt, will auch Geſchenke!
Dem, der guten Lohn nicht ſcheut,
Sing' ich, was ſein Herz erfreut,
Seht, daß man mich reich bedenke!

Euch vor allen, holde Frauen,
Will ich eine Kunde ſagen,
Daß durch alle deutſchen Gauen
Euer Name wird getragen.
Und zum Lohn? Ich bin beſcheiden.
Wer bin ich, und was ſeid ihr?
Wenn ich grüße, danket mir,
Und das macht mir tauſend Freuden.

Reich an Ländern iſt die Erde,
Deren beſte ich geſchaut;
Doch vor ihnen iſt das werthe
Vaterland mir lieb und traut.
Seht auf mich mit tiefſtem Hohne,
Kündet je des Athems Hauch,
Daß ich liebe fremden Brauch:
Deutſcher Zucht gebührt die Krone!

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück zum Ungarland
Mögen wohl die besten sein,
Die ich auf der Erde fand.
Weiß ich Bildung zu versteh'n
Und was Schönheit ist, fürwahr,
Nirgends hab' ich eine Schaar
Schön'rer Frau'n als hier geseh'n.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau'n wie Engel rein;
Und wer anders sprechen kann,
Der muß wohl von Sinnen sein.
Heilige Minne, hohes Streben
Und tiefinnerstes Gemüth
Nur auf deutscher Erde blüht:
Möcht' ich lange auf ihr leben!

War's Wanderlust, die den Sänger nach der gold'nen Aue trieb, war's Unmuth, daß er — trotz aller Festtagsstimmung — nicht Aufnahme im herzoglichen Gesinde fand: eines Tages erstieg Walther wieder sein Rößlein, hieng die Fiedel um den Rücken und ritt von dannen. Und bald umflüsterte ihn Thüringens Buchenwald, umklirrten ihn des Landgrafen Becher, lauschte er Wolframs tiefsinnigem Parcival. Aber wann der Abend kam und der Schlaf ihm die Augen schloß und der Traum mit gold'nem Fittich ihn umschwebte, da zog ein lieblich Bild vor seinen Geist: das Bild von Wien. Nicht lange dauerte es, und der Traum war zur Wahrheit geworden. Es war damals, als man Reinmar zu Grabe getragen hatte, die Nachtigall von Hagenau. Auch Walther trauerte um Reinmar, war er doch sein Lehrer gewesen, wenn auch nicht sein Freund. Auf sein Grab legte er den schönsten Kranz, den ein Dichter winden mag:

Die Todtenklage.

1.

Weh, daß nicht Weisheit sich und Tugend
Und Mannesschönheit, Mannesjugend
Vererben, wenn der Mensch vom Leben scheidet.

So klagt mit Recht ein weiser Mann,
Der den Verlust ermessen kann,
Den, ach, die Kunst mit Reinmar's Tod erleidet.

Verdienten Lohn wird dir die Nachwelt reichen,
Daß keinen Tag vorbei du ließest streichen,
An dem du nicht gerühmt der Frauen feine Sitten;
Du hast dir steten Dank dafür errungen.
Ja, wenn du nur das eine Lied gesungen:
»So wohl dir, Weib, wie rein dein Wort!« Du hättest dir erstritten,
Daß alle Frau'n von Gott dein Seelenheil erbitten!

2.

Tief schmerzt, o Reinmar, mich dein Tod!
Ich weiß, dir schüf' es mind're Noth,
Wenn du noch lebtest, und ich wär' gestorben.

Doch offen sag' ich's, wie gewöhnt:
Nicht du bist's, dem die Klage tönt,
Die Kunst beklag' ich, die mit dir verdorben.

Du konntest Freude aller Welt bereiten,
Wenn du zur Freude stimmtest deine Saiten.
Weh, daß dein süßer Mund und deiner Harfe Klang
Verstummen mußten, da ich noch am Leben!
Wenn du nur eine Weile zugegeben,
Ich wäre dir gefolgt; auch ich sing' nimmer lang.
Gott segne deine Fahrt! Wir segnen deinen Sang.

In gleichem Tone wie die Todtenklage sind die drei Wünsche geschrieben. Sollte Reinmar dem jüngeren Sangesgenossen im Wege gestanden sein? Man kennt den Künstlerneid. Und sollte Reinmar's Hingang in Walther die Hoffnung erweckt haben, nun das zu finden, was ihm Leopold bisher versagt hatte: Aufnahme an seinem Hof?

Drei Wünsche mir viel Sorgen machen.
Wie stünd' es gut mit meinen Sachen,
Möcht' ein Wunsch nur mir in Erfüllung gehen!

Doch wie's mir immer mag gedeih'n,
Ich laſſe nimmer von den drei'n,
Verwirklicht hoff' ich alle noch zu ſehen.
Ich wünſche mir, daß ich zuerſt gewinne
Die Gnade Gottes und der Herrin Minne.
Mit Unrecht wies das dritte zurück oft meine Hand.
Es iſt der Wiener Hof, der freudenvolle.
Nicht raſt' ich, bis der läßt von ſeinem Grolle,
Da ich manch' edle Tugend bei Leopold ſtets fand,
Der unabläſſig gab und niemals Reu' empfand.

Trotz dieſes Schmeichelwortes ging der dritte Wunſch nicht in Erfüllung. Dafür ſorgte der gute Stern, der dem Sänger leuchtete, indem er ihm die Pfade nach dem Welfenhofe wies, wo er die Sprüche ſingen ſollte an Kaiſer und Papſt, Sprüche, in denen Walther wie mit Schwerthiebwucht alle jene traf, die, von Rom vergiftet, das deutſche Volk verriethen.

In Wien hatte ſich manches geändert, als ihm Walther um 1217 einen abermaligen, und wie es ſcheint, längeren Beſuch abſtattete. Eine neue naturaliſtiſche Sangart war in die Mode gekommen und hatte den Minneſang aus dem Palaſt der Fürſten und Ritter gedrängt. Der Vertreter dieſer Sangart war Neidhart von Reuenthal. Wie ganz anders klangen deſſen Sommer- und Winterlieder, die als Tanzweiſen dienen ſollten für den grünen Anger und die warme Stube. Dazu dieſes beluſtigende volksthümliche Spötteln auf bäuerliches Dörper- und Protzenthum. Walthern gefielen dieſe Töne nicht; er ſah in ihnen einen Verfall der Kunſt.

Zürnend muß ich derer lachen,

ruft er aus,

Deren Lieder frech erſchallen.
Wie man an ſo derben Sachen
Finden mag ein Wohlgefallen!
Auch der Froſch in Teiches Ried
Hört ſich gerne, wenn er quackt,
Daß die Nachtigall verzagt
Innehält in ihrem Lied.

Aber mochte auch Walther Neidhart's Lieder zu den Bauern wünschen: Neidhart und seine Genossen hatten die Hörer, hatten die Lacher für sich; der Bauer im Salon — eine originelle, pikante Idee. Ob auch Leopold dem gleichen Geschmacke huldigte? Er, der Fürst, der Gönner der Kunst! Zeigen sollte es sich, wenn er vom heiligen Lande kehrte. — Endlich war Damiette genommen. Der Herzog als Sieger auf der Heimfahrt begriffen. In Aquileja, hieß es, werde er landen. Dort erwartete ihn Walther, dort dichtete er auch bei gutem Wein und fettem Braten »Die drei Höfe«.

So lang' ich weiß drei Höfe, wo solche Männer leben,
Da saust für mich die Pfanne und glüh'n für mich die Reben.
Der bied're Patriarch, des Tugend rein wie Gold,
Das ist der eine Trost; d'ran reiht sich Leopold,
Herzog von Steyer und von Oesterreiche.
Niemand auf Erden lebt, den ich mit ihm vergleiche.
Sein Lob geht über alles; ihm strömt der Gaben Fluth.
Dann ist sein Vetter Heinrich, der mild wie Welf gemuth.
Noch preist man den, obzwar er schon längst im Grabe ruht —
Nicht braucht's mehr, daß ich bettelnd von Thür zu Thür da streiche!

Einer der ersten begrüßte Walther den landenden Fürsten. Es ist gehobene Stimmung, die aus dem Willkomm spricht. So redet ein Dichter, der sich seines Werthes bewußt geworden.

Herzog von Oesterreich! Euch ist's so gut ergangen,
Daß wir nach Euch voll Sehnsucht schon verlangen.
O wann Ihr kommt, Ihr werdet hoch empfangen.
Die Glocken läuten und ganz Wien wird schauen,
Als ob ein Wunder angekommen sei;
Ihr kommt von Sünde und von Schande frei,
Gelobt von Männern und geliebt von Frauen.
O macht Euch dieses Lobes auch würdig fort und fort,
Daß nie an Eure Ohren tönen mag das Wort:
Gut wär's, wenn er gefallen im heiligen Lande dort!

Unter dem brausenden Jubel der Wiener Bevölkerung zog Leopold in seine Residenz ein. Was er vor der Kreuzfahrt an Kargheit verbrochen

hatte, machte er jetzt mit verschwenderischen Händen wieder gut. Auch Walther bekam seinen Theil. Aber der Dichter kann dabei nicht umhin, den österreichischen Rittern einen Hieb zu versetzen, wenn er sie auffordert, es dem Herzog in allem gleich zu thun, im Schlimmen wie im Guten, im Geizen, wie im Geben.

Als für den Kreuzzug Leopold gespart zu seiner Ehre,
Da sparten alle Ritter mit und folgten seiner Lehre.
Zuhielten knausrig sie die Hand, als dürften sie nicht geben,
Und so war's recht: der Ritter soll ja nach Hofbrauch leben.
Daß sie den Herrn an Milde nicht übertreffen wollten,
Ich muß sie darum loben; sie thaten, was sie sollten.
Stets zierte feine Sitte die Helden hier im Land.
Um Leopold zu ehren, sparte ihre Hand.
Nun gebt auch, ihn zu ehren, wo er zur Milde mahnt:
Wer nicht nach Hofbrauch handelt, des Zucht ist arg beschalten.

Endlich schien Walther die richtige Zeit gekommen zu sein, um seine Klagen über den verwilderten Kunstgeschmack beim Herzog anzubringen. Der Schalk von ehedem guckt aus den Eingangszeilen; im übrigen ist der Spruch ernst gemeint. Entscheiden soll es sich, welcher Sang bei Hofe herrschen soll: der idealistische oder der realistische, der feine oder der derbe?

In nomine domini will ich beginnen, sprechet Amen!
Das Wort ist gut für Unglück und des Teufels Samen.
Heut' stimm' ich meine Fiedel zu einem scharfen Klang:
Verflucht sei'n, die uns stören höfischen Gesang.
Ich habe stets so herrlich und hofgemäß gesungen,
Doch jetzo ist's den Gegnern der alten Kunst gelungen,
Daß ihre Kunst bei Hofe willkomm'ner ist, denn ich.
Was mich ehren sollte, das verunehrt mich.
Herzog von Oesterreich, o Leopold, sprich!
Wenn du nicht hilfst, so sing' ich nach Art unhöfischer Zungen.

Aber es steckte was in Neidhart's Liedern, was auch dem Herzog gefiel. So ein altes Weib, das hopsen will, wie sehr sich die Tochter ärgert — es ist zu komisch.

Eine Alte zu dem Tanze trat,
Die mehr denn tausend Runzeln hat:
Tochter, hüt' die Thüre wohl!
Bin ich aller Freuden voll.

»Mutter, sprecht, was ist geschehʼn?
Welchen Mann habt Ihr gesehʼn?
Sind nun mehr denn fünfzig Jahr,
Daß Ihr tragt ein graues Haar.«

Grau Haar her, grau Haar hin —
Toll ich wie ein Vöglein bin.
Meine Glieder werden jung,
Thu noch manchen geilen Sprung.

Tochter, hüt' die Thüre wohl!
Bin ich aller Freuden voll ....
Und zum Tanz die Alte trat,
Die mehr denn tausend Runzeln hat. ....

Am meisten erbost ist Walther auf einen gewissen Stolle, einen der wildesten im Chore der Realisten, der sich in ähnlicher Weise über Walther's veraltete Sangweis lustig machen mochte, wie etwa ein heutiger Junger über den Singsang sentimentaler Mondscheinpoeten. Abermals wendet sich Walther an Leopold und bittet um Abhilfe, diesmal in derberem Tone.

Nun will auch ich einmal in scharfer Tonart singen,
Was schüchtern ich gebeten, das will ich nun erzwingen.
Ich seh' ja, daß man Frauengunst und Herrengut
Nur mit Gewalt erringt und frechem Muth.
Sobald ich höfisch singe, sagen sie es Stollen.
Nur zu! Auch ich hab' Worte, derb wie Bauernknollen,
Ihr Maul zu stopfen, wenn sie nur niedern Ton vertragen.
In Oesterreich, da lernt' ich singen einst und sagen,
Hier will ich mich vor Allem bei Leopold beklagen,
Und find' ich höfischen Trost, so schwindet auch mein Grollen.

Der höfische Trost blieb dem Dichter versagt. Als endlich Herzog Leopold, des ewigen Raisonnirens müde, in einer Anwandlung von Unmuth, die Worte sprach: »Schau, daß du in den Wald kommst, woher du gekommen bist!« da war Walther tief verletzt. Erregbar, wie der Oesterreicher ist, blieb er die Antwort nicht schuldig und zahlte mit gleicher Münze heim.

Herzog von Oesterreich! O laß mich bei den Leuten!
Wünsch' mich auf's Feld, nicht in den Wald! Ich kann nicht reuten.
Die Leute haben mich und ich die Leute gern,
Verletzen muß den Biedern ein solcher Wunsch des Herrn.
Du schaffst mich von den Leuten und ahnst nicht, was ich leide.
Ich dank' dir für den Wald und für die wilde Heide.
Geh' du hin, wenn's dir gar so gefällt im grünen Hain!
Du siehst, ich wünsch' dir Gutes. Was fiel dir, Herzog, ein,
Mir Böses anzuwünschen? Laß derlei Reden sein!
Nimm du den Wald und ich das Feld, dann sind zufrieden beide.

Mit diesen Worten war der schwache Faden zerrissen, der Walther an den Herzog gebunden hatte. Zürnend wies ihm der die Thüre, und Walther, dem die Haare zu grauen begannen, mußte in die Fremde, um sich ein Ruheneſt zu suchen nach steter Wanderfahrt. Er fand es durch den hochsinnigen Kaiser Friedrich II. Freudetrunken rief er damals in die Welt hinaus:

Ich hab' ein Lehn, o Welt, ich hab' ein Lehn!
Nicht fürcht' ich mehr den Winter für die Zehen,
Zu kargen Fürsten darf ich nimmer flehen.

Aber es war ein Heim in der Fremde und nicht im lieben, heimatlichen Oesterreich. Zum letzten Male begrüßte Walther, der unstete Wandervogel, die Stadt Wien im Jahre 1224. Damals kam er vom Nürnberger Hoftage. Wie Alles an ihn, das lebendige Zeitungsblatt, heandrängte und ihn mit Fragen bestürmte, wer in Nürnberg gewesen und was man verhandelt und wie man Recht gesprochen in puncto Kaufleute und adelige Strauchdiebe, und ob die Fürsten spendirselig waren oder nicht u. s. w. u. s. w. Kaum konnte Walther auf all' die vielen Fragen zu Worte kommen.

Du kommſt von Nürnberg, Walther? Was haſt du dort geſeh'n?
So fragen ſie durcheinander, was Neues iſt geſcheh'n?
Ich will nicht halbwahr reden noch eine Lüg' begeh'n:
Recht haben ſie geſprochen nach Ehre und Gewiſſen.
Doch ob ſie gaben, fragt ihr?
(macht eine Fingerbewegung)
Nun, Fahrende geſteh'n,
Nichts hätten ſie gekriegt, nicht Wein, noch fette Biſſen.
Und unſ're Fürſten waren der gleichen Sitt' befliſſen,
(lacht auf)
Zum Glück war Leopold Gaſt, um geben nicht zu müſſen.

Dies iſt Walther's letzter Spruch, der in Beziehung zu Herzog Leopold ſteht. Schrill iſt der Ausklang. Die Verwünſchung in den Wald war nicht vergeſſen.

Der Winter des Jahres 1227 war angebrochen. Ringsum trauerte die Natur, trauerte das Volk. Friedrich, der Kaiſer, war ja im Banne. Wenn einem der Bannfluch wehe that, ſo war es Walther. Er glaubte an den Ernſt des Kaiſers und ſeine Entſchuldigung und war überzeugt, daß Friedrich den Kreuzzug antreten werde, ſobald die richtige Zeit hiefür gekommen ſei. Auch Walther ſchwärmte für dieſe abenteuerlichen Fahrten. Seine Kreuzzuglieder athmen die Begeiſterung des Gottespilgers. Wie gerne wäre auch er über die See gezogen — aber er war zu alt geworden.

Ein vereinſamter Mann, ohne Weib und Kinder, trauerte er innerhalb der vier Wände ſeines Hauſes. Wie ungemüthlich es war, und wie ihn fröſtelte! . . . .

Ein Frühlingstag! Blüthen auf allen Bäumen und ein Jubiliren in Wald und Feld! Da ſchlug ein Fliederzweig an Walther's Fenſter und rief: Hinaus! . . . . . Hinaus! flüſterte Walther vor ſich hin und fühlte mit einem Male ein Sehnen, wie er's noch nie gefühlt; ein Sehnen nach dem Vaterhauſe, von dem er einſt Abſchied genommen, Hoffnungsblüthen in ſeiner Bruſt . . . . . .

Und ſo ſtand er eines Tages — es war ein goldklarer Sommerabend, und der Himmel war wie von überirdiſcher Gluth umgoſſen —

vor dem engen, traulichen Gehöft, ein silberhaariger Greis, die Blicke schon mehr nach oben gerichtet, als auf die farbenbunte, trügerische Erde Wo war der Tannenwald? Der weithin wogende, träumerische Tannenwald? — — Aehren nickten ihm goldschwer entgegen, und Kornblumen grüßten ihn mit treuherzigem Blicke. Sonst alles gewandelt: Natur und Menschen. Nur die wilde Aist schoß silberhell über trotzige Felsblöcke. Ein Traum das Leben! sprach Walther vor sich hin, und dann nahm er die Knieharfe und sang zu den weichen Tönen derselben ein schwermuthvolles Lied, sein Schwanenlied.

O weh, wohin entschwunden sind alle meine Jahr'?
War nur ein Traum mein Leben, oder ist es wahr,
Was ich auf Erden schaute mit meiner Augen Licht?
Gewiß ich hab' geschlafen, und ich weiß es nicht.
Und nun bin ich erwacht und ist mir unbekannt,
Was ich vor Zeiten kannte wie meine and're Hand.
Wo ich als Kind gewandelt auf meiner Heimat Höh'n,
Seh'n sie mich an, als hätten sie niemals mich geseh'n.
Die mir Gespielen waren, wie träg sind sie und alt!
Wo einst im heiligen Dunkel gerauscht der Tannenwald,
Da wogen gold'ne Aehren, Kornblumen nicken d'rin —
Nur du, geliebtes Wasser, strömst noch wie sonst dahin.
Ja selbst der Freund, von dem ich einst schied mit heißem Kuß,
Geht jetzt an mir vorüber und schenkt mir keinen Gruß.
D'rum weh mir, wenn ich denke an manchen schönen Tag,
Der mir dahin zerronnen, wie in das Meer ein Schlag,
für immer, weh, o weh!

Walther's Auge war feucht geworden. Vor sich eine fremdgewordene Heimat, in der Vater und Mutter ruhten — auf dem Hause eines Bruders Kind, das ihn mit scheuen Blicken betrachtete — er fühlte, hier war seines Bleibens nicht..... Der Winter war wieder ins Land gekommen. Kein Lied klang von den Zweigen, kein Lied aus des Sängers Brust. Der Ruheloſe hatte die Ruhe gefunden; weicher Schnee legte sich heimlich auf seinen Hügel. Leider gibt es für uns keinen Wallfahrtsschritt nach dieser heiligen Stätte. Wir wissen nicht, wo Walther begraben

iſt. Aber ſegnen wollen wir das liebliche, ruinengekrönte Machland,[1]) wo uns noch jetzt ein alter Vogelweidhof begrüßt, der — einſt von Erika umblüht und von Tannen umrauſcht — die geheimnißvolle Märe kündet, daß hier die Wiege eines Sängers ſtand, der ein Kind unſeres Heimatlandes geweſen, die Wiege — Walther's von der Vogelweide.

[1]) »Das oberöſterreichiſche Machland: das Heimatland Walther's von der Vogelweide«, eine vom Herrn Joſef Straberger, Verwaltungsrathe des Muſeums Francisco-Carolinum in Linz, zuerſt aufgeſtellte Vermuthung, für die über kurz oder lang der Beweis gebracht werden ſoll.

Der Säemann.

Von **Max Kalbeck.**

Eine Saat iſt ohne Frucht und Ernte
Hoffnung, welche das Entſagen lernte;

Glaube, der ſich mit ſich ſelbſt entzweite;
Liebe, die mit beiden liegt im Streite.

Säemann, du weißt's, und dennoch wieder
Streuſt du thöricht deinen Samen nieder? —

»Meine Arbeit will ich gern' erneuern,
Werd' ich auch nicht ſammeln in die Scheuern;

»Wenn nur ein paar grüne Blättlein ſprießen,
Will die Saat mit Thränen ich begießen;

»Wenn nur ein paar bunte Blumen blühen,
Seh' ich reich belohnt mein fruchtlos Mühen.«

Das erste Duell.

Eine Studentengeschichte.

Von **Gustav Andreas Kessel.**

Der Schwarzenberggarten mit seinen dunklen Kastanienalleen, verschwiegenen Laubengängen und melancholischen Teichen war von jeher ein Hort der Liebenden. Wie mit väterlichem Wohlwollen schauten die alten knorrigen Bäume allezeit auf das junge Volk herab, das hier sein komisches Wesen trieb, schon gerne die Schwingen geregt hätte, aber noch nicht flügge geworden war. So stiegen auch an einem Samstag-Nachmittage, es war im Spätherbst, ein paar drollige Burschе würdevoll im Parke umher. Sie bemühten sich, stramm aufzutreten, schwenkten unternehmend ihre kurzen Stöcke und sprachen von nichts als Kneipen, Commersen und Mensuren. Dabei lüfteten sie öfters nachlässig ihre Röcke, um die dreifarbigen Bänder unter denselben zu zeigen, knöpften sie aber immer wieder rasch zu, als schiene ihnen das offene Tragen der Abzeichen doch nicht recht geheuer. Die jugendlichen Heißsporne, welche noch ein paar Jahre im Gymnasium zu »ochsen« hatten, konnten nämlich die vielgepriesene Burschenherrlichkeit gar nicht erwarten und hatten schon unter sich eine geheime Verbindung gegründet. Vorsicht war also geboten.

Mit einemmale wendeten die Burschе ihre Aufmerksamkeit dem Eingange in das Rondeau zu. Ein hübsches Mädchen, an der Hand die jüngere Schwester führend, war eingetreten und näherte sich ihnen langsamen Schrittes. Aus ihrem rosigen Gesichte lugten ein paar muthwillige Kinderaugen, indeß der schlanke Leib sich schon in den Reizen erblühender Jungfräulichkeit wiegte. Zwei der jungen Herren — Ilowsky und Kaiser — räusperten sich vielsagend, glätteten rasch ein paar widerspenstige Fältchen an ihren Kleidern und empfahlen sich den Collegen, die verständnißvoll einen Seitenweg einschlugen. Die beiden Freunde, welche also

zurückgeblieben, betrachteten einander mit mißgünstigen Blicken, weil keiner dem andern den Platz räumen wollte, verneigten sich dann mit aller Zuvorkommenheit vor ihrer Dame, die das Schwesterchen voran schreiten hieß, und nahmen den Kampf um das Herz der Angebeteten auf. Sie zogen, der Eine ein Blumensträußchen, das er bisher verborgen gehalten, der Andere ein Buch, für welches sich das Fräulein besonders interessirte, aus der Rocktasche hervor, beides überreichten sie mit feingewählten Worten. Dann erzählten sie von den Tyrannen, ihren Professoren, gegen deren Ungerechtigkeit der Kampf einmal ausgefochten werden müsse, von dem Aufschwunge ihrer »Corona«, auf die sie große Hoffnung setzten, und von der neidischen Scheelsucht der Leute, die ihnen, natürlich vergebens, allerlei Hindernisse bereiten möchten. Jedes der beiden Herrchen überschüttete das Fräulein mit allen Zeichen zarter Aufmerksamkeit, aber keiner wagte ihr offen seine Neigung zu bekennen, war es doch zu süß:

»— — getreu im tiefsten Sinne
Zu tragen eine fromme Minne,
Von der nur Gott im Himmel weiß.«

Das Dämmchen aber versengte mit ihren schwärmerischen Blicken gleich gütig bald das Herz des Einen, bald das des Anderen, es dünkte ihr zu schön, zwei Jünglinge auf einmal um ihre Huld werben zu sehen, ja vielleicht gar die Heldin eines Liebesstreites zu werden, denn selbst zu entscheiden vermochte sie sich für Keinen, waren doch beide, der Blonde und der Schwarze, gar zu »liebe Kerls« und sie — im selben Alter als ihre Anbeter.

Da schreckte der invalide Gartenpförtner mit seinem rauhen: »Zuag'sperrt wird!« die Liebenden aus ihren Träumen. Die galanten Ritter begleiteten ihre Dame noch ein Stück Weges, so weit, als ihnen die Gefahr, den Eltern ins Gehege zu kommen, dies gestattete. Sie empfahlen sich Fräulein Sophie in ehrerbietiger Zärtlichkeit und schieden dann mit kurzem, auffallend kühlem Gruße von einander, Jeder in dem beseligenden Bewußtsein, die Gunst des Mädchens erobert zu haben. Zu Hause angelangt, schob Ilowsky den Riegel vor die Thüre seines Kämmerchens, holte ein Seidensäckchen aus der Brusttasche hervor und entnahm demselben ein Stücklein Holz, das er kürzlich aus der Bank geschnitten, auf welcher die Geliebte geruht hatte. Lange betrachtete er,

still beglückt, das Heiligthum, bis ihn die rauhe Wirklichkeit mit drängenden Worten — zum Abendessen rief.

*

Früh am anderen Morgen, Ilowsky saß gerade tief über seinen Horaz gebeugt und ganz in Lexica und andere Folianten vergraben, brachte ihm die Post ein Briefchen von Kaiser's Hand. Der gute Junge verfärbte sich ein wenig, als seine Augen über die Zeilen glitten:

»Herr Ilowsky! Was zu viel ist, ist zu viel. Schon längst hättest du begreifen können, daß Fräulein Sophiens Herz nur für mich schlägt. Wohl, die Liebe macht blind, und das kann dich vielleicht entschuldigen. Nicht zu entschuldigen aber sind die vergifteten Waffen, welche du im Kampfe um diesen Engel führst. Schon beim zweiten Glase Bier hätte ich in unserer letzten Exkneipe einen Spitz gehabt — so wagtest du Schamloser mich vor den keuschen Ohren meiner Dame zu verleumden?! Du wirst begreifen, daß wir zwei nicht mehr neben einander leben können. Ich fordere dich hiemit auf Schläger mit Bandagen. Nenne mir bis Morgen zwölf Uhr Mittags deine Zeugen, damit sie das Weitere mit den meinigen vereinbaren können.«

»Ein Duell!«

Daß die Herausforderung nichts weniger als commentmäßig erfolgt war, daran dachte Ilowsky im Augenblicke gar nicht, das Ereigniß als solches nahm ihn vollends gefangen.

»Das erste Duell in der Corona!« wiederholte er nachdrücklich und las das Schreiben noch einmal. Der Pseudo-Burschenschafter kam sich heute unendlich wichtig vor. Freilich, der Wahrheit die Ehre, eine gewisse beklemmende Sorge um das liebe Ich lähmte jenes Hochgefühl ein wenig. Langsam faltete Ilowsky den Brief wieder zusammen, dann warf er einen Blick in den Spiegel, der an der Wand hing.

»So jung und schon unter die Erde müssen!« murmelte er. Ein tiefes Mitleid mit sich selbst befiel den kühnen Stürmer. Seinen erhitzten Sinnen dünkte in diesem Augenblicke ein Gang auf Schläger so gefährlich, als ob er sich über das Schnupftuch schießen sollte. Wenn aber, was Gott verhüten wolle, Freund Kaiser am Platze bliebe, erwog der gewissenhafte Junge weiter, war er selbst dann nicht ein Brudermörder?! Nein, lieber wollte er doch das eigene Leben aushauchen! Was aber

würde in diesem Falle mit Sophie geschehen? Sollte er sich wirklich getäuscht haben und hoffnungslos lieben, was war ihm dann das Leben noch werth? Mußte aber das holde Kind, Kaiser, dem Sieger im Zweikampfe, vielleicht doch gegen ihre innerste Neigung, die Hand reichen, würde sie nicht der Flatterhafte in tiefes Unglück stürzen?! Die Unbeständigkeit war ja sein unverbesserlicher Fehler. Noch vor ganz kurzer Zeit hatte der schreckliche Mensch Ilovsky's allerdings schon verlobte Schwester so heiß geliebt, ihr Bild aus dem Album und ein Taschentuch, das sie liegen gelassen, als kostbaren Schatz geraubt. — Geraubt!!... Ilowsky schlug sich mit der Hand vor die Stirne, nun hatte er einen Ausweg aus dem schrecklichen Wirrsale gefunden. Kaiser war ja gar nicht satisfactionsfähig, eine Nachsicht in diesem Falle unmöglich. Noch heute sollte die Angelegenheit vor die ganze Corona kommen und ein Ehrengericht alles Weitere entscheiden.

*

An jedem Sonntage Abends hielt die »Styria« eine gemüthliche Kneipe ab. Die jungen Leute, welche ihre Verbindung so getauft hatten, stammten durchaus nicht, wie man vermuthet haben würde, aus der grünen Steiermark. Sie fanden nur, daß in dem Worte Styria eine außerordentliche Kraft liege und diese erschien ihnen im Ueberschwange, der ihren Jahren eigen ist, als das Bewunderungswürdigste. In einem kleinen Gasthause, fernab in einem verborgenen Seitengäßchen, hatte die »Styria« endlich eine Heimstätte gefunden. Letztere war allerdings darnach. Ein Kämmerchen neben dem Gassenschank, in dem sonst verschiedenes Gerümpel aufbewahrt wurde, hatte der mürrische Wirth den Burschen, auf vieles Zureden derselben, eingeräumt.

»Sö müss'n halt a was zehr'n«, betonte er argwöhnisch, als der »Senior« so viel von der Styria sprach.

Die Luft in dem Kämmerchen war begreiflicher Weise nicht die beste, doch die jungen Leute machten zu allem Uebel gute Miene, nannten das wässerige Getränke einen »famosen Stoff« und die recht unzulängliche Küche eine »schmackhafte Hausmannskost«. War doch die Corona vergeblich durch die halbe Stadt gewandert, eine »Bude« zu finden. Ueberall wurden sie schmunzelnd abgelehnt.

Pünktlich, wie immer, erschienen die »Commilitonen« zur festgesetzten Stunde. Jeder brachte ein Päckchen mit und entnahm demselben einen »Bummler« und eine Studentenpfeife. Mit den Bummlern bedeckten sie während der Kneipe ihre bemoosten Häupter, in die Pfeifen stopften sie, des Decorums halber, einen Fingerhut voll Tabak. Er wurde nach dem Mahle, angeblich mit vielem Behagen, verschmaucht.

So oft der Kellnerjunge, der mit dem Wirthe die Bedienung besorgen mußte, in das Gemach gerufen wurde, trachtete er, rasch wieder zu entschlüpfen.

»I därf denen Narr'n ja net ins G'sicht lach'n«, raunte er einmal frech dem Hausknechte hinter dem Schanktische zu und erhielt dafür ein Kopfstück.

Die Corona war heute sehr guter Laune und Niemand ahnte das drohende Gewitter. Ilowsky und Kaiser erschienen auffallender Weise als die Letzten, sie hatten für alle Fälle ihre irdischen Angelegenheiten bereits in Ordnung gebracht. Mit einem ernsten Blicke maßen sich die beiden Gegner, jeder hatte von dem Taktgefühle des Andern erwartet, ihn hier nicht zu treffen. Dann brach der Sturm los. Ein Taumel des Entzückens befiel, zur Verwunderung der beiden Streiter, die Commilitonen. Ein Duell in der Corona, das war doch einmal ein Ereigniß! Nun sollte ihnen die rigoroseste Verbindung ihre Vollwerthigkeit bestreiten! Jeder der Burschen bot sich freiwillig als Secundant an; Schotek, der Hitzigsten einer, in seinem Uebereifer sogar beiden Duellanten zugleich. Rebhann, ein schlanker, hübscher Junge, der schon den Beruf des Mediciners in sich fühlte, besprach fachmännisch alle möglichen Verwundungen und die Art ihres Verlaufes, so daß es Ilowsky ganz unheimlich zu Muthe wurde. Er werde selbst als Paukarzt fungiren, beruhigte ihn Rebhann.

In dem wirren Durcheinander konnte Ilowsky seine Anschuldigungen gegen Kaiser gar nicht aussprechen. So oft er damit beginnen wollte, hieß es immer: »Pardon, noch einen Augenblick!« Man hatte stets eine neue wichtige Frage zu lösen. Jetzt handelte es sich gerade darum, wo denn eigentlich das Duell ausgefochten werden sollte. Die Styria hatte ja keinen Paukboden mehr! Im Hause eines der Commilitonen, wo die Bursche sich bisher mit der Klinge geübt, der Dachboden war ihnen

hiezu »ganz vorzüglich« erschienen, trotzdem sie jede Terz und Quart an die Wand und jede Prim an die Firstbalken schlugen, hatte man vor Kurzem scharfe Untersuchung gehalten, wegen des sonderbaren Lärmens und der vielen Hiebe in den Sparren. Rasch war das geschickt verborgene Fechtgeräthe, ein Paar Schläger, Plastron, Stierkopf und Handschuhe, altes Zeug, das man glücklich bei einem Trödler erstanden hatte, aus dem Hause geschafft worden. Dort ging es also sicher nicht mehr. Alle diese Verhandlungen mußten, trotz der herrschenden Erregung, im Flüstertone geführt werden, denn der Wirth hatte, wenn die Stimmen doch zu laut wurden, schon mehrere Male sein feistes, rothes Gesicht fragend zur Thüre hereingesteckt.

Endlich ließ man Slowsky seine gewichtigen Bedenken gegen Kaiser's Satisfactionsfähigkeit aussprechen. Dieser lachte nur laut auf.

»Feigling!« sagte er kurz und scharf, lehnte sich mit verschränkten Armen in den Stuhl zurück und betrachtete höhnisch seinen Widersacher. Letzterer achtete in der Hitze der Beweisführung darauf gar nicht und Schotek und Rebhann rückten ungeduldig mit ihren Stühlen. Die Mehrzahl in der Corona zeigte sich nämlich der Abhaltung eines Ehrengerichtes sehr geneigt, durch ein solches erschien ihnen die Angelegenheit noch bedeutungsvoller.

Da wurde plötzlich auf der Straße, an der Oberlichte des niederen Fensters, ein Kopf sichtbar. Es suchte Jemand in das Kämmerchen zu spähen.

»Aha!« klang es draußen, dann verschwand der Kopf wieder vor dem Fenster.

Hilf Himmel, was war das?!

»Ein Germane!« stieß einer der Bursche erschrocken aus. Die Styria hatte nämlich die Farben der Burschenschaft »Germania« usurpirt, weil eigens verfertigte Bummler und Bänder zu theuer kamen, und war offenbar entdeckt worden. Rasch wurden alle Abzeichen eingepackt.

»Zahlen!« riefen die jungen Leute ungeduldig und eilten, nachdem sie sich überzeugt, daß augenblicklich keine Gefahr drohe, wie ein Rudel gescheuchten Wildes auseinander.

»Morgen alles Weitere!« riefen sie einander zu und verschwanden im Dunkel der Nacht.

*

Die Commilitonen hatten alle eine sehr schlechte Nacht. Der zürnende »Germane« erschien ihnen hundertfach im Traume, und »holzen, holzen!« stöhnten sie mehrmals, von schwerem Alp gedrückt. Festen Schrittes, aber doch rascher als sonst, suchten sie am Morgen das »Collegium« auf. Auf dem Wege dahin schauten sie zwar mit herausfordernden Blicken umher, als freuten sie sich, jeden Augenblick einen schweren Kampf zu bestehen. Verstohlen aber lugte doch einer und der andere vorsichtig aus, ob nicht wirklich eine Gefahr drohe. Nur Ilowsky war auffallend guter Dinge, man rechnete ihm dies als ein Zeichen außerordentlichen Muthes hoch an. In Wahrheit stand die Sache allerdings anders. Der tapfere »Styrier« hoffte nämlich, durch die jählings aufgetauchte allgemeine Gefahr würde sein Zweikampf mit Kaiser hinausgeschoben werden, und Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Damit irrte er sich aber gründlich. Schotek, sein Secundant, ließ durchaus nicht locker und vertrat beharrlich den Standpunkt, gerade jetzt, wo von außen Verfolgung drohe, müßten im Innern der Corona klare Verhältnisse herrschen. Auch Rebhann sprach von einem Gebreste am Leibe der Styria, das geheilt oder ausgebrannt werden müsse. War diese eine Angelegenheit in ritterlicher Weise geschlichtet, dann konnte man ja die Verbindung, wie schon beschlossen, auflösen, die Niederlage war keine unrühmliche, man wich nur der rohen Gewalt.

So einigte sich denn die Corona, als der erste Schreck wegen des »Germanen« schon etwas verflüchtigt, zur Abhaltung des Ehrengerichtes an dem nächsten schulfreien Nachmittage. Wo aber sollte dieses tagen? In die Bude konnte man natürlich nicht mehr gehen. Ein anderes Locale aufzusuchen, war nach den gemachten Erfahrungen zu zeitraubend. In der Wohnung des einen oder anderen Commilitonen erregte die Sache zu viel Aufsehen. Endlich schlug einer der Bursche vor, unter freiem Himmel Gericht zu halten, und zwar dort, wo der »Tusch« geschehen. Begeistert wurde ihm zugestimmt. Damit war jedoch die Angelegenheit in ein neues Stadium der Verschleppung gerathen. Denn bald darauf brachte einer der Commilitonen eine neue Hiobspost. Durch Zufall hatte er erfahren, daß eine Anzahl »Germanen« in der Bude der Styria gewesen, dort das Nest leer gefunden und erklärt hatten, man würde die Vögelchen schon anderswo treffen und sie alle kurz und klein hauen. Eine vollzählige Versammlung des Ehrengerichtes in dem vielbesuchten Schwarzenberg-

garten war unter solchen Umständen nicht rathsam. Bald fehlte der eine und bald der andere Richter, dann wieder dieser und jener Zeuge, und als man trotzdem endlich zu einer Berathung schritt, wurde dieselbe erst durch neugierig lächelnde Spaziergänger und dann durch den wachthabenden Invaliden gestört.

Wochen vergingen und die Austragung des Ehrenhandels rückte nicht vorwärts, die ganze Sache schien sich zu verzetteln. Mit Fräulein Sophie durften weder Kaiser noch Ilowsky sprechen, bevor nicht die Waffen zwischen ihnen entschieden, darauf hatten sie ihr Ehrenwort gegeben. Fiebernd vor Ungeduld wartete das Dämchen, das trotz der gebotenen Verschwiegenheit doch von dem Zweikampfe erfahren hatte, auf den Ausgang desselben. Sie bangte bald für den einen und bald für den anderen der Helden, hörte aber noch immer nicht, daß sich dieselben wirklich geschlagen, und rümpfte schließlich verächtlich das Näschen, wenn sie einen ihrer Galane zufällig begegnete, und dieser mit ernster, schwermuthsvoller Miene schweigend vor ihr den Hut zog. Die Zeit, welche bekanntlich alle Wunden heilt und schon so reichlich seit dem Ausbruche des Liebesstreites verflossen war, stimmte auch Ilowsky und Kaiser versöhnlicher, zudem Ersterer nichts sehnlicher wünschte, als die leidige Geschichte hinter sich zu haben, und Letzterer schon in neuen Rosenbanden schmachtete. Zu ruhigen Erwägungen geneigt, trafen die früheren Freunde wieder einmal auf ihrem gewohnten Spaziergange im Parke zusammen.

»Servus!« grüßte Kaiser sehr herzlich.

»Servus!« dankte Ilowsky und harrte erstaunt der Dinge, die da kommen sollten.

»Ich hätt' mit dir was z'reden«, sagte Ersterer.

»Stehe zu Diensten«, erwiderte der Andere förmlich.

»Weißt, die G'schicht' mit unserer ‚Partie' is schon zu fad, wenn was einmal so lang' dauert, verliert man den Gusto dazu. Sag', daß du das mit den zwei Gläsern Bier nicht so übel gemeint hast, und wir sind dann wieder die Alten. Ich will auch deinem Glück bei der Sophie nicht im Weg steh'n. Ich begegn' dir nämlich jetzt«, fuhr er, hitziger werdend, fort, »alle Tag' ein Mädl, ein famoser Kerl, blonde Haar' und pechschwarze Augen! Wenn Einem die anschaut, ah, Bruder, sie und keine andere!«

Ilowsky wiegte, mit einem strafenden Blick auf Kaiser, bedächtig das dicht gelockte Haupt. Und diesem Menschen hätte er seine Sophie opfern sollen! Er reichte ihm aber doch versöhnt die Hand. Nun war ja Alles glücklich vorüber, Sophie unbestritten sein, er fühlte sich so wohl und frei, daß er den Freund hätte umarmen mögen, wenn dies, vor allen Leuten zu thun, der Anstand erlaubt hätte.

»Und jetzt«, sagte Kaiser, »geh'n wir in die Meierei, zum Schinnerer, und trink'n eins auf neue Freundschaft, wie's der Brauch is!«

Als die guten Jungen in vollster Herzlichkeit beisammen saßen, sich ein Gläschen Bier nach dem anderen aus der Flasche schänkten und bald die herrliche Blondine und dann wieder die göttliche Sophie hoch leben ließen, trat mit einem Male Schotek, ein böser Störenfried, an ihren Tisch heran. Er war zufällig auch des Weges gekommen und fand Anfangs vor Erstaunen keine Worte.

»Herr Ilowsky«, sagte er endlich scharf, »darf ich um eine Aufklärung bitten, was diese Scene zu bedeuten hat?«

»Na, versöhnt hab'n m'r uns wieder!« rief dieser im Vollgefühle seines Glückes. »Was, Kaiser, es war ja doch das G'scheidteste, wer kann denn wissen, wieso eine dumme G'schicht' ausgeht?«

»So?« meinte Schotek gedehnt. »Und ohne Ihre Secundanten zu fragen, ohne daß ein Protokoll darüber aufgenommen worden?! Mein Herr«, polterte er nun los, »darüber werden Sie jetzt mir Rechenschaft geben, ich lasse mich aber nicht an der Nase herum führen!! ... Gut'n Abend!«

Ilowsky war das Glas aus der Hand geglitten, wortlos starrte er dem Wütheriche nach und ergab sich in sein Verhängniß. Dabei ahnte er nicht einmal die wirkliche Gefahr einer regellosen Keilerei ohne die nothwendigen Versicherungen! Als der Unglückliche bald darauf merkwürdiger Weise nur mit einem Streifchen Heftpflaster im Gesichte in der Classe erschien, fragte ihn der Ordinarius, was denn das Ding da auf seiner Backe zu bedeuten hätte.

»Der Friseur hat mich beim Rasiren so arg geschnitten«, antwortete der Junge zaghaft.

»Hehehe«, schmunzelte der wohlwollende Gelehrte, »da hat er wohl zu eifrig den Bart gesucht?« Er zog den seinen befriedigt durch die Finger.

*

Sang- und klanglos wurde die Styria zu Grabe getragen. Die »Germanen« kümmerten sich zwar nicht weiter um die »grünen Jungen«, weil diese ohnehin sich eines Besseren besonnen und ihr albernes Wesen, wenigstens nach außen hin, eingestellt hatten. Aber die Styrier selbst fanden vorläufig keinen rechten Gefallen mehr an der Burschenherrlichkeit. Namentlich Ilowsky. Ihn traf noch der härteste Schlag. An einem Feiertage, kurz nachdem er die Partie mit Schotek ausgefochten hatte, stand er am Eingange in die Elisabethkirche, um Fräulein Sophie, wenn sie aus dem Hochamte käme, zum ersten Male wieder zu sprechen. Dem schwärmerischen Jungen erschien der Marientag und der geweihte Ort besonders würdig, das Liebesband für immer zu knüpfen. Anmuthiger denn je wandelte das Fräulein, an der Seite einer Freundin, dem Ausgange der Kirche zu. Ilowsky erröthete bis in die Haare, verneigte sich tief und wollte auf die Angebetete zueilen. Diese aber trat einen Schritt zurück, hielt das Bürschchen mit einem strengen Blicke in respectvoller Entfernung und ging dann achtlos an ihm vorüber. Wie aus allen Himmeln gestürzt, starrte ihr der Fassungslose nach.

»Schöne Liebe das«, sagte das Dämchen draußen schnippisch zu ihrer Freundin, »der dumme Junge wollte sich nicht einmal schlagen für mich!«

Eine Hans-Wurſtiade.

Herausgegeben von **Richard Maria Werner.**

Lieber Freund!

Zu Ihrem Feſttage ſchien mir als Beilage meines Glückwunſches eine tolle Hanswurſtiade nicht ungeeignet. Wir Oeſterreicher lachen ſo gerne und ſind dankbar, wenn man uns auch in ernſter Zeit einen Scherz vorführt, der uns wenigſtens für einen Augenblick über das Trübe hinweghilft. Die folgende Farce enthält ſo drollige Scenen, daß ſie auch heute noch als Spaß zu wirken vermag. Sie wird aber vielleicht auch noch in anderer Hinſicht das Intereſſe des Mannes erwecken, der mit ſolchem Erfolge bemüht war, das Dunkel der Wiener Theatergeſchichte zu erhellen, könnte ſie doch als ein Nachtrag zur Wiener Ausſtellung für Muſik- und Theaterweſen erſcheinen und dort neben anderen Handſchriften ein beſcheidenes Plätzchen beanſpruchen.

Die Handſchrift mit der Hanswurſtiade ſtammt wohl aus der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts und bildet ein Folioheft von 18 Blättern. Das Titelblatt iſt mit einer primitiven, doppelten Einrahmung verſehen, wurde jedoch ebenſo wie die Schlußſeite von einem Notenſchreiber zu Proben ſeiner Raſtrirfeder benutzt. Der Schreiber des Stückes war nicht immer ſorgfältig; er hat an einer Stelle einen Zwiſchenſatz ausgelaſſen, hat wiederholt Fehler nachträglich über der Zeile verbeſſert. Sorgfältig ſind nur die Namen der redenden Perſonen von den Reden durch einen mit Tinte gezogenen Verticalſtrich getrennt. Majuskel und Minuskel braucht er ganz ohne Conſequenz, was ich im Abdruck nicht beibehielt. An Interpunctionen kennt er nur das Komma, das er auch am Schluſſe des Satzes verwendet, und ein paarmal den Strichpunkt in der Bedeutung eines Ruf- oder Fragezeichens. Ich habe zum leichteren Verſtändniß die heute gebräuchliche Interpunction durchgeführt, dagegen

an der Orthographie nichts geändert, weil sie für die Sprache bedeutsam ist. Die Abkürzungen für Doppelconsonanz, ' für er, dz für daß (auch beim Artikel und Relativum) u. dgl. wurden aufgelöst und die scenischen Bemerkungen, die zwischen den Zeilen stehen, nach unserer Gewohnheit im Text untergebracht. Die Handschrift, die ich schon in den »Wiener Neudrucken« 10, S. XV f., erwähnte, ist leider beschädigt, doch fehlt zum Glück am letzten Blatte nur ein kleiner, unwichtiger Theil.

Wenn ich »zum Glück« sage, so wird das Ihnen, lieber Freund, nicht auffallen, denn Sie wissen, wie wenig vollständige Niederschriften jener Possen auf uns gekommen sind, die einst das Entzücken des Wiener Publicums ausmachten. Und hier liegt eine ganz ausgeführte vor, wenn ich auch glaube, daß bei der Aufführung manche Lazzi vielleicht weiter ausgedehnt worden sein dürften. Wir haben eines jener Intriguenspiele oder Foppspiele vor uns, in denen zwei Alte von zwei Jungen mit Hilfe des immer einen Ausweg findenden Hanswurstes betrogen werden. Nach einander tritt der Hanswurst als Laquay, Sternseher, »Zubringerin«, Hofmeisterin, Doctor und Courier auf; ein Blick in die Ollapotrida Stranitzky's oder in die Inhaltsangaben der Wiener Haupt- und Staatsactionen, die Ihr Vorgänger, Karl Weiß, zusammenstellte, zeigen, wie häufig er in solchen Verkleidungen auftrat. Daß er dabei nicht immer ganz sittiglich verfuhr, dafür aber stets Prügel erntete, muß man sich als Culturhistoriker auch an einem Jubeltage gefallen lassen, und Hanswurst treibt's diesmal wenigstens nicht zu arg.

Ich plage Sie dafür heute nicht mit einer Untersuchung, bitte Sie nur auf die Bezeichnung M. St. des Titelblattes zu achten, weil man darin »Monsieur Stranitzky« erkennen könnte. Ich verhehle Ihnen jedoch nicht, daß die Lesung »M. A.« nicht ausgeschlossen ist, mit der ich aber nichts anzufangen weiß. Für das Stückchen mögen Sie vielleicht einmal Klein's Geschichte des Dramas (V, S. 621) aufschlagen. Um Ihnen das rasche Lesen zu erleichtern, habe ich in anspruchslosen Anmerkungen die ungewöhnlichsten Schreibungen durch die verständlichen ersetzt, die nicht immer ganz nahe liegen; einen anderen Zweck habe ich nicht.

Und so lassen Sie sich denn an Ihrem Festtage, trotzdem er schon in die Fasten fällt, diesen Nachklang altwienerischen Carnevals mit den herzlichsten Wünschen darbringen. Sie, der Sie gewohnt sind, Anderen

aus den Schätzen der Wiener Stadtbibliothek zu spenden, mögen es ertragen, daß Sie diesmal etwas zurückempfangen, was zu jenen gehört. Auf Sie paßt ein Vers, der in einem seltenen Hefte steht: »Der entdeckte Carneval, Oder die galante Fastnachts-Freude der Heutigen Welt; Entworffen von den Autor des Narren-Calenders. Wien, zufinden bey Johann Gabriel Grahl 1709«:

der bleibt der Redliche und wohlbewährte Knecht,
der fleissig, ohne Schlaff, aufrichtig fromm und schlecht
dem lieben Nächsten dient, nach Pflicht und nach Vermögen.

Dem unermüdlichen Helfer in ernsten Dingen wird Hanswurst, der unermüdliche Liebeshelfer, hoffentlich nicht unangenehm sein. Hören Sie, wie er spricht!

M. St.
Under dem Titul. Hanßwurst
ein Erzkubler, Loränger in
Seyner Liebe der Vngligliche
Liebhaber, Wie doch der gligliche
Witter.

[1ᵛ] Hanßwurst, ein Lagey — — — — —
Odöardo, Vatter zu Isäbele — — —
Bumbernigl, ein Wittwer — — — —
Loränger, Isabele Liebhaber — — —
Isebele. Odoarta Tochter — — — —

[2] Hanßwurst mit einem Pingl.

Hanßwurst. So ist halt mit ein Menschen, käm[1]) ist halt auw Vnglig[2]) vorbey, so ist schon wider ein anderß da. Ich hab mich schan trengä[3]) wohlen, zum allen Glig hat mir die Kuhe dem Bach auß gesoffen. Warhafftig daß Glig verfart mit ein Menschen, alß wie der Haffner mit dem Glenkäß.[4]) — Jezt waß fang ich an? ich hab nix zu fräßen, nix saufen, und hab auch kein Herrn, aber hallä, da ist ä Hauß, da schaut die Barmherzigkeit beim Fenztern herrauß. Da werte ich eines siegen, villeicht schengen sie mür woß.

[1]) kaum. — [2]) a Unglück. — [3]) tränken, ertränken. — [4]) Klänkas, Schmierkäse.

Äriä.[1])

1.

Bitt eng gar ſchen, liebe Leitl,
Schauz, wie ich verlaßen bin;
Lärifäri iſt in Beitl,
Iſt kaun guden Haler trin.
Tietz[2]) ä weng waß auſäſchmeiſen,
Ich bin ſann[3]) mit Schlechten zfriten,[4])
Ich kan ä Kabaunä[5]) beißen,
Wann ich recht dähungert bin.

2.

Ibral bin ich betlarm,
Han in Fuß kaun ganzen Schuh,
Und kein Ärml auf mein Arm,
Abä iug iug hani[6]) gnug.
Alles iſt zum wägäſchmeißen,
Strimbf ham Löchä wie ä Hauß,
D'Hoſen fangt ſchan an zum zreiſen,
[2ᵛ] S'Hemät hengt mä ſpanlang auß.

3.

Secht ich habe nichel Horum,[7])
Trum geh ich inſ Fechten um.
Schengſt[8]) än armen Stutioſuß
Doch ain gleinß Fiätigum.[9])
Ei ſo habtß doch mit mir Armen
Mitleit und Barmherzigkeit.
Tietz[10]) eng meiner toch däbarmen,
Äs ferfluchte Teifelßleit.

Schauz, es gibt kein Menſch nix auſä, ich muß ſchan anklobfen. He hollä, hollä!

Loränger. Zum Teyſl, wer iſt dan drauſt, der ſo ein Tumult anfangt?

Hanſwurſt. Ich binß.

Loränger. Er literlicher tumben Kerl, waß will er, woh kombt er her, und waß macht er hür?

Hanſwurſt. Ich tet eng umb än Almoſen bitten.

Loränger. Ich hab kein Almoſen vor ihm, Er Flägl! (Will gehen.)

Hanſwurſt. Ha ha, bleibſt da ä wenich, ich muß etwaß reten.

[1]) Verſe nicht abgeſetzt. — [2]) Thut. — [3]) ſchon, ſo in der Handſchrift häufig. — [4]) zufrieden. — [5]) Kapauner. — [6]) Handſchrift: hani ich. — [7]) ? — [8]) Schenkts. — [9]) Viaticum. — [10]) Thut.

Loränger. Wan er mir keine Ruhe laſt, ſo werte ich ihm mit mein Stog[1]) abbriglen,[2]) daß ihm die Schwarten grachen[3]) mechtn.

Hanſwurſt. Sie verzeihen mür, wan ich es gebuſt[4]) hete, däß da [3a] der Betlrichter were, ſo hete ich niemahlen angeglobſt.

Loränger. Danoch ſag er mir, woß er eigentlich iſt, oder woß vor eine Broſeſion[5]) er zugeſchriben iſt.

Hanſwurſt. Ich bin meiner Broſeſion ein Schneider gebeſen aber weill die Schneider ä ſo veracht ſeind worten, und hats nichtß alß gräzige[6]), und ſchäbige Schneider keiſen,[7]) ſo hab ich das Handwerch verlaß, und bin ein Stutend wohren.

Loränger. Ein Stutend? und auf waß vor ein Universitet hat er geſtutirt?

Hanſ — —. Gar auf ä große U— hab ich geſtutirt.

Loränger. Und woh dan?

Hanſ — —. In Limer[8]) drauſt in der Hochen Schul.

Loränger. In Limer? und in waß vor ein Landſchaft ligt das?

Hanſ — —. Das ſtehet entreß[9]) Mör, — — — —

Loränger. Doch ſag er mür, hat er auch Teſtumaniä[10]) bey ſich, oder iſt er vileicht exgluitirt[11]) wohrten?

Hanſ — —. Nein ich habe 32 Teſtumaniä bey mür.

Loränger. Laß ſie ſehen!

Hanſ — —. Hier ſeind ſie darinen, aber ich werde ſie gleich ausbagen[12]).

Loränger. So mache nur geſchwind, den ich habe nicht lang [3b] Zeit, mich hür aufzuhalten.

Hanſwurſt. Gleich — hür ſeind ſie ſchon.

Loränger. Waß zum Teifl, daß ſeind ia Karten!

Hanſwurſt. Ja das ſeind meine Teſtumaniä, daß ich mir die Zeit vertrieb.

Loränger. Und das iſt ein Tuwagbfeüfen.[13])

Hanſ — —. Ja, he, da ſchauz, da ſtele ich mir das Menſchen-

---

[1]) Stock. — [2]) abprügeln. — [3]) krachen. — [4]) gewußt. — [5]) Profeſſion. — [6]) kratzige. — [7]) g'heißen. — [8]) In der Handſchrift zuerſt: — — —, dann darüber undeutlich geſchrieben: Lim', in der folgenden Zeile wieder: Lim'. — [9]) jenſeits. — [10]) Teſtimonia. — [11]) excludirt. — [12]) auspacken. — [13]) Tabakpfeife.

leben vor; so lang die Tuwagbseysen brint, so lang lebt sie, aber so balt sie nimer raugt, bäz, der arme-Nar ist tott.

Loränger. Und waß ist das vor Ein Pabir?

Hanswurst. Das ist mein Schubzödl.

Loränger. Gib es her, ich will es lesen.

Hanß —. Da ist, ich werß selbst lesen, wie bräf alß geschriben ist, es hetenß nimer beser schreiben könen, als wie das ist.

Loränger. So mache geschwind.

Hanß. Es befintet sich hür mit Namen Hanßwurst ein Bedinter, in welchen err sich wegen seiner schlechter Aufirung,[1]) nemlichen mit Betrigen, Spillen und Cäruſiren,[2]) Freßen und Saufen 6 Jahr in das Zuchthauß gebesen, und alle Tag sein vertinten Straf richtig außgehalten.

Loränger. Und waß vor ein Straf hast du gehabt?

Hanß. Ja, wan ich nur[3]) Ein Straf het bekomen, ich hab alle Tag [4] 42 Brigl bekomen. Nach dem lost[4]) nur auf der anderte Straf, wie schen alleß geschriben ist, so ägurät,[5]) Wochen vor Wochen, lost nur. (Hans lest.) Jez aber ist der Erßbenande[6]) Hanßwurst richtig entlasen worden, aber mit diesen Beding, daß sich solcher Hanßwurst sich auß den Keißl. Lentern sich wegbagen sollte; wohferne aber solcher nicht gehet, so wirt ein jedes Gericht hefflichst ersucht, wo solcher anzutresen, ohne villen brodest[7]) aufzuhengen. Der Termin ist biß d' — — — —.

Loränger. Ein schene Kundschaft vor ein Lagey.

Hanß —. Nät wahr wie schen? Ich empfind mein Jahr Besoltung nach auf dem Bugl, aber hal der Teysl ä so än Dienst, der ist sofül starg, und mir kan nät vort, auch wen mann will.

Loränger. Schen aufgefirt. Sag er mir aber, wie hat er sich sonst verhalten?

Hanß —. Verhalten habe ich niemalß nichts, ich bin alzeit auf das Heisl gangen.

Loränger. Das ist so vill, ob du biß täto[8]) nichts angefangt hast?

Hans —. Nä — ich weiß weiter nicht.

[1]) Aufführung. — [2]) Careſſiren. — [3]) In der Handschrift: un über der Zeile. — [4]) hört. — [5]) accurat. — [6]) Endesbenannte. — [7]) Proteſt. — [8]) dato.

Loränger. Sag er mür, wer ſein Vatter und Mutter gebeſen iſt, und [4b] waß vor Totß Sie geſtorben ſeind?

Hanß —. Ja geſtorben! Es ſeind recht greizbräſe[1]) Leit gebeſen. Mein Vatter, das iſt ein Laufer gebeſen, und da iſt er aumal außglofen und iſt iber ä Lautä[2]) aufigloffen und iſt in ä Mäſchen[3]) einikomä, nach den hambß[4]) im die Lauter darfan[5]) tragen, ſo iſt der arme Nar zwiſchen Himl und Erden hengä bliben. Mein Muter aber iſt in der hitzign grangheit geſtorben, ſä hambß verbrent.

Loränger. Ein ſchene Freindſchaft. Danoch, du ſcheinſt mir zu meinen Vmſtenden ein ſer geſchigter Menſch zu ſein. Sag du, obſt kein Dinſt nemeſt.

Hanß. Ja ich wauß auch nicht, — — aber mür iſt ſchon recht ein Hern habe ich ſchon lengſt wohlen aufnehmen.

Loränger. Neriſcher Menſch, ich will dich in meine Dinſt nemen.

Hanß —. Da iſt ia aun Ding, ob öß mich aufnembſt oder ich eng.

Loränger. Ich kene dein luſtigen Humor ſchan. Weiſt du waß? hir iſt ein Hauß, da iſt meine Ämäntin darinen.

Hanß. Was iſt daß? iſt daß ä Menſch auch?

Loränger. Dum Kerl! freilich iſt ſie ein Menſch, ſie iſt dem Adoärto ſein Tochter, mit Namen Isebele. Diſe mechte ich zu meüner Braut haben, aber es iſt ein Neben[ö]buhler mit Nahmen Bumbernigl. Weiſt du kein Liſt, daß wür ſie betrigen?

Hanß. Wiſt waß, ich werte ſchan auf waß austengen,[6]) daß mir daß Menſch bekomen, — — —

Loränger. Weiſt du waß, mir werten Sie entfiren und in der Flucht gehn.

Hanß — —. Waß, äß wölz verflucht gehn mit dem Menſchen?

Loränger. Du Nar, in ein anders Land werden wir reiſen und dort heiraten.

Hanß — —. Laſt nur gen, ich werß ſchon machen, daß Menſch wollen wir gigen.[7])

---

[1]) kreuzbrave. — [2]) über eine Leiter. — [3]) Schlinge. — [4]) haben ſie. — [5]) davon. — [6]) ausdenken. — [7]) kriegen, in der Handſchrift ſteht: gigg ganz am Rande der Zeile.

Loränger. Alſo mache nur. Hür haſt du ein 17,[1]) tringe[2]) ein Glaß Wein.

Hanß — —. Ich bleib obligirt, Sie haben ſich auf mich zu verlaſen.

Loränger. Kome herein in meiner Behauſung.

Scenä 2.

Odoärto. Daß iſt doch entzezlich, waß einer mit denen Kindern vor Greiz[3]) hat, es were Not, ich ginge nicht von Hauß weg. Aber ſtät,[4]) hir komt mein Schwigerſohn, der Herr Bumbernigl.

Bumbernigl. Gehorſamſt Ertiner,[5]) Herr Schwigervatter! Es freit mich, dem Herrn Schwigervatter zu ſehen.

Odoärdo. Gehorſamſterdiner, Herr Schwigerſohn!

Bümbernigl. Wie ſtetes um der Isebele? bekome ich ſie zu ein Braut?

[5b] Odoärdo. Von mir auß haben Sie daß Jawort, ich werte gleich der Isebele gleich herraußruffen, daß ſie unß einen Cäfe macht.

Bumbernigl. Ich ſage untertenigen Tang vor daß Jawohrt! Ach ich gefrey mich ſchan auf dem Cäfe, wan die Isabele mit ihre zuger-henich-ſiße[6]) Henden machet.

Odoarto. Hollä Isebele, Isebele, kome herauß!

Iſäbele. Waß ſchaffen[7]) Sie, Bäbä?[8])

Odoardo. Gehe und mache vor mich und dem Herrn Bumbernigl ein Köfe!

Bumpernig. Herr Schwigervatter, fragen Sie die Isebele, ob ſie mich heiraten mag oder nicht.

Odoärdo. Fragen Sie es ſelbſt, waß ſie ſagt.

Bumbernigl. Sie mein liebe Isebele, ſagen Sie mür, ob Sie meine Braut werten? So ſprechen Sie doch ia oder nein, ich bitte Sie!

Iſebele. Ich erbarte, daß Jawort von mein Herrn Vatter.

Bumber—. Herr Odoärdo, die Isebele ſagt, Sie ſolten dem Ausſpruch machen.

Odoärdo. Von mir aus haben Sie daß Jawort.

---

[1]) Siebzehner, Münzſtück. — [2]) trinke. — [3]) Kreuz. — [4]) ſtät, ſtill. — [5]) Gehorſamſter Diener. Ich habe hier und im Folgenden die Schreibung abſichtlich beibehalten. — [6]) Zucker-Honig-ſüße. — [7]) befehlen. — [8]) Papa.

Bumber —. Isebele, der Herr Bäbä hat ſchan ia geſagt.

Iſebele. Und ich ſage nein! Herr Vatter, Sie mögen ſagen, waß Sie wohlen, daß geſchicht nicht, daß ich den Bunbrnigl zu ein Man neme.

[6] Bumber —. Hern Odoärdo, haben Sie dem grauſamen Entſchluß gehert?

Odoärdo. Herr Bumbernigl, reten Sie allenich[1]) mit ihr, dan ich kene die Medichen als zugut; wan ſie alenich ſeind, ſo ſagen ſie gleich, ia.

Bumber. Mein Isebele, ich bitte ihnen vmb alles in der Welt, werden Sie doch mein Frau. Ich bin ia noch ſo alt nicht und bin noch recht riglſam[2]) und habe ein ſchene Berſon, gut gebaxen, kerzengrat, ich weiß gebiß, daß ſich alle Medichen in mir verliben.

Iſebele. Herr Bumbernigl, ich ſag ihnen noch zum lezten Mal, ich will und mag ihnen nicht. Ein ſo nibertrechtiges altes Bantoffl-gfriß[3]) find ich auf dem Miſthaufen. Laſen Sie mich ungeſchoren, ſonſt zeig ich ihnen ein andern Herrn.

Bumber. Ich werde gleich zu Herrn Odoärdo gehen und ihm ſolchen Schimbf ſagen.

Actus 2. Scena 3.

Loränger. Ich weiß nicht, waß ich anfangen ſolte, ich habe noch Raſt noch Ruhe, ia ich bin nicht konbäbel,[4]) eine Minuten in der Nacht zu ſchlafen, daß ich nich in meiner gelibten Isebele getenge. Ich werde aber gleich auffſtehen und mich zu Babir[5]) ſezen und werde Angeſtalt machen, daß ich mit ihr reten kan. Ich weiß nicht, der Hanßwurſt iſt auch nicht auf. Hanßwurſt, — Hanßwurſt —

[6b] Hanß — —. Ja — — —

Loränger. Stehe auf, ſag ich — — — Hanßwurſt, — Hanßwurſt

Hanß — — Ja — — — —

Loränger. Stehe auf, ſag ich dir.

Hanß. Wiefill iſt denn?

Loränger. Es hat ſchon 7 Uhr geſchlagen.

Hanß —. Es iſt ia noch fruh gnug vor ein Betinten. Aube, abe[6]) (Hanßwurſt falt).

[1]) allein. — [2]) rüſtig. — [3]) Pantoffelgeſicht. — [4]) coupable, im Stande. — [5]) Papier. — [6]) Auweh!

Loränger. Waß ſuchſt du den?

Hanß. Daß Nachtgeſchür.

Loränger. Gehe, ſag ich dir zum lezten Mahl, und bringe mich nicht zum Zautern,[1]) ſonſt werteſt du meinen Stog auf deinem Bugl embfinden.

Hanß—. Gleich werde ich komen, ich tuh nichts alß d'Hoſen anlegen — Da bin ich.

Loränger. Bringer mir Tingen,[2]) Feder und Babir.

Hauß. Ja — — he muß ich Tingen und Feter und Babir mitnand bringen?

Loränger. Frälich[3]) muſt duß mitnander bringen.

Hanß. — — — He muß ich daß Babir auch mit bringen, waß auf dem Heiſl ligt?

Loränger. Du dumer Kerl, in der Kanzley gehe und bringe Tingen, Feter und Babir zu ein Brif ſchreiben.

Hanß. Gleich, gleich — — — Da bin ich ſchan.

Loränger. Jezt gibr Ruhe, auf daß ich ſchreiben kann — — (Schreibt ein Brief) [7] Hanßwurſt, wuſt du waß, trage dieſen Prief zu der Isebele hin und ſage, ſie ſolte gelegenheit machen, daß ich mit ihr reten kan, ſonſt muß ich vor Ungetult vergehen.

Hanß. Gleich werde ich mäſchüren.

Loränger. Waß machts du?

Hanß. Ich thu meiner Muder ä Ein Brief ſchreiben.[4])

Loränger. Mache geſchwind.

Hauß. Ich werde gleich ferdig ſein. (Hanßwurſt ſchreibt) Mein libe Muttä, öß gäng mir ſchan gut, wan no mein Her nöt ä ſo ä Nar wär. Nix Neiß waiß ich dir nichts zu ſchreiben, alß daß unſä alte Sau verögt[5]) iſt, macht dir nix drauß, dengtä,[6]) mür ſeind laudä ſterbende Menſchen auf der Welt, und wann vnſä ſchwarze Kaz nütäkimbt,[7]) ſo ſchreib mürß, obß ä Buh odä ä Dintl[8]) iſt, und unſer Ratſchwauffeten[9]) Köttenhund laſ ich ſ'Präzl[10]) kiſen.

Loränger. Ein ſchener Brief an deiner Mutter.

[1]) Zetern. — [2]) Tinte. — [3]) freilich. — [4]) Das ſtimmt nicht mit Scene 1, wo die Mutter todt iſt. — [5]) verreckt, verendet. — [6]) denke dir. — [7]) niederkommt. — [8]) Bub oder Dirndl. — [9]) rothſchweifiger. — [10]) 's Bratzel, die Pfote.

Hanß—. Ja jü hat mür nix veribl, wir haben mit einander Bruderschaft getrungen. Jezt mus i gehn.

Loränger. Gehe geschwind und iberbringe diesen Brief der Isebele.

[7b] Hanß. Jezt muß ich Ein Gläsl Brandbein tringen, nach dem werd ich gescheid.

Scenä 4.

Isebele. Ich weiß nicht, waß ich machen solte, daß ich zu Loränger kome; ich weiß nicht, wie es kombt, daß ich kein Brief bekome. Es muß ein Geheimnuß darhinter sein. Doch waß kombt hür vor ein lüterlicher Kerl.

Scenä 5.

Hanß. Umb än dagey ist halt ä lustiges Liben! Ahä Stogan![1])

Isebele. Ich glaube auch, er schaigt mich vor Einen Stog an.

Hanß. O nein, ich hab glaubt, öß ist ä Wiltsau. Seiz den äh Mensch?

Isebele. Bfui der Kerl stingt! Bagt er sich vort von mür!

Hans — — Schau daß ist ä schenß Mensch. He sagst mir, mögst mich nöt Heiraten? Geth, last Eng ä Busl göben!

Isebele. Bäbä, Bäbä, geschwind komen Sie! (Hanßwurst lauft.)

Scenä 6.

Odoärdo. Waß gibtß, meine liebe Tochter, waß gibts?

Isebele. Ach hür ist ein Mensch gebesen, der hat mich kisen bohlen.[2])

Odoardo. Ach daß must du nicht thun lassen, dan es mechte dir schedlig sein än deiner Versohn. Weist du waß, ich muß iezt meine Bicher aufschlagen, dan mir haben heind einen Stern zu sehen, dem mann in villen Jahren nicht sehen kan. Under deßen lebe wohl und gibe Abacht[3]) auf dich selbst und laß dich nicht kißen.

[8] Isebele. Du alter Gagl, wan nur mein liber Loränger da were, ich wirte nicht schreyen, wan er mich kißen tet.

Hanß. Schau, da ist daß Teifelsfieh schan witer, die ä so schreit. Jezt will ich gehen und dem Brief zu der Isebele hintragen.

---

[1]) Oha, Stock an! Entschuldigung beim Zusammenstoßen. — [2]) wollen. — [3]) Achtung.

Isebele. Er hat einen Brief, diser gehert vor mich. Ich muß ühm schan gute Wort geben, sonst bekome ich dem Brief nicht. Guter Freind, woh get er hin? wem suchet er?

Hanß —. Waß getß Eng an — — — (Hanswurst bfeift.)

Isebele. Er hat ia vor mich ein Brief, nicht wahr?

Hanß —. Daß waiß ich nicht, wer öß seiz, der Brief gehert[1]) der Isebele.

Isebele. Dise bin <ich>[2]) selbst, der Brief gehert mein.

Hanß —. Daß ist just recht, daß der Brief ihr gehert, die will ich träzen.[3]) Getß wög, äß Stingst wie ä Bog, getß wäg oder ich schrey in[4]) baba.

Isebele. Ach noch nicht schreyen, mein liber Freind, ich bitte ihnen vmb alleß in der Welt, schweigen Sie still; sagen Sie mir, wer Sie seind und wie Sie heißen?

Hanß. Ich heiß Hanßwurst und bin halt Loränger Betinter.

Isebele. Ach Loränger Betinder! Ich bitte ihm, mein liber Hanßwurst, gib er mir in Brief und sag er mir, waß Loränger macht.

Hanß —. In Brief gib ich nicht her, biß öß mir gniefeltig[5]) abbiten titß.[6])

Isebele. Waß will ich machen, daß er mir in Brief gibt, ich muß es bohl[7]) tun. Ich bitte dich, mein lieber Hanßwurst, Verseihung, waß ich dir getan habe.

Hanß — Bölz[8]) nochmal schreyen?

[8b] Isebele. Nein, ich werte nicht mehr schreyen.

Hanß. Wolz spillen mit mür.

Isebele. Ja, ich will auch spillen mit dir, wan du mir den Brief gibst. Ach laße mich nicht so lange warten! Herest du dan meine Seifzer nicht laut genug vorbey streichen?

Hanß. Es ist beßer, öß last die Seifzer laut streichen, die haumblingen[9]) stingen alß zu starg. Stez auf, es ist eng geschengt.[10])

Isebele. Gibe mür dem Brief. Ach waß Freiten embfinde ich in mein Herzen. Hanzwurst, leichte mir! — — (Hanßwurst verbrend dem Brief). Waß hast du angefangt?

[1]) gehört. — [2]) fehlt in der Handschrift. — [3]) tratzen, necken. — [4]) 'm dem. — [5]) kniefällig. — [6]) thut. — [7]) wohl. — [8]) Wollt ihr. — [9]) heimlichen. — [10]) geschenkt.

Hanß. Schauz, ſchauz, auß lautä Lieb hat der Brief zun prünen angefangt.

Iſebele. Ich Vngligliche!

Hanß —. Wer kan darvor, wan die Lieb gar ſo hizig iſt! Komen Sie, mir werden eins ſpillen.

Iſebele. Waß ſpillen mür, Lamber, Gwäteril oder Bäſet?[1])

Hanß —. Daß kan ich nicht, ich kan nichs alß Hantlü, wandeltü, böſettü Blumbſſag, und auch in lözten Stich. Waß ſpildz liber?

Iſebele. Dem lezten Stich, — gibe die Karten auß.

Hanß. Nein, ich gib nicht auß, dan die Frauenzimer hambt alzeit die Forhand zur dem lezten Stich.

Iſebele. Hanßwurſt, getenge die Eine liſt, daß mir meinen alten Vatter betrigen könen, daß Loränger zu mir kombt.

Hanß. Juſt recht, der Herr Loränger hat zu mir geſagt und er werd mit eng verflucht gehn.

[9] Iſebele. Du biſt ein tumer Menſch! Villeicht in der Flucht gehen?

Hanß. Jo, jo, turch gehn; wiſt woß, machtſ engä Sochen zuſom, zun müſchen.

Iſebele. Ja ich werde mich ferdig machen, — — grüne (wirft die Karten auf).

Hanß. Geſtochen! Dem alten Schlängl,[2]) dem Herrn Odoardo, dem alten Schälm, dem wohlen mür betrigen, (bumbernigl loſt), daß ihm die Augen ibergen (Hanßwurſt lauft).

Scenä 7.

Bumber. Ha ha, waß gibtß da, iber meinen Herrn Schwigervatter ſo zu hauſen![3]) Wart, tu Kerl, ich werde dir mit meinen Stog dem Weg weißen. Der alte Schlängl, der alte Hunzfut, der alte Schlängl (Odoärdo loſt), der Herr Odoärdo.

Odoärdo. Waß? Sie wohlen mich ſo ſchimbfen? (Briglet dem Bumber.)

Bumber. Ha ha, Herr Schwigervatter, warten Sie, biß ich ſage, waß daß zu beteiten habe.

[1]) Ollapotrida, Neudrucke, S. 85 Alombre, Baſſete, Picket, letzter Stich. — [2]) Schlankl. — [3]) lärmen, ſchreien, zanken (Schmeller).

Odoarto. Einen ſchenen Schwigerſohn hab ich, der mir ſo Titl gibt!

Bumber. Laßen Sie ihnen ſagen, hür bey der Isebele iſt der Loränger Betinte gebeſen und hat ſolchen ſchimbf wider den Herrn Schwigervatter geſagt. Ich habe ihm veriagen, und ich habe ſolchen Wort nur rebutirt,[1]) damit ich ſie nicht vergeſe.

Odoärdo. Ich werde gleich der Isebele[2]) rufen. Isäbelle, Isebele, komm herauß!

Scenä 8.

Iſebelä. Waß ſchafen Sie, Herr Bäbä?

Odoärdo. Ja, waß ſchafen Sie, Herr Bäbä? Waß haſt du mit dem Loränger Betinten gehabt, daß er ſo geſtäliret[3]) hat?

Iſebele. Ich weiß nichtß, Herr Bäbä, ſondern der Herr Bumbernigl hat ſo erſchröglich gehauſt wider dem Herrn Bäbä.

Bumber. Daß iſt nicht dem ſo, Herr Odoördo! Sie hate mit dem Betinten [9b] von Loränger geſpilet, und ſo oft er ein Karten hat außgeborfen, ſo hat er ein Schimbfwohrt darzu geſagt.

Odoärdo. Hereſt du, waß der Herr Bumbernigl ſagt?

Iſebele. Ja, es iſt nur ein Geiſt gebeſen.

Odoärdo. Eü, eü, daß dich die Geiſter ihmer ſo blagen! Gleich gehe in daß Hauß hinein und kome nicht mer herauß!

Iſebele. Ich gehe gern hinein.

Odoärdo. Herr Bumbernigl, gehen wir in einem Garten und tringen ein gutß Glaß Wein, damit vnß die Geilen[4]) vergehen.

Bumber. Wan Sie erlauben, Herr Schwigervatter, ſo werde ich mitgehen.

Scenä 9.

Loränger. Hanßwurſt, wie iſt es abgeloffen mit dem Brief, hat der Alte nichts geſehen?

Hanß. Ja der Teyſl hol daß Kublen![5]) Sobalt alß ſie mich geſehen hat, ſo hat ſie zum ſchreyen angefangt, da iſt geſchwind der Alte da gebeßen; ich bin aber gleich daruon gloffen und habe gebart, biß daß der Alt iſt wögägangä. Nach dem hab ich dem Brief der Isebele geben.

Loränger. Waß hat ſie geſagt?

[1]) repetirt. — [2]) Handſchrift: Iſebebe. — [3]) Schmälen, losziehen (Schmeller). — [4]) Gailen oder Galle. — [5]) Kuppeln.

Hanß. Sie hat gesagt, und auf die Nacht solen Sie zu ihr komen der Alte werd ein Stern sehen, dem man in villen Jahren nicht sehet, dem heist man in Kamädüstern.[1])

Loränger. Nar, in Kamödstern villeicht.

Hanß. Ja, ja! he wist waß, min ist waß eingefahlen! Ich werde [10] mich vergleiten[2]) alß ein Sternseher, und da mach ich dem Alten waß vor, dä Wäll[3]) nembst öß daß Mensch und getß durch damit.

Loränger. Ja, mache geschwind, daß mir gliglich seind! Aber zusohr gehe auf der Bost und bestele 4 Bostroß, daß mir gleich fortkomen.

Hans. Gleich werde ich gehen und Angestalt machen (gehet ab).

Scenä 10.

Odoärto. Hür werte der Kamätstern gleich komen, ich werde gleich meine Bicher aufschlagen, was dieser zu beteiten habe — — — — — — doch waß kombt hir vor ein Mensch?

Hanß. Ha, ha, dort ist der Stern schon, ach der hat Unglig hinder seiner, vorndt[4]) von seiner (Hanßburst mit ein zusammengerolten babir).

Odoärdo. Und woh dan? ich sehe nichts! (Hanswurst schlagt den Alten auf den Kobf). Ach we — — ach we!

Hanß. Wer ist er Flögl, gets äwög öder öß seiz vngliglich.

Odoardo. Seind Sie von der Gite und sagen Sie mir, wer Sie seind.

Hanß. Ich bin ein Sternseher und ein Sternkenner von allen Blaneten, Himel und Erden. Ich weiß, waß in allen Orten regirt. Es ist nichts auf der ganzen Welt, waß ich nicht sehe und here und weiß.

Odoärdo. Ich bitte Ihnen, thun Sie mich vnderweißen, was diser Stern mit sich firt.

[10b] Hanß. Kombt und sehet dem großen Stern, waß er vor ein langen Schweif nachzieht! Auf dem Schweif sitzt lauter Unglig. Daß haben mir Sternseher zu gebarten[5]). Sehet dorten, wie Kabito[6]) auf der

---

[1]) Komödienstern, statt Kometenstern. — [2]) verkleiden. — [3]) derweil, inzwischen. — [4]) In der Handschrift undeutlich: Vondz. — [5]) erwarten. — [6]) Kupido.

Fenes[1]) reit; sehet dort, wie Einer dort ein Weibsbilt entfirt! Sehet dort dem großen Bächäß[2]) auf dem Birsaß reiten! Jezt fehlt ein Sternreibsen![3]) Aufgeschaut! (nimbt dem Alten bey der Noßen).

Odoärdo. Waß ist daß? — ich sehe nichts, ich schau hin, woh ich will! Waß gilts, es ist ein Betrug darhinder! Ich werde zu Hauß gehen, ich mus schan ein[4]) anderßmahl sehen, wan der Stern wider zu sehen ist. Jezt werde ich gleich der Isebele rufen, daß sie meine Bicher hinein tragt. Isebele, — — — Kome herauß, Isebele — — Sie mus nur schlaffen, weil sie nicht kombt; ich werde stil hineingehen, damit ich sie nicht aufwege.[5]) — — Ach daß ganze Hauß ist leer! waß giltß, der Kerl hat meine Tochter verfirt! Ein Vnglig! Ein Vnglig!

Scenä 11.

Bumber. Waß gibt es, Herr Schwiegervatter, was for ein Vnglig?

Odoärdo. Meine Tochter, die Isebele, haben sie entfirt und alle ihre Sachen mit ihr genohmen!

Bumber. Ach ich vngliglicher Breitigam! Wißen Sie waß, Herr Odoärdo, mür werden ihnen nacheillen, daß mür sie bekomen.

Odoärdo. Komen Sie geschwind!

[11] Actes 3.

Scenä 12.

Loränger. Ach waß vor ein gliglicher Augendblick ist heind dieser Tage geschehen, daß ich Sie mit meinen Armen vmschließen kann! Ja ich were nicht im Stande gebesen, ohne Ihnen lenger zu leben, ich hete mür selbst daß Leben geraubet! Mit einem Wort, ich bin mir selbst zuwider gebesen! Glauben Sie sicherlich, so wenich ein Mensch auf der Welt ist und in dem Firmument die Sterne zelen könte, so wenich kan ich es beschreiben, wie trey und aufrichtig ich ihnen libe! Aber, mein Engl, mür müßen ein Ende machen, daß mir vortkomen, sonst mechten wir veraten werten.

Isebele. Komen Sie, mein herzallerlibster Loränger, ich folge Ihnen mit Freiden.

Hanß. Getß nur geschwind, daß wir daruon komen, — — —

[1]) Venus. — [2]) Bacchus. — [3]) Sternrülpsen, Sternschnuppe. — [4]) Handschrift: in. — [5]) aufwecke.

Scenä 13.

Odoärdo. Ha, ha, trift mann Euch hir an, ihr ſaubere Leit! Und du, Sternſeher, der alleß weiß und hert, werte ich die Blaneten auf dem Bugl ſchreiben mit meinen Stog (brigelt[1]) den Hanßwurſt)! Du aber ſaubreſ Zoberl du, gleich gehe in daß Hauß hinein und ſpere zu! Warte nur, ich werde dir ein Hofmeiſterin ſtellen![2])

Iſebele. Ich gehe zu Hauß, aber Sie und die Hoffmeiſterin werden nichtß richten mit mür! (gehet ab).

Bumber. Ach, daß iſt nicht zu bezahlen, daß wir ſie bekomen haben.

Odoärdo. Ja, ia, daß iſt nicht zu bezalen, aber wir mißen beßer Obacht geben, [11b] daß uns nicht wider ſo get! Ich werde ihr ein Hofmeiſterin halten, daß ſie Obacht gibt. Waß glauben Sie?

Bumber. Ja, es iſt ia beßer, wan mann ihr ein Hofmeiſterin halten, die einige Sprachen kan, da werde ich eine Freid haben, wan ich eine ſolchene Frau bekomen werde.

Odoärdo. Ja, woh nemen mir eine Hofmeiſterin, die alle Sprachen kan und ſchene Arbeiten?

Bumber. Wißen Sie waß, ich werde ſchon vmb eine vmbſehen, daß ich eine bekome; Sie haben ſich auf mich zu verlaßen.

Odoärdo. Alſo ich verlaſe mich auf ihnen! Ich gehe underdeſen[3]) zu Hauß. Komen Sie balt zu mir! Ädie, Herr Schwigerſohn!

Bumb. Adie, Herr Schwiegeruatter! — Jezt werde ich geſchwind laufen, daß ich eine Hofmeiſterin bekome.

Scenä 14.

Loränger. Ich glaube nicht, daß ein Menſch auf der Belt[4]) ſo vngliglich iſt, alß ich bin in der Liebe! Jezt bin ich ſchan witer vmb mein liebe Isebele gekomen. Wan ich tran getenge, ſo mecht ich mür dem Tegen durch dem Leib ſtoſen! Wie werteß aber dem Hanßwurſt gehen? Doch hir kombt er! Biſt du da? Wie iſt dir gangen?

Scenä 15.

Hanß. Ja, wie iſt mir gangen! Hol der Teifl daß Löben! Da habſt enger Montiring,[5]) ich nim mir ein andern Herrn auf, ich gehe vort!

[1]) Handſchrift: brgl. — [2]) beſtellen. — [3]) Die Haandſchrift ſchreibt: vnd Er beſen. — [4]) Welt. — [5]) Montur.

Loränger. Ich bitte dich vmb alleß in der Welt, tu mir daß nicht! Leg deine [12] Gleiter[1]) wider an, ich werde deine Beſoltung wider beßern. Betrachte nur ſelbſt; wan du mich verlaſt, ſo bin ich von der ganzen Belt verlaßen!

Hanß. Daß geht mich nichtß an! Aber wan öß mir die Beſoltung böſert, ſo bleibe ich da!

Loränger. Ich halt mein Verſprechen. Aber, mein Hanßwurſt, ich weiß nicht, wie mir wird, aleß iſt verblend, ich ſehe halt nichtß mer! Seheſt du die Feinde komen, geſchwind ein Feſtung gebaut! Einen Ziegl her! — — ach, ach, ſie komen ihmer nehere![2]) Geſchbind ein Schanz aufgeborfen, eine Schanz aufgeworfen! ein Scheibtruhen her! — — Es iſt geſchehen umb mich, ſie ſeind ſchon da! Geſchwind ein Roß herr, ich muß flihen! — Ach, wie iſt mir gebeſen, Hanßwurſt?

Hanß. Daß weiß ich nicht, wie eng gebeſen iſt, mir iſt vorkomen, alß wanß näriſch wärz gebeſen. Aber wartß ä weng,[3]) ich wilß ä ſo machen. — Geſchwind, ein Feſtung gebaut! Ein Ziegl her! — geſchwind ein Schanz aufgeworfen! ein Scheibtruhen her, die Feind ſeind ſchon da! Geſchwind ein Roß her, ich muß flihen! — Du Schindmöre haſt mich abgeborfen!

Loränger. Hanßwurſt, weiſt waß? ich werde mir daß Leben nehmen! Ich ſehe ſchan, die Isebele bekom ich nicht mer, alſo mag ich nicht mehr lenger leben.

Hanß. Eü bfui Teifl, wögen ä Beiſbild![4]) öß tiţt[5]) allen Manſbild[12b]ern ein Schandflög an!

Löringer. Es iſt, wie es will, Hanßwurſt, du ſolſt Erb zu allen meinen Sachen ſein. Gehe hin, du Beſchizer deß Haubtß, der mich oft vor Regen und Wind bebaret,[6]) wan ich zu meiner geliebten Isebele gegangen bin, vort von mir — — — —

Hanß. Her zu mir!

Loränger. Gehe hin, du kalter Stahel, in welchen ich oft manigen Nebenbuler auf die Seiten geraumet habe — Vort von mir!

Hanß. Her zu mir!

[1]) Kleider. — [2]) Es kann auch »mehrer« heißen. — [3]) ein wenig. — [4]) Weibsbild. — [5]) thätet. — [6]) bewahret.

Loränger. Gehe hin, du eitleß Gleit, in welchen mich oft mein treyeß Herz und Leib beteget[1]) hat, vort von mir — — —

Hanß. Her zu mir!

Loränger. Gehe hin, du Broſetin der Stunden, in welchen ich oft alle Augendblig gezelet habe, wan ich zu meiner Gelibten gegangen bin, vort von mir — — —

Hanß. Her zu mir!

Loränger. Gibe mir dem Tegen her!

Hanß. Da iſt er, aber öß miſt mirn wider göben, wan hin ſeiz.

Loränger. Lebe wohl, meine ſchene Iſäwele! ich habe dich zum lezten geſehen! Lebe wohl, Hanßwurſt — — —

Hanß. Bfit eng Gott! Griſ mä mein Vattä und Mutä, wan öſ ſehts!

Loränger. Ach, wie iſt mir gebeſen, Hanßwurſt? Gib mir die Gleiter!

[13] Hanß. Schauz, öß habſt mir die Gleiter geſchengt, ich gibß nicht her.

Loränger. Nar, ich werde gebüß[2]) bloß gehen, ich werde dir etwaß in Gelt darvor geben!

Hanß — —. Wan daß iſt, ſo gibi engs. Gehe hin, du Brater eines Meiſterſtug und zitere in dem herzhaften Hoſenſag deineß witenden Herrn! Vort von mir!

Loränger. Her zu mir!

Hanß —. Gehe hin, du Gleit, und betege[3]) den verlibten Körber! Vort von mir!

Loränger. Her zu mir!

Hanß. Gehe hin, du Dögl,[4]) und betege meinen Hern ſein grindigen Schedl! Vort von mir!

Loränger. Her zu mir!

Hanſ — —. Gehe hin, du blutbegiriges Schwert, in welchen ſich mein Herr ſo erſtaundlich ermortet hat! Vort von mür!

Loränger. Her zu mir! Hanßwurſt, weiſt du waß, getenge du eine Liſt, daß mir dem Alten betrigen könen. Ich werde mir auch waß einfahlen laſen, — — — —

[1]) bedecket. — [2]) gewiß. — [3]) bedecke. — [4]) Deckel, Hut.

Hanß —. Na, so wohlen mir sehen, daß vnß waß einfahlt — — he, ist eng nix eingfahlen?

Loränger. Nein!

Hanß. Mür auch nicht — — He, aber jezt wauß ich waß!

Loränger. Und waß?

[13b] Hanß. Ein guter Getangen, dits, waß wolß — —

Loränger. Nahr, das hete ich ender[1]) gebust — — — — —

Hanß. No, wanß öß gebust habst, warumb habst öß nöt getan?

Loränger. Ein andere List solltest du getengen — — — —

Hanß. He, mür ist waß eingfahlen. Ich hab zuglost, der Alte will Ein Hofmeisterin aufnehmen; der alte Bumbernigl will vmb eine vmbsehen, die alle Sprachen kan. Wist waß, < ich werde mich ankleiden >[2]) wie ein Wibßbilt und werde zu dem Bumbernigl hingehen und werde sagen, daß ich Eine weiß, die alle Sprachen kan. Nach dem werde ich mich vergleiten alß ein Hoffmeisterin.

Loränger. Ja, kanst du einiche Sbrachen? Ja, wan du dises zuwegen bringst, so seind mir gliglich.

Hanß. Last mich nur gehen, ich will der Hagen[3]) schon ein Still finden.

Loränger. So mache nur geschwind, ich verlaße mich auf dich (get ab).

Hanß. Ja, ia, ist schan recht, gets nur zu Hauß, ich werde Eng schan holen.

Loränger. Ich erwarte dich in Kirze.

Hanß. Jezt will ich geschwind gehen, daß ich müch vergleite.

Scenä 15.

Bumber. Ich werde geschwind gehen und sehen, daß ich ein Hoffmeisterin bekomen kann, ich werde ihr schan waß schengen, daß sie acht gibt. Aber dort kombt ein Beibßbilt, die werd ich fragen, ob sie keine Hoffmeisterin nicht weiß.

Hanß. Jezt muß ich ein Fleisch geschwind einkaufen, — — — —

[14] Bumber. Woh hin — laßen Sie etwaß reten mit Ihnen, — — —

Hanß—. Ich habe nicht Zeit, daß ich mich aufhalte.

[1]) eher. — [2]) Dieser nothwendige Satz fehlt in der Handschrift. — [3]) Hacke.

Bumber. Ein gleinß Biſigen, nur auf Ein Wort!

Hanß—. Und waß ſol daß Wort zu beteiten haben, — — —

Bumber. Ich habe fragen wohlen, ob Sie keine Hofmeiſterin wiſen?

Hanß. Ich weiß wohl Eine, ſie iſt erſt von Bariß komen, ſie hat bey mir eingeloſchirt.

Bumber. Sagen Sie mür zu Gefahlen, ob ſie auch Sprachen kann?

Hanß. Daß glaube ich, ſie iſt ſelbſt lang ein Sprach gebeſen.

Bumber. Haha, vileicht eine Sprachmeiſterin! Wißen Sie waß, laßen Sie die Namsel[1]) heraußkomen zu mür, oder zeügen Sie mir an, woh Sie lohſchiren.

Hanß—. Daß werde ich Ihnen gleich zeigen. Dort, ſehen Sie, daß große Äghauß[2]) dort heiſt, in der Lemunatigaßen[3]) beim Citronögſtein bey der Wirtin mit der gelben Außſprach. Sie mißen aber warten, biß ich kome, ich werde gleich wider komen. (get ab).

Bumber. Ach, daß freit mich, daß ich ein Hoffmeiſterin bekome. Ich werde es gleich dem Herrn Odoärdo ſagen, daß ich Eine weiß.

Hanß— —. Wart, Kerl, ich will dich däwiſchen. Jezt mus ich mich vergleiten (get ab).

Scenä 16.[4])

Bumber. Ach, ich habe mich lang aufgehalten bey mein Herrn[5]) Schwigervatter. Waß gilts, ſie iſt nach Hauß gangen. Ich werde aber noch warten, villeicht kombt ſie noch — — Ach, ich werde hingehen und anklobfen, dan ſie muß ſchan zu Hauſ ſein gangen. [14b] He, holä, holä! (Waß gibts? wer iſt drauſt?)[6]) Komen Sie herauß!

Hanß. Waß wohlen Sie?

Scenä 17.

Bumber. Ach, Sie ſind gebiß die fremte Hofmeiſterin.

Hanß. Ja, waß wihlen Sie von mür?

Bumber. Ich habe Ihnen fragen wohlen, ob Sie keine Dinſt nemen wohlen?

[1]) So ſtatt Mamſell. — [2]) Eckhaus. — [3]) Limonadengaſſe. — [4]) Handſchrift hat 14. — [5]) Handſchrift: HE: wie meiſtens. — [6]) Das von der Handſchrift in Klammern geſetzte ſpricht Hanswurſt hinter der Scene.

Hanß. Ach nein, bey kein Manßbilt nicht, dan ich kan keinſ[1]) nicht leiten,[2]) dan ſobalt ich ein Manſbilt ſehe, ſo mechte mir daß ganze Ingwaut[3]) herausfahlen.

Bumber. Nein, nicht zu mir, ſondern zu einen alten Herrn,[4]) der hat ein Tochter, die ſo korufirn[5]) tut; ſo mechten mir ein Hoffmeiſterin haben, die Obacht gibt auf ihr und etwaß lernt.[6])

Hanß. Wißen Sie waß, laßen Sie ihm her kommen zu mir, aber Sie mißen ihm ſagen, daß ich kein Manßbilt recht leiten kann.

Bumber. Ja, ia, ich werde es ſchan ſagen. Daß iſt juſt recht, daß ſie kein Manßbilt leiten kan. Ich werde gleich dem Odoärdo ſchreyen. Ha, hallo! Komen Sie herauß!

Scenä 18.

Odoärdo. Was wohlen Sie, Herr Schwigerſohn?

Bumber. Wißen Sie waß, Herr Odoärdo, ich habe ſchon geretet mit der Hoffmeiſterin und hab ihr alleß geſagt von der Iſebele. Jezt gehen Sie ſelbſt hin, und reden Sie mit ihr, aber Sie müßen ſich nicht vill aufhalten, dan ſie mag kein Manßbilt leiten; ſobalt ſie Eins ſieht, ſo wirt ihr ibel. Ich werde aber zu Hauß gehen, dan ich muß nacher Wün[7]) ſchreiben. Adie, Herr Schwigervatter!

Odoardo. Adie, Herr Sohn! Jezt werde ich hingehen anglobſen. Hollä!

Scenä 19.

Hanß—. Waß wohlen Sie? Ach, ein Manßbilt — mir werde ibl

Odoärdo. Ach, ach, es iſt wohl wahr, daß ſie kein Manßbilt nicht leiten kann. Ach, die ſchaut korioß[8]) auß, kolſchwarz. Sagen Sie mir, Sie haben ia ein Bart!

Hanß—. Nein, bey uns iſt ſchan ſo brauch, dan ſobahlt alß ein [15] ein Manßbilt kißet, ſo bekomt ſie[9]) ein ſchwarzen flög in daß Geſicht.

Odoardo. Ach, wan noch hir zu Lant auch ſo were, ſo ſehet mann kein beiße[10]) Beibſbilt nicht! Sagen Sie mür, woh Sie dan her ſeind?

Hanß. Ich bin von Indian herauß komen.

---

[1]) Darnach: Manßbilt geſtrichen. [2]) leiden — [3]) Eingeweide. — [4]) Handſchrift: HE: — [5]) careſſiren. — [6]) lehrt. — [7]) Wien. — [8]) curios. — [9]) darüber: die Beibſbilter in der Handſchrift. [10]) weiße.

Odoärdo. Von Ihndiän herauß! wie ſeind Sie dan über daß Mör komen?

Hanß. Ich bin heriber geſchwumben.

Odoardo. Waß heribergeſchwumen und ſeind nicht ertrungen?

Hanß. Ach nein, Sie haben mir Naſen und Maul zugebunden und haben mich in ein Stänezl[1]) eingebiglet,[2]) ſo bin ich heriber geſchwumben.

Odoärdo. Ach, Naſen und Maul zugebunten? Sie heten ia erſtigen mißen.

Hanß. Ach nein, der Atem iſt aller hint auß gangen.[3])

Odoärdo. Sagen Sie mür, könen Sie auch Sprachen und auf waß vor Art?

Hanß. Ja, ich kan nur 3, Teiſch, Eſtereichriſch und Ländleriſch.

Odoärdo. Daß iſt ia Ein Sprach, hab ich geglaubt.

Hanß. Ach nein, daß ich weit gefelt.

Odoärdo. Wißen Sie waß, ich werde gleich meiner Tochter rufen. Isebele! Isebele!

Scena 20.[4])

Iſebele. Waß ſchaffen Sie, Bäbä?

Odoärdo. Hür haſt du ein Hoffmeiſterin, die dir Sprachen und ſchene Arbeit lernet, und ich ſage dir, folge ihr! Waß ſie ſchafet, daß muſt du dun!

Iſebele. Ja, Herr Bäbä.

Odoärdo. Ich werde gleich zu Herrn Bumbernigl gehen, und Sie, meine [15b] Hofmeiſterin, geben Sie Obacht. (get ab).

Hanß. Sie haben ſich[5]) zu verlaßen! He, wiſt waß, jetzt werde ich zu mein Herrn[6]) gehen und werde ihm ſagen, daß — — — —

Odoärdo. Waß Teifl, Sie ſeind ja großmechtig gebeſen!

---

[1]) Starnitzel, Düte. — [2]) eingewickelt. — [3]) Damit ſtimmt die Erzählung des Arlequin in »Arlequin Empereur dans la Lune« (Gherardi, Theâtre italien I. S. 146). Er will ſie tödten und weiß nicht wie: Je l'ay trouvée. Je me boucheray la bouche et le nez, le vent ne pourra pas sortir, et comme cela je mourray. Voila qui est fait. (Il se bouche le nez et la bouche avec les deux mains, et aprés avoir demeuré quelque temps dans cette posture, il dit:) Non, le vent sort par le bas, cela ne vaut pas le diable. — [4]) Handſchrift: Sena 3. — [5]) Handſchrift: Sie. — [6]) Handſchrift: HE.

Hanß. Ach nein, es hat Ihnen nur geblent.

Odoärdo. Es kan kein, aber mir iſt ſo vorkomen. Gehe, Isebele, gib mir ein Schnubftuch (get ab).

Iſebele. Hir haben Sie eins! — Hanßwurſt, gehe geſchwind umb den Herrn Loränger, ich werde daß Hauß zuſperen.

Hanß. Hat der Teifl allubäl[1]) dem Alten da! Aber jezt geh ich umb mein Herrn. (get ab).

Iſebele. Gehe geſchwind und kom balt[2]) wider! (get ab).

Scenä 21.[3])

Hanß. Jezt will <ich> laufen! he hola, holla ◡◡◡ — ---

Loränger. Waß Teifl, du ſchaugſt korioß auß! Wie iſt es gegangen?

Hanß. Gut! Getſ geſchwind mit mir zu der Iſebele, ſie wart ſchan auf unß. — He, machts auf!

Iſebele. Ach, weil ich Ihnen nur witer ſehe, mein Engl! Laßen Sie ſich geſchwind Vmbarmen, komen Sie geſchwind herein, daß ich zuſpere!

Loränger. Ich folge Ihnen, - - ---

Hanß —. Trings bräf! Seiz luſteg, iuh he! (Der Odoardo loſt). Loſt dem Alten gen - —

Scenä 22.[4])

Odoardo. Holla, hollä! Aufgemacht! Waß gibts in mein Hauß vor ein Geteſ?

Iſebele. Was ſchafen Sie, Bäbä?

Odoardo. Wer iſt[5]) darinen, der ſo lermet? Laß mich hinein gehen! Ihr Teifelsleit! Baget eich! Vort! Daß iſt ein ſchene Hofmeiſterin? (brigl) ihr Lumbengeſind (briglet dem Hanß Wurſt).

[16] Scenä[6]) 23.

Bumber. Waß gibtß, ach, waß gibtß?

Odoärdo. Ja, waß gibtß! Sehen Sie die ſchene Hofmeiſterin, die Sie hergebracht haben! Dort laufen ſie.

[1]) alleweil. — [2]) Handſchrift: Kombalt. — [3]) Handſchrift: 12. — [4]) Handſchrift zwiſchen den Zeilen nachgetragen: Sciä 22. — [5]) Handſchrift: Weriſt. — [6]) Handſchrift: Senä.

Bumber. So seind mir schon witer betrogen worten!

Odoardo. Ich werde iezt selbst Obacht[1]) geben und gehe nicht von Hauß weg. Waß ist mit dir anzufangen, sauberß Zoberl! Wißen Sie waß? mir werten Angestalt machen zu der Hochzeit. Komen Sie herein!

Bumber. Ja, ia, mir ist ganz recht. (gehen ab).

Isebele. Jezt, waß fang ich an, daß ich zu Loranger kome? Aber hir kombt der Hanßwurst schan wider. Er werde gleich ein List ertengen. Bist du da, Hanßwurst, wie ist dir gangen?

Scenä[2]) 24.

Hanß—. Ja, schlecht genug! Daß ist deß Teifelß, daß der Alt gleich da ist!

Isebele. Du, waß machen mür, daß mir mein Vatter nochmal betrigen können?

Hanß. He, wist waß, machtß Eng krang, ich und Loränger werden uns vergleiten, alß ä Tockter, da könst nochmals röten mit ihm.

Isebele. Ja, gehe geschwind und verkleite dich.

Hanß. Gleich werde ich und Loränger da sein alß ein Tochtor[3]) (get ab).

Isebele. (Sezt sich auf ein Stul) Ach weh, ach weh, helfet mir, — — helfet mir — ich — kan — balt nicht reten, ach we, — — —

Scenä 25.

Odoardo. Waß felt dir, meine Tochter, woh feltß? Ach, sie ist schon balt dot! Isebele, Isebele, — — —

Isebele. Ach — ach — waß vor entzezliche Greyzschmerzen, ach weh. —

Bumber. Ach we, ich selbst embsinde allen Schmerzen! Geschwind ein Tochtor! Ich werde geschwind vmb Einen laufen. (Hanßwurst singt ein Äriä.)[4])

---

[1]) Handschrift: obach. — [2]) Handschrift: Senä. — [3]) Doctor. — [4]) Man könnte an ein Lied wie in der Ollapotrida (Neudruck S. 194 ff.) denken.

[16b] Scenä 26.

Hanß. Kauft ein, kauft ein, iſt alleß recht guth!

Bumber. Heren Sie, mein Herr, ſeind Sie ein Toctor? Waß Sie daw?

Hanß. Ja, ich bin berimbter Tocktor und habe alle Wahren[1] nir.

Bumber. Sie, Herr Odoarto,[2] laßen mir ihn zu Iſebele komen! Sie, mein

Iſebele. Ach weh — — ach weh — — — — — — —

Bumber. Herr! Komen Sie geſchwind zu der Jungfer, geſchwind, wind!

Hanß. Ich werde gleich die Bulſt greifen (Greift die Bulſt die Agſl).

Odoardo. Waß felt ihr, waß felt ihr? Iſt ihr zu helfen?

Hanß. Ja, Sie müßen aber auf die Seiden[3] gehen, ſonſt könen ihr daß Greiz nicht ſchmirn. Sie muß geſchmirt ſein.

Iſebele. Ach weh — — helft, helft, — mir!

Odoärdo. Machen Sie geſchwind, wir werden ſchan hinaußgehen)en ab).

Iſabele. Ach, mein Engl, waß fangen mir an? Es ſolte alß)en mit dem Bumbernigl die Hochzeit weren, eß iſt ſchan alles bereit.

Loränger. Ach, waß fangen mir an, daß wir daß hinder Stel — (Der Alte)

Odoärdo. Sind Sie nich balt fertig? — —

Hanß. Schmirzt zu, ſchmirz zu! Bleiben Sie noch trauſt! nirz —

Loränger. Ach, ich werde ſchon auf ein Liſt getengen, daß mir Hochzeit verhindern könen, leben Sie wohl (der Odoardo zu).

Odoärdo. Ach, ihr literliches Lumbengebach! Seid ihr ſchan r da, mich zu betrigen (briglet ſie bräf ab; laufen boruon).

Bumber. Waß fangen mir an iezt, dan mir ſeind alle Augend= betrogen.

[1]) Waaren. — [2]) Handſchrift: Odorto. — [3]) Seite.

[17] Odoärdo. Ich weiß ſchon, waß ich anfangen werde. Ich werde vor daß Hauß beſtendig ſtehen bleiben, büß daß die Hochzeit vorbey werde ſein. Du ſauberes Zoberl, gehe gleich mit mir in daß Hauß herein! Herr Bumbernigl, machen Sie Angeſtalt zu der Hochzeit!

Bumber. Ja, ich werde ſchon machen! Leben Sie wohl, Herr Schwigervatter.

Odoärdo. Leben Sie wohl, Herr Schwigerſohn (gehen ab).

Scenä 27.

Loränger. Jezt, Hanßwurſt, waß fangen mir an, daß mir die Hochzeit verhindern könen? Gedenge du noch zum lezten Mall noch ein Liſt, daß mür ſie betrigen könen.

Hanß — —. Nein, ich denck auf nichts mer, dan ich grig allzeit Brigl, daß ich glaub, es iſt mir 's Gräiz[1]) ab. Daß iſt iber mein erſtern Dinſt.

Loränger. Ach, biſt ſonſt ſo guräſchirt, und iezt zum lezten Mal wilſt nichts mehr ertengen!

Hanß — —. Ja, guräſchirt! Es iſt mir daß ganze Guräſchi hinunder gfahlen! Meindedwegen mögſt anfangen, waß woltſ, ich geteng auf nichts mer.

Loränger. Kerl! (Zihet dem Degen). Wilſt du auf ein Liſt getengen oder nicht, oder ich ſtich dir dem Tegen durch dem Leib!

Hanß —. Aube, aube, ſtögſtn ein! Mein, däß öß ä ſo ä Freit habſt mit dem Erſtechen!

[17b] Loränger. Mache nicht lang und getenge ein Liſt, wan du nicht ſterben wilſt.

Hanß. Nein, nein, noch nicht ſterben! Ich werde auf waß getengen, — —

Loränger. Waß ſchaugſt, du Kanälü,[2]) —

Hanß. Aube, aube, halts! gleich wirt mir waß einfahlen, — — — — he, wiſt waß, ich werde mich verkleiten alß ein Kurir und werde ſagen, daß mich ſein Herr Vatter von Wien hat herein geſchigt, und Er ſolt geſchwind nach Wien reißen. Sein Vatter hat im vmb ein Braut

[1]) Kreuz. — [2]) Canaille.

vmbgesehen, und öſ tietſ mir ein ſo einen Brief ſchreiben, alß wan er von ſeim Vatter were.

Loränger. Ja, es iſt ſchan ein gute Liſt. Weiſt du waß, kome mit mir, ich werde einen Brief ſchreiben.

Hanß. Gets geſchbind!

Scenä 28.

Bumber. Jezt werde ich gleich zu dem Herrn Odoärdo gehen und werde ihm dem Heiratſbrief geben, ſo habe ich morgen Hochzeit. Aber da kombt ein Kurir, waß hat diſer?

Scenä 29.

Hanß (will Schnalzen und trift dem Alten). Ahä,[1]) daß iſt ein Vich miſeröbl.[2])

Bumber. Woh dan her, woh her?

Hanß. Ich? Von Wien. Wer iſt er? He, ſagen Sie mir, wo der Bumber loſchirt, dan ich bin eigenß von Wien hirher geſchigt worten [18] mit einem <Brief>

Bumber. Ich bin. Was iſt von Wien? . . . . . .

Hanß . . Ja von dem H<errn Vatter?>

Bumber. Waß umb Eu . . . . . nen . . . . . ben, wan ich nich . . . . . mag ſein, wie es bil.

Hanß. Waß öß wolz Eng . . . . . Vatter, iſt daß der Tang, daß er Eng mit <großen> Schmerzen geborn hat und hat Eng ſo lang in ſein vetterlichen Herzen umbgetragen. Iſt daß der Tang von Eng? Gleich folgſt ihm, waß er ſchaft und get . . .

Bumber. Ja, ia, es iſt auch wahr, ich werde gleich auf der Boſt gehen und werde vortfahren. Seind Sie von der Gite und ſagen Sie mich in Wien an, daß ich komen werde.

Hanß. Ja, ich werde Ihnen anſagen, aber komen Sie balt nach! Leben Sie wohl.

Bumber. Leben Sie wohl, und winſche Ihnen Glig auf der Reiſe! Jezt werde ich auch geſchwind gehen und werde vortfahren (get ab).

---

[1]) Oha. — [2]) miſerabel.

Scenä 30.[1])

Loränger. Wie ist, Hanswurst, ist er schan vort nach Wien?

Hanß. Ja, er ist gleich fort gefaren auf der Bost! Jetzt, wist waß, gets hin zum Odoärdo und sagst imbs, daß der Bumber nach Winn ist gereist vmb ein Braut.

Loränger. Ich werde gleich anklobfen — Holla, holla, komen Sie herauf, Herr Odoärdo!

Scenä 31.

Odoärdo. Ha ha, seid ihr schan wider da, wohlt ihr mich schon witer betrigen?

[18ᵇ] <Loränger> . . . . . habe gehert, daß der <Bumbernigl> . . . . . also habe . . . . . nicht ihnre Tocher . . . . . fragen, ob es nicht dema . . . . . .

Odoärdo. Waß der <Bumbernigl ist nach Wien> vmb[2]) ein Braut? Ja, wan dises ist, so gib ich Ihnen . . . . . Isebele, Isebele, kome herauf!

<Scenä> 32.

Isebele. Waß schaffen Sie, <Bäbä?>

Odoärdo. Sihe, der Bumbernigl ist nach Wien vmb ein Braut gereist, also weillen sich der Herr Loränger so eine Mihe gegeben hat, so gib ich Euch mit <Freiden>[3]) Eire Hende zusamen, und lebet vergnigt.

Loränger. Ich sage undertenigen Dang, Herr Schwiger-Vatter.[4])

Scenä 33.

Bumber. Waß ist daß, Herr Odoärdo, woh bleibet ihner Wort?

Odoardo. Es bleibt, woh daß ihrige gebliben ist. Wohlen Sie ein Braut, so reisen Sie nach Wien.

Loränger. Ich sage unterdenigen Tang, Herr Schwigervatter, vor dise Gitte.

Odoärdo. Lebet gliglich mit einander!

Bumber. Ach, ich Vngliglicher . . . . .

Hanß. He, dun mir zwey auch zusamen heuraten, so leben wir auch vergnigt mit einander und machen mit einander junge Hund!

Endet daß Lustspil.

---

[1]) Handschrift 03. — [2]) nur mb ist erhalten. — [3]) Über gestrichenem »Vergnigen« unleserliches Wort. — [4]) Die ganze Rede Lorängers scheint gestrichen zu sein.

Zur Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust in Wien.

Von E. Horner.

In dem Versuche einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust, den Creizenach vor zwei Decennien unternommen hat, konnte nach des Verfassers eigener Entschuldigung für das Capitel über die Wiener Umgestaltung keine reichhaltige Literatur zu Grunde gelegt werden. Die Faustforschung, die nimmermüde, hat seitdem gar Vieles zu Tage gefördert: trotzdem ist gerade dieser Abschnitt noch immer nicht mit der wünschenswerthen Präcision geschrieben, wohl ein Zeichen, daß er sich überhaupt nicht schreiben läßt. Denn gleich die erste Frage, jene nach den Aufführungen des Volksschauspiels, kann nur in unzulänglicher Weise beantwortet werden, von ausführlichen Berichten oder Inhaltsangaben ist vollends keine Rede. Zwar steht es mit unserer Kenntniß von der Geschichte der Wiener Vorstadtbühnen wesentlich besser, seitdem die Theatergeschichtliche Ausstellung der Stadt Wien 1892 ein überraschend reiches Material — das seiner Verarbeitung harrt — angehäuft hat, aber leider ist gerade in Bezug auf theatralische Darstellungen des Faust nichts Neues von Belang bekannt worden. Um so sorgfältiger verdienen daher alle noch so spärlichen Nachrichten, Notizen, gelegentlichen Erwähnungen ꝛc. registrirt zu werden, wofern sie uns gestatten, auch nur ein ungefähres Bild von der Art der stattgefundenen Vorstellung zu entwerfen. Ganz abgesehen von der Möglichkeit, daß ein vom Finderglück begünstigter Forscher in Weiterverfolgung der aufgezeigten Spur zu wichtigen Entdeckungen gelangt, vor Allem weitere Bindeglieder in die bisher nur lückenhaft reconstruirte Geschichte des Volksschauspiels einfügt.

Wohl die geringste Bedeutung unter den Faustbearbeitungen des vorigen Jahrhunderts ist den Pantomimen beizumessen, deren Verfasser

von den wesentlichen Bestandtheilen des alten Volksschauspiels gerade nur die für ihre besonderen Zwecke nothwendigsten beibehielten und im Uebrigen ihrer Phantasie den breitesten Spielraum gewährten. Dies gilt von den beiden längst bekannten Wiener Pantomimen, dem »nach teutscher Comödien-, Engelländischer Pantomimien- und Italienischer Music-Art eingerichteten« Faust (Creizenach S. 8 f.), der im Kärntnerthortheater — vermuthlich in einem der Jahre 1725, 1731 oder 1736 — gegeben wurde, und der nach dem Entwurfe des Weimar'schen Rathes Johann Friedrich Schmidt ausgeführten Pantomime Dernier jour du Docteur Jean Faust, d. i. Faust's letzter Tag, welche ebenda 1779 (nicht 1776, wie es irrig bei Creizenach S. 14 heißt) von den kleinen Zöglingen der Theatralpflanzschule des Nationalhofschauspielers J. H. Fr. Müller dargestellt wurde. Trotzdem ist es nicht ohne Interesse, noch von einer dritten, gleichfalls im Kärntnerthortheater aufgeführten Pantomime Kenntniß zu erhalten. Es geschieht ihrer Erwähnung in dem werthvollen, aber bisher kaum beachteten »Fragment der Geschichte der Wiener Schaubühne«, begonnen im Theaterkalender auf 1776, fortgesetzt im zweiten und neunten Stücke des Theaterjournals für Deutschland. Wenn wir überhaupt wissen, wie das Repertoire des Unternehmers Christian Hieronymus von Moll ungefähr beschaffen war, als er 1777 zum zweiten Male (das erste Mal vom 21. October bis 6. November 1776) mit seiner Gesellschaft im Kärntnerthortheater Vorstellungen veranstaltete, so haben wir dies dem vortrefflich unterrichteten Verfasser jenes Aufsatzes zu danken. Moll, ein noch junger Mann von geringer Erfahrung, hatte ein Jahr zuvor kläglich Schiffbruch gelitten, vornehmlich deshalb, weil er so tollkühn war, der Nationalbühne durch die Aufführung regelmäßiger Stücke Concurrenz zu machen. Gleichwohl ließ er es keineswegs bei dem einen Versuche, in Wien Fuß zu fassen, bewenden und kam wieder. Zwar verfiel er noch öfter in den alten Fehler der Selbstüberschätzung, indem er z. B. die Minna von Barnhelm und den Grafen Waltron aufführte, aber im Großen und Ganzen stellte er sich doch, einigermaßen gewitzigt, um Vieles leichtere Aufgaben. Er stieg so tief hinab, daß er sogar Megären- und Hexenstücke in sein Repertoire aufnahm; namentlich aber ließ er, weil ihm die Ausstattung von Balleten offenbar zu kostspielig war, dem verwandten, doch einfacheren Genre der

Pantomime eine eifrige Pflege angedeihen. Zu diesem Behufe hatte sich Moll in dem Tänzer oder »Luftspringer« Bienfait einen geschickten Theatermenschen mitgebracht, der in der Schnellfabrication von Pantomimen seines Gleichen suchte. Um die Wahl seiner Stoffe war er niemals verlegen; er griff hurtig zu, wo er sie eben fand: auf dem Hanswursttheater (Pantalon am Bratspieß, Arlequin im Grabe), der Volksbühne (Doctor Faust, Don Juan, der bayrische Hiesel), einmal auch auf der Hofbühne (Leben und Tod des König Macbeth). All sein Bemühen war indeß umsonst; Moll vermochte auch diesmal nicht zu reussiren, ja der ehrenwerthe Herr Director wußte sich zuletzt, von seinen Gläubigern bedrängt, nicht anders als durch die Flucht zu helfen. Die im Stich gelassene Gesellschaft bettelte sich mit Hafnerischen Possen bis zum Ende des Faschings durch.

Zu Bienfait's Faust ist nicht, wie üblich, ein die Vorgänge erklärender Text im Drucke erschienen. In seine Methode der Pantomimenfabrication läßt sich aber ein Einblick gewinnen, wenn man das Programm zu »Leben und Tod des König Macbeth« näher ins Auge faßt (ähnlich dürfte der Titel der Faust-Pantomime gelautet haben).[1]) Aus der Vorlage — in diesem Falle Shakespeare selbst, nicht etwa der Verballhornung des Originals durch Stephanie d. J. — werden alle zur pantomimischen Darstellung irgendwie geeigneten Scenen in der gleichen Anordnung herübergenommen, nur wird an den passend scheinenden Stellen eine Reihe theils frei erfundener theils anderswo entlehnter Hanswurstauftritte eingeschoben; ohne vermittelnde Uebergänge wechselt das Grotesk-Komische mit dem Tragischen ab, wie es gewiß auch in der Faust-Pantomime der Fall war. Besonders kräftig erscheinen die schauerlichen und gräßlichen Momente der Handlung herausgearbeitet, ohne Zweifel ein sich von selbst ergebendes Auskunftsmittel, sollte die Tragik in ihrer Wirkung nicht durch die drastische Komik beeinträchtigt werden. Wenn daher Lady Macbeth sich auch activ an Duncan's Ermordung betheiligt, indem sie die Hand ihres unschlüssigen Gatten, worin der Mordstahl blinkt, gegen das Herz

[1]) Leben und Tod des König Macbeth. Eine neue große Pantomime in vier Aufzügen. Aufgeführt im k. k. privilegirten Theater nächst dem Kärntnerthor von der Mollischen Gesellschaft. Zu finden beym Logenmeister. Wien 1777. — Ich habe darüber ausführlich gehandelt im Feuilleton des »Fremden-Blatt« vom 25. November 1896.

des Königs lenkt und, um seines Todes ganz sicher zu sein, ihm hernach noch etliche Dolchstiche versetzt, wenn Macduff's Schloß zu Fife, von den Schergen Macbeth's angezündet, unter ungeheurem Lärm zusammenstürzt, die fliehende Lady bei den langen Haaren aufgefangen und ihr heldenmüthiges Söhnchen bei lebendigem Leibe in die hereinzüngelnden Flammen geworfen wird, so erkennt man in dieser Vergröberung das aufs Höchste gesteigerte Bemühen des Bearbeiters, sein Publicum, trotz des Verzichtes auf das klingende Wort, durch eine umso stärkere Einwirkung auf Auge und Nerven zu fesseln. Es kann somit als sicher angenommen werden, daß auch in der Faust-Pantomime keine Gelegenheit verabsäumt wurde, in Bezug auf die Ausgestaltung der Handlung im Sinne des Gräßlichen und Packenden über die Vorlage hinauszugehen. Es fragt sich nur, welche Vorlage zu Grunde gelegt wurde. Wahrscheinlich das Volksschauspiel, indeß ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Bienfait an die erste Kunstdichtung vom Doctor Faust, jenes 1775 anonym erschienene allegorische Drama anknüpfte, als dessen Verfasser Engel, curios genug, Lessing erkennen wollte, während es in Wirklichkeit von dem Wiener Dramatiker Weidmann herrührt. Bestärkt könnte man in dieser Vermuthung durch den Umstand werden, daß auch die Pantomime Dernier jour du Docteur Jean Faust an das sich gleichfalls an Faust's letztem Tage abspielende allegorische Drama Anklänge zeigt, die schwerlich zufälliger Natur oder durch eine gemeinsame Quelle zu erklären sind. Nach Analogie des Volksschauspiels, worin Tänze aller Art aufgeführt zu werden pflegten, hat auch Weidmann ein Ballet aufgenommen (»Der Zauberpalast der Liebe«, IV, 1), von Mephisto zur Zerstreuung des Helden arrangirt; unmittelbar darnach bereitet sich das Ende vor. Die Bühne verfinstert sich; ein Schatten erscheint an der Wand, schreibt und verschwindet. Alles zittert; die Musik drückt Angst und Verwirrung aus: Tänzer und Tänzerinnen entfliehen. Faust, Helena, Eduard (Faust's Sohn), Wagner, Mephistopheles irren ängstlich umher. An der Stelle des Schattens liest man mit goldenen Buchstaben: »Faust! Es wird Abend.« Damit vergleiche man die Bühnenanweisung in dem von Schmidt entworfenen, von Laudes verfaßten Programm zum Dernier jour du Docteur Jean Faust: »Mephisto, Faust aufzumuntern, stellt ihm das Vermählungsfest einer idealischen Princessin vor. Als Faust dabey im

größten Vergnügen ist, wird es nach und nach finster. Eine Furie mit feurigem Schilde kömmt aus der Erde; sie tritt zu Fausten und lässt ihn auf dem Schilde die feurigen Worte lesen: Die Stunde ist gekommen! Faust, wie vom Blitze gerührt, hüllt sich in seinen Mantel. Alles entflieht. Das Theater verwandelt sich in die Hölle.« Faust wird sodann von den Furien nach einer qualvollen Tortur in den Abgrund gezerrt. Die Uebereinstimmung ist, wie man sieht, stellenweise bis auf den Wortlaut genau; es macht hiebei keinen großen Unterschied, daß die Warnung, beziehungsweise Ankündigung des Endes, da die Rede verpönt ist, das eine Mal nach dem biblischen Vorbilde durch Niederschrift auf der Wand, das andere Mal auf einem Schilde erfolgt. Zu dem gleichen Nothbehelfe nimmt auch Bienfait in der Macbeth-Pantomime seine Zuflucht. Die Prophezeiungen erfolgen in der Weise, daß entweder feurige Buchstaben aus dem Hexenkessel aufsteigen, die im Zusammenhange gelesen werden müssen, oder die Erscheinungen ihre Worte aus dem Munde »blasen«; zuletzt aber muß sich der Held entgegen den Intentionen Shakespeare's, der dem Macbeth mit gutem Grunde blos zweideutige Sprüche ertheilen läßt, von einem, in eine feurige Säule verwandelten Baum die Worte ablesen: Macbeth, fliehe! Dein Reich ist aus. Diese gar nicht in den Context passende Verkündigung sieht wie eine Reminiscenz an die Faustcomödie aus, worin nach der bestimmten, wenngleich nicht mehr controlirbaren Angabe des Freiherrn von Bibra [1]) ein Gesang mit den Versen einsetzte:

Fauste, Fauste, du mußt sterben!
Fauste, deine Zeit ist aus!

Jedenfalls ist die Vermuthung am Platze, daß auch dem Bienfait'schen Faust sein nahendes Ende in dieser Form angekündigt wurde. Von weiteren hypothetischen Schlüssen wollen wir absehen; es sei nur noch die Ansicht ausgesprochen, daß die Pantomime schwerlich auf das Publicum eine nachhaltige Wirkung übte oder in den Ruf besonders hohen Werthes gelangte. Sonst hätte wohl Madame Barbara Fuhrmann, diejenige Unternehmerin im Kärntnerthortheater, die sechs Jahre nach Moll (1783) wieder dem Genre der Pantomime erhöhtes Augen-

[1]) In seinem werthvollen Aufsatz: »Ueber die verschiedenen poetischen Behandlungen der Nationallegende vom Dr. Faust in deutscher Sprache.« Journal von und für Deutschland IX, 657 ff.

merk zuwandte, den Bienfait'schen Faust in ihr Repertoire aufgenommen; denn sie führte von seinen Werken außer dem Macbeth, der allerdings im Drucke vorlag, auch den »Arlequin im Grabe« auf, zu dem kein gedrucktes Programm existirte, eine Bevorzugung vor dem gleichfalls ungedruckten Faust, die sich am leichtesten in dem erwähnten Sinne deuten läßt.

Dagegen wissen wir von einer Faust-Vorstellung, die in dem nämlichen Jahre 1783 auf einer anderen Bühne stattfand. Schon C. F. Pohl, der in der Wiener Theatergeschichte wohlbewanderte Haydn-Biograph, hat nämlich darauf aufmerksam gemacht, daß im Theater am Neustift »zum weißen Fasan« 1783 ein Stück, betitelt »Doctor Faust's Leben und Begräbniß in der Hölle« aufgeführt wurde, nur ist dem betreffenden Aufsatze [1]) leider das Mißgeschick widerfahren, in völlige Vergessenheit zu gerathen. Folgt man dem Hinweise, so findet man in der That diese Vorstellung für den 1. November angekündigt.[2]) Dem Faust wurde demnach wegen der Geistererscheinungen und sonstigen schaurigen Vorgänge die Function des Allerheiligen-Stückes übertragen, in die sich vorher Tirso de Molina's Don Juan und Stephanie's Macbeth theilten und die bis auf den heutigen Tag von Raupach's erstaunlich langlebigem Melodram »Der Müller und sein Kind« ausgeübt wird. Welchem Genre das Stück angehörte, ist nicht angegeben und von vornherein keineswegs leicht zu entscheiden, weil eine Bearbeitung des Stoffes unter dem Titel »Doctor Faust's Leben und Begräbniß in der Hölle« in der gesammten Faust-Literatur unbekannt ist. Indeß liegt die Annahme nahe, daß die Bezeichnung »Begräbniß« nur an Stelle des üblichen »Tod« getreten ist. Dafür, daß man in Wien die Titel bekannter Stücke zu corrumpiren pflegte, bietet gleich Bienfait's Macbeth-Pantomime ein Beispiel; sie wurde von der Madame Fuhrmann'schen Gesellschaft im Kärtnerthortheater unter dem willkürlich abgeänderten Titel »Macbeth der Hexenkönig« gegeben (am 15. November 1783 wahrscheinlich zum ersten Mal, wiederholt am 16.; vorher ging »Der Aff« in Scene). »Doctor Faust's

[1]) Zur Geschichte der Vorstadt-Theater Wiens. »Neue Freie Presse« 1869, Nr. 1905 und 1906. Von Pohl zuerst ist auch auf eine Wiener Aufführung des Weidmann'schen Faust (im Theater in der Porzellangasse Nr. 73) aufmerksam gemacht worden.

[2]) »Wienerblättchen« 1783, Nummer vom 1. November.

Leben und Tod« hieß, wie hervorgehoben, vermuthlich die Pantomime Bienfait's. Gleichwohl dünkt es uns wenig wahrscheinlich, daß wir diese in dem fraglichen Stücke vor uns haben. Aus den allerdings spärlichen Daten über das Repertoire des damaligen Unternehmers in der Bude am Neustift,[1]) läßt sich nämlich nicht ersehen, daß auch Pantomimen gegeben worden sind. Der Dramaturg Joh. Friedr. Schink weiß nichts von ihnen, wenn er folgendes Bild von dieser Bühne entwirft: »Das Wilhelmische Teater auf dem Neustift ist aber gänzlich unter aller Kritik. Es besteht meist aus Kreuzer Spielen und faden Spasmachern, bei denen

---

[1]) Es war der bekannte Principal Georg Wilhelm, der, nachdem er 1780 bis 1782 Director in Brünn und Troppau gewesen, bei Kaiser Josef um die Bewilligung ansuchte, im Theater am Neustift (einem ehemaligen Tanzsaal) Vorstellungen geben zu dürfen (Vgl. Theatergesch. Ausstellung der Stadt Wien 1892, S. 67); noch im nämlichen Jahre 1782 begann er dort zu spielen. Unrichtig ist die Angabe (a. a. O. S. 52), er hätte erst wieder von 1784 an Vorstellungen veranstaltet, denn zu den fünf Wiener Theatern, die Schink 1783 aufzählt (Dramatische und andere Skizzen nebst Briefen über das Teaterwesen zu Wien. Wien 1783) wird auch das Wilhelmische auf dem Neustift gerechnet. Andere Theile seiner Gesellschaft spielten 1783 in der Hütte am Neuen Markt (in Gemeinschaft mit der Truppe Bauernschober's) sowie auf der Wieden in der Reitschule des Grafen Losi. Die Angabe des Katalogs (a. a. O. S. 52) und Pohl's (in dem erwähnten Aufsatz), daß im Theater am Neustift 1783 in den Ferienmonaten unter der Leitung F. X. Gewey's und J. Perinet's studentische Vorstellungen veranstaltet wurden, ist dahin zu berichtigen, daß diese Vorstellungen im Herbste 1782 stattfanden. Dies geht aus einem Eingesandt hervor, welches die Redaction des Wienerblättchens am 12. November 1783 auf »sehr dringendes Ersuchen« des Schauspielers S(chröder) veröffentlichte; dasselbe lautet:

An die Herren Gewey und Perinet!

Überzeugt, dass ein grosser Theil des denkenden Publikums mir mit wünscht, daß Talente und dramatische Muse auch bey uns emporkommen, ersuch ich Sie, meine Herren, Ihre vorigen Herbst mit so vielem Beyfall geendigten Privat-Schauspiele beym Fasan zu wiederholen wie Sie es versprochen haben. Nie sah Wien solches Privat-Spektakel, selbst in Hamburg spricht man zu ihrem Ruhme. Die Rollen des Hamlet, Prinzen von Guastalla, Norton und Lindenfels mit wie viel Anstand spielte sie Herr Gewey! mit wie viel Natur wurden die Rollen des Barons Haus beym Oberamtmann, des Hauptmann Altdorfs, des Oldenholms, Jedeke und Harolds von Hrn. Perinet vorgestellt! Sie wollten Ihr Talent vergraben? Dem Publikum ein Vergnügen entziehen, das es sicher nie wieder besser erhält? Sie sollen ohne Schaden spielen. Beyträge sollen in Menge folgen, wenn Sie nur belieben wollten, Ihre Wohnung und Willen uns anzuzeigen.

F. L. S*** Schauspieler.

Trotz dieser schmeichelhaften Aufforderung scheinen die Vorstellungen nicht wiederholt worden zu sein.

kein Mensch lachet. Herr Wilhelm als Hauptspasmacher, ein Karakter des Bernardon, ist am unerträglichsten. Mehr als eine Komödie kann man von ihnen nicht ansehen. Ein erschrecklicher Frevel ist es, daß diese Leute sich unterstehen, wirkliche feine Stücke zu geben und dreist genug sind, Lessing, Engel und Gotter an Pranger zu stellen. Genug von ihnen.« Unter den namentlich aufgezählten Stücken des Repertoires vom Jahre 1783 finden wir blos Possen und Lustspiele, Singspiele z. B. »Der Barbier von Sevilien«, »Asmodeus, der krumme Teufel« (Haydn's erste Oper), Möller's oftgegebenes Schauspiel »Sophie oder der gerechte Fürst«, sowie das Monodram »Ariadne auf Naxos«. In »Doctor Faust's Leben und Begräbniß in der Hölle« etwa Weidmann's allegorisches Drama zu vermuthen, verbietet schon allein die Thatsache, daß von einem Begräbniß in der Hölle darin keine Rede ist; vielmehr wird der Sünder zum Schluß, dank der Barmherzigkeit Gottes, begnadigt. So drängt sich die Annahme von selbst auf, daß Wilhelm seinem Vorstadt-Publicum Darstellungen des Volksschauspiels vom Doctor Faust bot. Vollends überzeugend erscheint diese Schlußfolgerung, wenn man Schink's wegwerfende Bemerkung über die »Kreuzer Spiele« durch eine Aeußerung erläutert findet, die Johann Friedel 1785 in einem seiner Wiener Stücke einer Person in den Mund legt: »Da lob ich mir die Komödienspieler — die vom Faust spielten — das sind doch Schnacken, wo man sich für sein Geld satt lachen kann.« Desgleichen wird 1784 in einer Wiener Zeitschrift das satirische Bild eines Theaterunternehmers gezeichnet, der dem schlechten Geschmacke des Publicums Rechnung trägt, indem er beliebte Stücke wie Don Juan, die Megären, den Doctor Faust, Wagner und »andere alte und neue Zauberspiele« aufführt. Den Hanswurst dazu habe er sich auch schon verschrieben. Nachweisbar hat sich also das Volksschauspiel vom Doctor Faust gerade dort, wo es eine durchgreifende Umgestaltung erfuhr, in Wien, auf der wirklichen Bühne länger erhalten als in Deutschland; wie daher die erste positive Notiz einer continentalen Faust-Aufführung sich auf eine durch die Englischen Komödianten in Oesterreich (Graz 1608) veranstaltete Vorstellung bezieht, so fand auch die letzte glaubwürdig bezeugte Aufführung durch Berufsschauspieler nicht 1770 in Hamburg seitens der Ilgner'schen Truppe statt (vgl. Creizenach S. 182), sondern, wie wir gesehen haben, erst dreizehn

Jahre später in Wien durch die Wilhelmische Gesellschaft im Hause »zum weißen Fasan« am Neustift.

Das noch immer rege Interesse für den Fauststoff machte sich zwei Jahre später Johann Georg Stuwer zu Nutze, indem er ihn, nach der Art, wie er schon 1774 der Geschichte von Werther und Lotte (nachgeahmt 1781 von seinem italienischen Concurrenten Josef Mellina) und 1779 jener von Medea und Jason sich bedient hatte, in origineller und populärer Form verarbeitet, dem Wiener Publicum in einem brillanten Feuerwerk darbot. Man hat von dieser Thatsache bislang nichts gewußt, weil sich, wie es scheint, kein darauf bezüglicher Ankündigungszettel erhalten hat, was in Anbetracht der aufschlußreichen Weitschweifigkeit, mit der diese Zettel abgefaßt waren, gewiß zu bedauern ist. Indeß sind erfreulicher Weise wenigstens zwei genügend orientirende Auszüge daraus (sowie ein minder ausführlicher im »Wienerblättchen« vom 4. October 1785) vorhanden, die in den Anhängen zur »Wiener Zeitung« 1785, Nr. 68 (24. August) und Nr. 74 (14. September) veröffentlicht wurden. Der erste lautet:

Feuerwerk.

Der meinen diesjährigen Feuerwerken geschenkte immer zahlreiche Zuspruch und laute Beyfall, vorzüglich aber das bey dem vorletzten Feuerwerk über die pantomimische Landschaft allgemein bezeugte Wohlgefallen, machten mich schlüßig, ein ganz Pantomimisch-Meteorologisches Hauptfeuerwerk vorzustellen, welches ich den 30. dieses oder bey ungünstiger Witterung den 1. September abzubrennen gedenke, unter dem Titel:

Doctor Fausts letzter Tag.

Ich wählte diese meteorologische Geschichte vorzüglich aus der Ursache, weil die dabey vorkommende vielfältige ganz ausserordentliche Vorfälle mir Gelegenheit verschaffen, ganz besonders vorfallende und neue Gegenstände zu bearbeiten, bey welchen sich sowohl Pracht und Grösse des Feuerwerks als auch künstliche noch nie gesehene mechanische Einrichtung in der Menge anbringen lassen. Unter anderen werden sich zwey Hauptfronten ganz besonders auszeichnen, nämlich die vierte, genannt Fausts letztes Freudenmahl unter höllischer Musik, dann die sechste Faust's letzter Spazierritt, bey welchen die höllischen Gespenster die Straße vor-

wärts pflastern und rückwärts wieder abbrechen müssen; beyde diese Fronten sind von ausserordentlicher Grösse und Pracht, wobey die durch die Mechanik auf das künstlichste nachgeahmte Natur vereint mit dem wunderbaren ganz besonders komische Szenen zur Unterhaltung eines verehrungswürdigsten Publikums vorstellen. Die Hauptdekoration ist ebenfalls von ganz neuer Zeichnungsart, bedecket die volle Grösse meines Gerüstes und stellet den Richterstuhl des Höllengottes Plutto, samt dem Abgrund der Hölle, mit allen seinen meteorologischen Schreckbildern vor; auch hier erscheinet der von den hölliſchen Gespenstern bey seinem letzten Spazierritt geholte Doctor Faust pantomimisch vor dem Höllengott, welcher ihm ungeachtet seines sichtbaren Flehens und Bittens das Urtheil fället, das Zeichen seiner Verurtheilung gibt, und in einem Augenblick öffnet sich der Abgrund der Hölle, zwey von der Höhe der Luft herabstürzende hölliſche Geister reissen den Unglücklichen unter gräßlichen Getöß in den eröffneten Feuer und Dampf hoch emporstrudelnden Höllenrachen. Dieses sind ungefähr die Hauptgegenstände meiner gegenwärtigen Ausführung, wovon eine nähere Beschreibung die Anschlagzettel enthalten werden. Nur die ungezweifelte Hoffnung, einem verehrungswürdigsten Publikum ganz besondere Unterhaltung zu verschaffen und der Wunsch, der schon so lange und vielfältig genossenen Gnade mich noch würdiger zu machen, sind die Triebfeder dieser sowohl kostspieligen als müheſamen Ausführung.

Johann Georg Stuwer,
k. k. priv. Kunst- und Lustfeuerwerker im Prater.

Die zweite Ankündigung lautet:

Feuerwerk.

Den 27. oder wegen übler Witterung den 29. dieses (September).

Nachdem ein verehrungswürdiges Publikum mein letztes, unter dem Titel Doctor Fausts letzter Tag, abgebranntes Feuerwerk mit so ausnehmender Güte und Zufriedenheit aufgenommen und zugleich das allgemeine Verlangen geäussert hat, diese Vorstellung wiederholt zu sehen, so nehme ich es mir zur Pflicht, zur Wiederhollung dieser Vorstellung alsogleich Hand anzulegen und mit selber bey noch schöner Herbstwitterung zur allgemeinen Unterhaltung mein möglichstes beyzutragen. Damit aber

auch jenen, welche dieſes Feuerwerk geſehen haben, durch Neuheiten Vergnügen geſchaffet werde, ſo werde ich den zwey pantomimiſchen Hauptfronten, Doctor Fauſts letztes Freudenmal unter hölliſcher Muſik und Fauſts letzter Spazierritt unter Pflaſterung der hölliſchen Geiſter, eine dritte pantomimiſche Hauptfront beyfügen, unter dem Titel: Fauſts letzte Unterhaltung oder das von hölliſchen Geſpenſtern aufgeführte Marionettenſpiel. Da dieſe Hauptfront ein vollkommenes und prächtig ausgeziertes Theater vorſtellet, in welchen die Geſpenſter die Rolle des von dem Pantalon und ſeinem Diener Perot bis auf den Tod verfolgten und endlich erſchoſſenen Harlekins in verſchiedenen Auftritten in voller Naturnachahmung ſpielen werden, ſo hoffe ich um ſo gewiſſer mit dieſem Feuerwerk, welches noch drey ſehr prächtige Brillantfronten von neueſten Geſchmack verherrlichen werden, zur algemeinen Zufriedenheit und Unterhaltung meine diesjährigen Arbeiten zu ſchließen und mich der weiteren Gnade durch eine noch nie gehörte Schlußkanonade zu empfehlen.

Joh. Georg Stuwer,

k. k. priv. Kunſt- und Luſtfeuerwerker im Prater.

Eine der erſten Vorausſetzungen für ein Feuerwerk war die vollkommene Vertrautheit des Publicums mit dem Gegenſtande. Dies Argument hat ſchon H. M. Richter ins Treffen geführt, als es die Legende zu zerſtören galt, daß die Wiener »Werther's Leiden« erſt durch ein Feuerwerk kennen gelernt hätten.[1]) In der That findet ſich auf den noch vorhandenen Zetteln gewöhnlich der Vermerk: »Dieſer Gegenſtand wird nur Wenigen unbekannt ſein.« Es hätte darum Wunder nehmen müſſen, wenn Stuwer ſich die allen geläufige Geſchichte vom Doctor Fauſt hätte entgehen laſſen. Im Einzelnen erachtete er ſich freilich keineswegs gebunden; ſo wenig wie Mellina, der in dem Programme zu ſeinem Feuerwerk »Werther's Zuſammenkunft mit Lottchen im Eliſium« Rechenſchaft darüber ablegte, was er zu der »bekannten« Geſchichte »dazu dichtete«. Wenn wir daher in Stuwer's Fauſt-Feuerwerk Elementen begegnen, von denen das Volksſchauſpiel in der Geſtalt, wie es den Wienern des achtzehnten Jahrhunderts ſeit Stranitzky bekannt war, nichts weiß, ſo liegt entweder eigene Erfindung oder Entlehnung aus anderen Bearbeitungen vor. Was zunächſt das erſte Frontfeuer betrifft, von dem die Rede iſt, »Doctor Fauſt's

[1]) Aus der Meſſias- und Werther-Zeit. Wien 1882, S. 188.

letztes Freudenmahl unter höllischer Musik«, so stammt die Scene in dieser Form aus der Wiener Faustkomödie, die sie ihrerseits, durch allerlei komische Zuthaten wesentlich ausgeschmückt und ein wenig nach vorne gerückt, aus der Fassung des siebzehnten Jahrhunderts herübernahm (vgl. Creizenach S. 93, 162 f.). Dagegen hat die Scene, welche den Gegenstand der sechsten Hauptfront bildet, »Fausts letzter Spazierritt, bey welchen die höllischen Geister die Straße vorwärts pflastern und rückwärts wieder abbrechen müssen« in der Wiener Faustkomödie keinen Platz. Der umgekehrte Fall, daß nämlich Mephisto vor Faust das Pflaster aufbrechen und hinter ihm wieder zupflastern müsse, und zwar so schnell als Faust mit vier Pferden fahren kann, bildet eine Vertragsbedingung in dem von Oskar Schade herausgegebenen Puppenspiel (W). Einen ganz ähnlichen Zug weist das Volkslied auf, wenn es unter anderen auf ihren Ursprung nicht nachweisbaren Geschichten vom Doctor Faust auch die folgende erzählt (Engel Nr. 290, 5. Strophe):

> Wann er auf der Post thät reiten, hat er
> die Geister also g'schorn, vorn und hinten bee-
> der Seiten den Weg zu pflastern, auserkoh-
> ren, ...

Keine der drei Fassungen stimmt also genau zu den beiden andern; es scheint, daß man den Grund des ganzen Vorganges nicht recht einsah und sich daher um eines vermeintlich besseren Sinnes willen Abweichungen gestattete. Vermuthlich übernahm Stuwer das Motiv aus einer uns unbekannten Fassung des Volksschauspiels. Frei erfunden dürfte die dritte Front sein (eigentlich die zweite, da sie offenbar dem »letzten Spazierritt« voranging), darstellend »Fausts letzte Unterhaltung oder das von höllischen Gespenstern ausgeführte Marionettenspiel«. Für die Vorstellung eines Theaters im Theater bot wohl Faust's Production vor dem Herzog von Parma die Analogie. Inhaltlich knüpft die Scene an die im Volksschauspiel so beliebte Verfolgung der komischen Person durch die Geister, in deren Zauberkreis sie getreten ist, an; nur gesellen sich bei Stuwer noch zwei andere stehende Figuren der Stegreifkomödie, Pantalon und Pierrot, zu Arlequin, und dieser wird, während er sonst mit dem bloßen Schrecken davonkommt, zur Erhöhung des Gaudiums todtgeschossen.

Unmittelbar an die sechste Hauptfront reihte sich die sogenannte Hauptdecoration; das 65 Klafter in der Breite und 24 in der Höhe

messende Gerüst dazu[1]) war von einer Zeichnung bedeckt, welche den »Richterstuhl des Höllengottes Plutto samt dem Abgrund der Hölle mit allen seinen meteorologischen Schreckbildern« darstellte. Auf diesem Hintergrunde spielten sich dann die Vorgänge von Faust's Ende ab, wie sie Stuwer in der obigen Ankündigung schildert. Das Auftreten Pluto's bei Faust's Tode ist eine höchst bemerkenswerthe Thatsache. Es hat den Anschein, als ob Stuwer eine verloren gegangene Fassung des Volksschauspiels gekannt hat, die in naher Beziehung zu jenem Stücke stand, über das der Danziger Rathsherr Schröder 1668 berichtet hat (Creizenach, S. 5 f.). Denn einzig darin spielt Pluto wie im Feuerwerk eine Rolle bei Faust's Tode; ja, man möchte glauben, daß (obwohl dies in dem Berichte nicht ausdrücklich hervorgehoben ist, die Justificirung Faust's in der Hölle gleichfalls im Beisein Pluto's vor sich geht. Ueberall sonst, auch im Ulmer Puppenspiel (U), das für die Reconstruction des Volksschauspiels im 17. Jahrhundert von so eminenter Wichtigkeit ist, tritt Pluto mit dem Ende des Vorspiels (wofern ein solches überhaupt vorhanden ist) vom Schauplatze ab oder erscheint gar nicht auf dem Plane. Erwägt man überdies, daß Stuwer schon das Motiv der Straßenpflasterung aus einer älteren Fassung kennen gelernt zu haben scheint, so wird man sich nur schwer mit der Möglichkeit zufrieden geben, er habe etwa aus eigener Initiative den Höllenfürsten zum Schlusse eingeführt. Dagegen ist die Ausschmückung der Scene durch Einzelheiten, wie das Flehen und Bitten des Delinquenten, die Urtheilsfällung ꝛc., gewiß auf das Conto des ingeniösen Pyrotechnikers zu setzen.

Die Aufzeichnungen Johann Georg Stuwer's wurden übrigens in der Familie vom Vater auf den Sohn und Enkel weitervererbt. So nahm Anton Stuwer in das große Feuerwerk, welches er am 2. November 1832 unter dem Titel: »Alle Gattungen von Feuerwerk-Spectakeln oder Ende gut, Alles gut« abbrannte, auch ein Figurenfeuer auf, darstellend »Faust's Freudenmahl bei Musik der bösen Geister«, also die vierte Hauptfront des Feuerwerkes seines Großvaters vom Jahre 1785. Bäuerle berichtet darüber:[2]) »Unter Musikgeräusch und Kanonendonner

[1]) Es blieb immer stehen, da es 8000 Gulden kostete; vgl. den instructiven Aufsatz E. Luban's, »Stuwer und das Feuerwerk in Alt-Wien« in der Zeitschrift »Alt-Wien«, 1892, S. 118 ff.

[2]) Vgl. E. Luban, a. a. O., S. 122.

leerte Fauſt in einem flammenden Säulentempel die vollen Becher. Die ſchwarzen, dämoniſchen Geſtalten waren beweglich und, von rother, rauchgemiſchter Flammenlohe umgeben, boten ſie einen wahrhaft teufliſchen Anblick.« Zufolge dieſer Schilderung ſcheint das humoriſtiſche Element der — nach dem alten Stuwer — »ganz beſonders komiſchen« Scene mittlerweile ausgemerzt worden zu ſein.

Die gefesselte Phantasie.

Eine Studie von **Rudolf Prisching.**

»Man hat oft bedauert, daß es Ferdinand Raimund, dem beliebten Volksdichter, an Bildung fehle; wenn diese noch dazugekommen wäre, stünde der leibhafte Shakespeare noch einmal da. Ich glaube, es fehlt Raimund nicht sowohl an Bildung, als an der Fähigkeit, sich eine Bildung zu nutze zu machen. Andererseits merken seine Bewunderer nicht, daß gerade dieser Zusammenstoß von geahnet-Poetischem und gemein-Uncultivirtem es ist, was den Hauptreiz von Raimund's Hervorbringungen ausmacht. Das Barocke ist sein Verdienst, aber sein großes Verdienst.«

Fr. Grillparzer:
Studien zur deutschen Literatur.

Die Poesie ist jener goldgewebte Traum,
Der nur vor das geweihte Aug' des doppelt
Wachen tritt.
— — — — — — — — — — — — — — —
Noch keiner war, der sich aufs Moos hinstrecken
durft' . . .
Und zu dem Traume kühn gebiet'risch rufen:
»Ich will, daß du mir deine Bilder zeigst.«
So auch die Poesie, der götterhohe Traum,
Den keine Formel bannt in unsrer Wünschekreis.
Vergebens spricht des Sängers Mund, ich will
Ersinnen jetzt ein Lied voll edler Glut.

F. Raimund: Fragment.

Als Aischylos einen Προμηθεὺς δεσμώτης schrieb, war dies die dichterische Verkörperung der Wesenheit der griechischen Nation, deren letztes Ziel die Pflege und freiheitliche Entwicklung des reinen Menschenthums war. Ebenso entspricht es nur dem Gange einer natürlichen Entwicklung, wenn der unzünftige Romantiker Ferdinand Raimund die Poesie selbst zum Gegenstand einer Dichtung machte. Wie dort Bia und Kratos den Urvater der Menschheit in Banden schlagen, so fesseln in dem Zauberspiele »Die gefesselte Phantasie« Vipria und Arrogantia, Bosheit und Anmaßung, die Mutter aller Poesie.

Es hat in Deutschland eine Zeit gegeben, in welcher man die Kenntniß der Alten allein für einen Dichter genügend erachtete. Die Folge davon war, daß Talentlosigkeit unter dem Kleide mythologischer Gelehrsamkeit wenigstens für die Zeitgenossen als dichterische Begabung erscheinen konnte. Nach Opitz, der nur mittelbar an dieser Verrückung des Gesichtspunktes sich schuldig machte, insofern er eben die Kenntniß der Alten forderte, ohne aber die Nothwendigkeit der poetischen Veranlagung zu leugnen, nach Opitz kam Boileau, dessen Natürlichkeitslehre den letzten Rest von Phantasie aus den Köpfen hinwegfegte. Man schnitt und klebte ja bald darauf die Gedichte mit Scheere und Kleister zurecht.

Ueber die Niedrigkeit dieses Gesichtspunktes erhoben sich erst wieder die Schweizer. Sie verhalfen durch Betonung des Wunderbaren als des der Poesie eigenthümlichen Stoffes der Phantasie wieder zu Recht und Ehren. Ihr Schüler Klopstock ließ dann bereits Deutschlands und Englands Muse zum Wettkampf antreten, ob er gleich den Sieg noch nicht zu entscheiden wagte.

Das ungeschmälerte und unbestrittene Lob der Phantasie aber hat zum ersten Mal wieder, seit den Tagen des Alterthums kann man sagen, Goethe gesungen:

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie.

An diesen Hymnus knüpft Raimund, über L. Tieck's Knaben »Phantasus« hinweg, mit seiner »gefesselten Phantasie« an. Auch seine »Phantasie« hat tausend Launen, Jupiter war auch diesem Kinde stets ein gütiger Vater. Und wenn der Altmeister ihr zur Seite eine ältere, stillere Schwester, die Trösterin Hoffnung setzt, so faßt ja auch Raimund alles Glück des Lebens nur als eine von der Phantasie vorgegaukelte Täuschung auf. Endlich:

Daß mir die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleidige!

mahnt Goethe, trotz der Abwehr jeglichen Streites. Und Raimund, der gerade im Kampf um sein Dichterdasein das Zauberspiel geschrieben hat, leiht dem Hofpoeten Distichon das Wort: »Gelehrsamkeit allein verfasset kein Gedicht. Wissen ist ein gold'ner Schatz; doch in das Reich der hohen Lieder trägt uns nur der Phönix Phantasie.«

Der Zufall wollte es, daß sich der Dichter in einem Renaissancegedichte — und das ist ja die gefesselte Phantasie zum größeren Theile — gegen einen Vorwurf wehrte, der gerade in Folge einer mißverstandenen Lehre der Renaissancepoetik gegen ihn erhoben worden war. Man konnte es nicht glauben, daß ein Mann, der keine weitere zünftige Bildung genossen hatte, als was ihm bei St. Anna eingelernt worden war, literarische Erfolge erzielen sollte, die unter seinen Zeitgenossen nicht ihresgleichen fanden.

Dazu kam noch, daß die verdächtigenden Klatschereien von allem Anbeginne an durch mancherlei Zufälligkeiten bestätigt zu werden schienen. C. Meisl war zuerst als Dichter des »Barometermachers« angekündigt worden, der Theaterzettel der Premiere verschwieg den Verfasser ganz, die Correspondenznachricht im »Gesellschafter« wollte Raimund nicht mehr Antheil an dem Werke zugestehen, als an den früheren Arbeiten anderer: er habe nur neue Späße und »Calembourgs« in das fremde Gut eingefügt. Ja, den Schauspieler Schaffer, einen Collegen, der erst unter Raimund's Dressur die feine jüdische Abstammung vordringlich verrathenden Manieren abgelegt und es wenigstens so weit gebracht hatte, daß er nicht mehr verlacht wurde, diesen Mann hatte man für befähigter gehalten, solche Dichtungen zu schaffen, als ihn.

Auf dieses Zeitungs- und Kaffeehausgewäsche hatte er zuerst mit einer »nothgedrungenen Erklärung« geantwortet. Eine »Aufforderung«, in der er sich abermals gegen das böswillige Gerücht wehrte — ein Schriftstück das frühestens in das beginnende Jahr 1825 fallen kann, da sich Raimund darinnen als Verfasser »seiner Stücke« bezeichnet — blieb in der Lade liegen. Es hat ihm wahrscheinlich die Wiederholung eines schon einmal fehlgeschlagenen Versuches widerstrebt. So dürfte sich also Raimund sehr früh mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, von der Bühne herab die Neider niederzudonnern. Die ersten sicheren Nachrichten über dieses Zauberspiel sprechen schon von seiner Vollendung des

ersten Manuscriptes, die auf den 24. September 1826, also schon vor die erste Aufführung des »Mädchen aus der Feenwelt« fällt. In dem Kampf der beiden Zauberschwestern gegen Hermione zeigt der Plan der »Phantasie« in der That eine schon von den Zeitgenossen bemerkte Aehnlichkeit mit den Ränken, die Haß und Neid gegen die »Zufriedenheit« schmieden. Andererseits zeigt aber die »gefesselte Phantasie« auch eine weitaus sicherere Beherrschung der dramatischen Mittel, sowie ein geschlossenes System der theoretischen Principien des Dichters, gegenüber seinem dritten Werke, von dem er sogar einen Plan veröffentlichte, um der Klage über die Unklarheit seiner Handlung zu begegnen; allerdings vergeblich. Man wird daher nicht fehlschließen, wenn man für die Ausarbeitung der »gefesselten Phantasie« die Zeit in Anspruch nimmt, welche unmittelbar auf des Dichters Beschäftigung mit dem »Bauer als Millionär« folgte. Wie das Werk nun vorlag, hätte es nur einer nochmaligen Durchnahme bedurft, um zur Aufführung reif zu sein; aber es blieb liegen. Raimund scheint nach dem Erfolge des »Mädchen aus der Feenwelt« Bedenken getragen zu haben, ob er nun mit einem Kampfgedichte hervortreten dürfe, nachdem ihm die Wiener so einhellig zugejubelt hatten.

Das Motiv, auf welches Raimund sein Werk aufbaute, ist das älteste dramatische Motiv überhaupt: die Wechselrede, dargestellt durch einen dichterischen Wettstreit. Klopstock hatte ihm eine epische Seite abzugewinnen gesucht als er den Wettkampf der beiden Musen in einen Wettlauf veräußerlichte. Aber jede rein epische, breiter ausgeführte Darstellung dieses Stoffes muß von selbst wieder zum Dramatischen zurückkehren, indem das erzählende »sagte er« und »antwortete er« zur Nebensache, der Inhalt der Wechselreden aber zur Hauptsache wird.

Aus den Räthselgedichten des »Sängerkrieges auf der Wartburg« loht in R. Wagner's Dramatisirung Leidenschaft und Liebe, und die hellenische Sage von Pan und Apollo, die um König Midas' Urtheilsspruch sangen, fand in Wieland einen parodistischen Bearbeiter.

Beide Sagen mußte Raimund kennen. Als Kuffner's Drama: »Die Minnesinger auf der Wartburg« am 15. März 1819 im Theater an der Wien aufgeführt wurde, brachte die Bäuerle'sche Theaterzeitung einen Artikel »Ueber die Minnesinger und ihren Krieg auf der Wartburg« von C. Schreiber. Wieland's »Urtheil des Midas« hatte C. Meisl in der

Carricaturoper »Orpheus und Euridice«, einem Repertoirstück des Leopoldstädter Theaters, ausgeschrieben. Hier scheint Raimund das Motiv aufgegriffen zu haben, es aus dem Bereich des Komischen und in das des Ernstes erhebend, wie er es mit so manchem anderen schon im »Mädchen aus der Feenwelt« gethan und später noch des Oefteren geübt hat.

Das Typische dieses Stoffes, daß zwei Dichter als Gegenspieler auftreten, ein »edler« und ein »gemeiner«, finden wir auch bei Raimund wieder. Auf Seite desjenigen wird der Sieg sein, welchem die Phantasie beisteht. Unser Dichter kommt also durch die Verbindung beider Motive über Wieland und Goethe hinaus. Bei ihm fragt es sich: Was geschieht, wenn die Phantasie Keinem von Beiden beistehen kann oder will? Und dieser Fall tritt in Folge der Fesselung der Phantasie durch die beiden Zauberschwestern ein. Es wird also der innerliche Zustand der zeitlichen oder dauernden poetischen Unfähigkeit durch Allegorie unseren äußeren Sinnen sichtbar dargestellt, gerade so wie Haß und Neid Lottchen der Zufriedenheit entführen wollen.

Mit diesem ersten Motive verbindet Raimund ein zweites, in seinen Dichtungen fast durchgehends Nachweisbares. Wie im »Bauer als Millionär«, wie in der »Unheilbringenden Zauberkrone«, wo es am deutlichsten zu Tage tritt, wird auch hier die Handlung von einem Schwur und seiner Erfüllung umgrenzt. Dem Schwur steht gemeiniglich ein Fluch des bösen Princips entgegen, der nur unter einer Bedingung gelöst werden kann; so am deutlichsten Moisasur's und Hades' Fluch.

Hier, in der »gefesselten Phantasie«, scheinen sich Apollo's Orakel und Hermionens Gelöbniß zu widersprechen. Hermione erhält auf ihre Anfrage bei Apollo's Priestern, wie die Zauberschwestern zu besiegen seien, die Antwort: nur dann, wenn sie sich mit einem des Landes würdigen Herrscher vermähle. Sie, die den unscheinbaren Hirten Amphio liebt, vertraut auf den Dichter Amphio. Darum setzt sie dem Orakelspruch den Schwur entgegen: Sie wolle noch an demselben Abende demjenigen angehören, der bis dahin das schönste Gedicht zu Stande brächte. Indem sie also scheinbar dem Orakel sein Recht läßt, sucht sie doch ihrem geheimen Wunsch Rechnung zu tragen. In ihren Augen ist eben Amphio als Dichter der würdigste Gemahl der Königin der Dichterinsel. Daß ein Königssohn in Gestalt eines Hirten ihre Liebe gewonnen hat, ahnt sie ja gar nicht.

Wollen nun die Zauberschwestern ihre Macht nicht verlieren, so müssen sie einem andern, einem Unwürdigen zum Sieg verhelfen. Das ist der Harfenist Nachtigall, den sie aus Wien in Hermionens Reich entführen und ihn dort als Minstrel auftreten lassen. Auf die einfachste Weise entwickelt sich nun die Handlung weiter, indem Nachtigall mit immer anderen Personen zusammengebracht wird. Zuerst mit Vipria und Arrogantia, dann mit Hermione und ihrem Hof, endlich mit der Phantasie. Charakteristisch für diese Scenen ist, daß an Umfang und theatralischer Wirksamkeit das Gegenspiel weitaus überwiegt, daß aber die Handlung dennoch nur auf Seite des Spiels wesentlich fortschreitet. Während die Zauberschwestern ihren Sieg für unausbleiblich halten, wenn sie die Phantasie an Nachtigall's Schreibtisch ketten, wird Hermione unsicher, sobald sie bemerkt, daß nicht nur die ihr gleichgiltigen Dichterlinge Flora's, sondern auch Amphio rathlos sind. Hält sie jenes für ein Werk Apollo's, so kann sie sich dies nur als Spuk der Zauberschwestern erklären. Nachtigall's Auftreten erscheint ihr als Abenteurerdreistigkeit. In ihrer Noth will sie abermals das Orakel Apollo's befragen. Die Zauberschwestern versteinern die Priester, verwandeln sich in deren Gestalt und geben ein falsches, ihnen genehmes Orakel: ein traditionelles Verkleidungsmotiv — man denke an Winter's »Unterbrochenes Opferfest«, an Bäuerle's »Weltuntergang«, nur daß das unabsichtlich oder absichtlich komische Motiv von Raimund seiner Komik entkleidet und dem Ernste rückgegeben wird. Der Dichter erreicht dies dadurch, daß er die Zauberschwestern ihren Plan vor dem Zuschauer entwickeln läßt, ehe sie im Priesterkleid erscheinen und so alles Interesse von der possenhaften Verwandlung weg auf den Ausgang dieses mit allen, selbst den niedrigsten Mitteln geführten Kampf des Lichtes und der Finsterniß lenkt. Durch die Nothwendigkeit der Anwesenheit Vipria's und Arrogantia's im Tempel erzielt Raimund auch noch einen technischen Vortheil: Phantasie und Nachtigall bleiben allein. Da tritt ein, was Vipria's und Arrogantia's Kurzsichtigkeit nicht geahnt hatte: die ihrer Flügel beraubte Phantasie taugt ebenso wenig als Phantasielosigkeit.

Nun gab es eine Lösung des Conflictes aus dem Innern heraus. Vipria und Arrogantia sind von vornherein im Streit dargestellt. Was sie aneinanderkettet, ist nicht einträchtiger Sinn, denn dieser fehlt der

Bosheit wie der Anmaßung, sondern die gemeinsame Noth. Hätte nun der Dichter den Conflict weiter ausgestaltet und das Bündniß der Böse-wichter zerfallen lassen, so hätte etwa Arrogantia, als die Dümmere von beiden, in der ersten Leidenschaft zurückkehren, die Phantasie befreien und so, wenn auch im andern als von ihr beabsichtigten Sinne, die Handlung zu Ende führen können. Die Lösung bot allerdings eine Gefahr. Vipria und Arrogantia sind ernst zu nehmende Figuren, letztere, die Anmaßung, muß Dummheit als eine hervorstechende Eigenschaft ihres Wesens auf-weisen. Dummheit wirkt aber immer komisch; und so hätten möglicher-weise die Zauberschwestern plötzlich ins Komische umgeschlagen. Sei es, daß Raimund dies fürchtete oder daß er es der Würde der Phantasie angemessener hielt, wenn die hohen Götter ihre Befreiung veranlassen; er wählte diesen Weg: ein Blitz Jupiter's zersprengt ihre Fesseln.

Das Götterkind kommt eben zurecht als Nachtigall seinen Gassen-hauer vollendet hat. Neues fiel ihm nicht ein, so änderte er ein Lied auf die schöne Magellone in eines auf Hermione. Er ist von allen Dichtern der Einzige, der ein Lied auf die Königin zu Stande gebracht hat und als Einziges ist es zugleich das Beste. Schon machen die falschen Pro-phetinnen die Forderung auf Erfüllung von Apollo's Orakelspruch geltend, da springt Amphio auf und — besingt die Geschichte seiner Liebe zu Hermione, wie sie ihm die Phantasie eingegeben. Als vor Jahren der König von Athunt um Hermione's Hand warb, wies sie ihn ab, da er nur die Kunst des Krieges kannte. Amphio befand sich damals im Ge-folge seines Vaters. In heißer Liebe zur Königin entbrannt, zog er als Hirte in das Land, von der Phantasie zum Dichter gebildet nach Her-mione's Wunsch und Schwur. So erwarb er ihre Neigung. War früher der Hirtenmantel Schutz und Schirm vor einer abermaligen Absage, so kann er jetzt, da er die Forderungen des Gottes und der Königin erfüllt hat, das niedrige Kleid fallen lassen und als Sohn des Königs von Athunt vor sie hintreten und um ihre Gunst werben. Wüthend verwandeln sich die Zauberschwestern in ihre wahre Gestalt, aber sie haben vergessen, daß in dem Momente, da Apollo's Orakel in Erfüllung gegangen ist, ihre Macht auch in Ohnmacht zerfiel: keine Mauer stürzt mehr auf ihren Wink. Es bedeutet nur mehr eine Apotheose der Dichtkunst, wenn Apollo erscheint, der Phantasie goldene Flügel verleiht, die Zauberschwestern aber

auf ewig in den Orkus verbannt. Jupiter der Blitzfrohe, war ein Deus ex machina, Apollo ist keiner.

Auch in dieser letzten Scene erscheint Manches als traditionell. Schon bei Wieland singt Pan vor Apollo; aber während dort die Reihenfolge willkürlich geordnet ist, wird sie hier durch den Gang der Handlung motivirt. Apollo, der eben mit seinen Sonnenrossen ins Meer sinken will, erschien auch bereits in Perinet's Alcestеparodie, in der Raimund oftmals den Admet gespielt hat. Aber auch hier hat er das travestirte Motiv wieder von dem Schmutz des Possentheaters gereinigt.

Diese mit Absicht einfach gehaltene Handlung localisirte Raimund auf der Halbinsel Flora. Damit ist ihre Wahrscheinlichkeit und die der Charaktere gegeben. Denn dieses Blumenreich beherbergt viele Dichter; wie in Nürnberg einst Hans Sachs Schuster und Poet zugleich sein konnte — Halirsch' und Deinhardstein's Hans Sachs-Dramen fallen in diese Zeit — so hält man auch hier die Leier hoch, ist sie gleich nur mit Schustergarn bespannt. Dieser Zug allein beweist schon die leise parodistische Zeichnung der Menge. Unter diesen Dichtern tritt nur noch Distichon etwas hervor, der sich einbildet, Amphios Nebenbuhler zu sein, aber höchstens mit dem Narren Kämpfe ausficht. Die dramatische Oekonomie gebot, keine zweite ernst zu nehmende Dichterfigur einzuführen.

Der Gang der Handlung umfaßt kaum zwölf Stunden und wie durch die schlichte Fabel so erinnert auch darin das Zauberspiel an das Vorbild der Antike. Aber mitten in der Scenenreihe, welche innerhalb eines Sonnentages spielt, steht ein Auftritt, welcher nicht nur in einem der Zeit und den Menschen fremdartigen Locale, sondern auch ganz außerhalb der Zeit spielt, in welcher die anderen Vorgänge geschehen die Harfenistenscene im Wiener Bierhause »zum rothen Hahn«. Wir befinden uns ohne Zweifel in Lerchenfeld, wo man den besten Heurigen, den Nachtigall's erstes Lied preist, heute noch ausschänkt, wenigstens weiß es so die Localtradition; auch das spätere Paganinilied ladet zum Besuch eines Lerchenfelder Gasthauses ein und schon die Figur des Harfenisten spricht für dieses Dorf. (Neu-)Lerchenfeld war schon um die Wende des Jahrhundertes durch die Menge seiner Wirthshäuser berühmt und berüchtigt. 1803 zählte es unter 157 Häusern 103 Schankgerechtigkeiten.

Von den Bewohnern waren die Mehrzahl zweifelhafte Existenzen: Komödianten, Dudelsackpfeifer, Leierer und Harfenisten. Noch 1844 nennt Sylvester Wagner das Dorf »die Perle der Unterhaltungsorte an der Linie«, ein »anmuthiges Dorf mit unzähligen Schänken«, »ein einziges Wirthshaus mit ... Fünfgroschen-Wein und mächtigen Würsten« ... »einen Klingelbeutel der Harfenisten«. Und ein Volkslied (aufgezeichnet 1844, aber wohl schon älter) sagt mit Anklängen an das Paganinilied:

Komm mit ins Lerchenfeld
Da gibt's für wenig Geld,
Speckwürst und Käs,
Setzen uns zum Hatschier[1])
Kriagn mar a Plutzerbier
Und fegn an Gspäß.

So ist es denn nicht zu verwundern, daß der Bierhaus-Harfenist in vielen Possen und Parodien wiederkehrt, sei es als Episodenfigur in einer Wirthshausscene, sei es als handelnde Person. Die Sänger der Antike, wie Apollo und Orpheus, erscheinen auf dem Wiener Theater in dieser Maske. In den »Musikanten auf dem hohen Markte« hatte Raimund den Herrn von Kratzerl, einen Geiger, gespielt. 1814 führte das Josefstädter Theater ein Zauberspiel von Fenzl auf: »Der Musikant von Lerchenfeld.« Hier scheint der Harfenist bereits Held gewesen zu sein, wie dort der Violinspieler auf dem hohen Markt. Wie nun der Harfenist von seinem Locale nicht zu trennen ist, so nahm Raimund mit Nachtigall auch das ganze Wiener Wirthshaus mit seiner nächtlichen »Hetz« in sein Märchen hinein. Zur Person gehört ihr Milieu: so ist der Widerspruch in Zeit und Ort zu erklären. Um so leichter war dieser Sprung möglich, als wir es bei aller Kunst und Künstlichkeit mit einer naiven Volksdichtung zu thun haben. Auch der mittelalterliche Dichter eilt über Jahrzehnte hinweg und doch altert Kriemhildens und Gudrunens Schönheit nie. Es hieße die ganze Art Raimund's verkennen, wollte man den plötzlichen Einfall der Nacht damit ausdeuten, die Scene spiele in einem anderen Welttheil, wo es Nacht sei, während auf Flora die Sonne scheint.

Dieser märchenhaften Vermengung classischer Beschränkung mit dem kühnsten Ort- und Zeitwechsel entspricht auch die bunte Costüme- und

[1]) Ein Wirthshaus benannt nach dem Schild, auf dem ein Hatschier (Soldat) abgebildet war.

Maskenfreiheit der Personen. Schon in den Namen äußert sich dies. Deutlich zeigen sich zwei Gruppen: eine hellenische und eine moderne.

Hermionens und ihres Volkes Griechenthum ist natürlich kein historisches, sondern ein romantisches; es ähnelt in mancher Hinsicht dem Geßner's. Arkadische, schäferliche Verhältnisse werden vorgeführt. Amphio, der Königssohn, nimmt Hirtentracht an, weidet die Lilienherde. Auch sein dolce far niente, das ewige Spiel mit Vers und Blume, erinnert an ähnliche Tändeleien der Pegnitzschäfer. Nicht von sapphischen Oden, sondern von Sonetten und Reimen wird gesprochen. Ein goldenes Zeitalter schildert der Dichter, indem die Götter noch mit den Menschen verkehrten. Hier mag auch Schulze's »Bezauberte Rose« eingewirkt haben. Nicht blos, daß die Lösung in beiden Dichtungen ähnlich ist — durch ein Lied wird die Geliebte vom bösen Zauber erlöst — auch das Costüme, das sich der italienischen Schäfertracht nähert, erinnert daran. Auch die italienischen Endungen, z. B. Affriduro, kehren wieder. Auch Odi mag hieher gehören, könnte aber leicht mit lateinischem Odium, Odi zusammenhängen. Die lateinischen Namen scheint Raimund überhaupt gerne für häßliche Charaktere vorgezogen zu haben. Schon Haß und Neid erscheinen »römisch gekleidet«. »Arrogantia« und »Vipria« spielen auch nicht sympathische Rollen. Vielleicht hat den Dichter der kriegerische Klang des römischen Idioms gegenüber dem melodischen Griechisch zu dieser Nuancirung bewogen.

Uebrigens ist Raimund ebenso sorglos bezüglich des Wechsels der lateinischen und griechischen Formen der Namen, wie unsere Classiker. Zeus steht neben Jupiter, Eumeniden neben Arrogantia und Vipria. So erklärt sich wohl auch die Neubildung des Landesnamens Athunt, etwa aus Ath(os und Sag)unt.

Mag hier immerhin die Abweichung vom Historischen mehr unbewußt als bewußt geschehen sein und das Reich Hermione's zum größten Theil der Vorstellung, welche Raimund und sein Publicum vom Griechenthum hatten, entsprechen, so stellt er doch gewiß zwei Personen in bewußten Gegensatz zu den übrigen: Nachtigall und den Hofnarren. Beide sind Oesterreicher und durch äußere Zufälle in dieses Inselland gekommen, an welches sie gar nichts bindet. Daher trägt auch Muh — wohl nur eine euphemistische Umschreibung für Ochs — das typische Narrencostüm.

Daß Raimund bei Schaffung dieſer Rolle an Korntheuer dachte, geht daraus hervor, daß Vipria auf ſeine Länge — man erinnere ſich auch des Königs Tutu, des Longimanus und des Ajaxerle: Rollen, die er insgeſammt creirte — anſpielt: »der iſt gebaut, als wie ein Telegraph.« Der heutige Zuſeher denkt dabei unwillkürlich an die, ſeinem Vorſtellungsvermögen geläufige Telegraphenſtange, Raimund aber ſpielt ohne Zweifel an den Claude Chappe'ſchen Flügeltelegraphen an, der in jener Zeit eben allgemeine Verbreitung fand.

Der Grund zur Einführung des Hofnarren war zunächſt ein rein techniſcher. Jedem Zuſchauer fällt auf, wie ſpät die eigentliche komiſche Figur, der Hanswurſt, in die Handlung eintritt: erſt am Schluſſe des erſten Actes, alſo faſt in der Mitte des Stückes. Um nun ein Gegengewicht zu haben für die anfänglichen Scenen, in denen Nachtigall noch fehlt, iſt Raimund der Hofnarr gerade gut genug, der ſich ſelbſt als Sohn des Hans Wurſt bezeichnet. Der Narr fügte ſich dem königlichen Hofſtaat ganz leicht an. Daß die Griechen dieſes nothwendige Uebel im Solde eines Herrſchers noch nicht kannten, dieſer Widerſpruch entfiel, ſobald der Narr aus der Fremde kam. Er hat ſtudirt bis an den Hals, wurde Kammerdiener eines ſpaniſchen (!) Lords und litt dann an Floras Strand Schiffbruch. Man weiß nicht, ob man den ſpaniſchen Lord als Witz oder Irrthum auffaſſen ſoll, man iſt geneigt, den zeitgenöſſiſchen Recenſenten beizuſtimmen, welche dieſe Nachläſſigkeit tadelten, wenn man Walther im Verſchwender von »deutſchem Lorbeer« ſchwärmen hört. Jedenfalls aber ſteht ein Hofnarr dem engliſchen Hofe näher als dem ſpaniſchen. Shakeſpeare's Falſtaff und Walter Scott's Wamba waren in jener Zeit allgemein bekannt.

Was Laube von Falſtaff ſagt, gilt auch von Muh: »Seine Reden ſind lauter trockene Folgerungen einer humoriſtiſchen Lebensanſchauung.« Der Narr iſt ſich ſtets bewußt, einen Witz zu machen. Selbſt in Todesgefahr, witzelt er noch.

Nachtigall's Komik beruht im Gemüth. Auch bei ihm wirkt der Contraſt zwiſchen Rede und Situation, zwiſchen Wollen und Können als Witz, aber während ſich Muh mit Abſicht in Gegenſatz zu dem »Lande der Feigheit und Ochſerie« ſtellt, iſt Nachtigall bemüht, ſeinen Befähigungsnachweis für dieſes »Reich der Blumen und Dichter« zu

erbringen, ob ihn gleich seine Natur — und das dämmert ihm selbst halb und halb — daraus verbannt.

Nachtigall ist von allen Personen des Stückes am reichsten ausgeführt und erregt das meiste Interesse. An die realen Wiener Verhältnisse anknüpfend, hat Raimund Figur und Situation doch nicht naturalistisch nachgebildet, sondern die Thatsachen gemildert. Wie es damals in Wien um das Harfenistenwesen — oder besser gesagt Harfenistenunwesen — stand, zeigt uns ein Aufsatz Pausa's im »Wanderer« (1818), in dem es unter Anderem heißt: »An allen Orten liest man Einladungen zu ihrem (der Harfenisten) Spiel und Gesange und hat es nur einer von diesen Leuten etwas über die Pfuscherei gebracht, so sind bei seiner Production die Plätze in den Gasthäusern von den Abonennten so bestellt, wie die gesperrten Sitze im Theater.... Bis jetzt ging es so ziemlich gut und anständig mit dem Gesange zu. Aber auf einmal heißt es wieder: still! ruhig! und nun wird ein Singsang producirt ... ein gräßliches, unverzeihliches Machwerk, bei welchem die halbunschuldigen Töchter erröthen, die ganz unschuldigen mit großer Neugierde fragen: ‚Vater, worüber lachst du denn immer so sehr?' ... und der freche und unerzogene Junge trällert schon morgen von seinen unsauberen Lippen auf öffentliche Gassen, was er gestern in Gesellschaft seines Herrn Vaters profitirt hat....« So schlimme Zustände führt uns Raimund nicht vor. Nachtigall ist trotz seines ewigen Rausches, seiner Streitbarkeit ein ganz »liebenswürdiger Kerl«, dem seine ungezähmte Grobheit ob ihrer Aufrichtigkeit nur zu treffend zu Gesichte steht.

Von allen Seiten beleuchtet Raimund den Charakter. Die anfängliche Keckheit gegenüber Vipria, die plötzliche Todesangst, als er die steinernen Löwen gewahrt, das allmälige Eingewöhnen in die hohe Mission, von der er ganz erfüllt ist, das keimende Siegesbewußtsein gegenüber Hermione, die Rathlosigkeit gegenüber der Phantasie: lauter Bilder eines grotesken Humors, wie sie Raimund nur wieder im »Alpenkönig« und in der »Zauberkrone« schuf. Sobald Nachtigall aber einmal sein Handwerkergeist, seine geschäftliche Findigkeit auf den Gedanken brachte, ein altes Lied auf Hermione anzuwenden, wird er Amphio gegenüber wieder ebenso herausfordernd, wie er mit dem Fremden im Wirthshause frech gewesen. Auch in Jenem vermuthete er einen Neben-

buhler, als der ja Amphio auftritt. Der doppelte Parallelismus, daß zwei Nebenbuhler vor einem öffentlichen Forum jedesmal am Actschlusse auftreten, erfährt eine Bereicherung durch die Art, wie Beide in Hermionens Reich eingeführt werden. Beide leitet ein überirdisches Wesen: Amphio's Genius ist die Phantasie, Nachtigall's Lenkerin Vipria. Beide in fremder Gestalt: Jener als Hirte, Dieser als Minstrel. Beide wollen zum Dichter umgebildet werden; Jenem wird der Sieg zu Theil, an Diesem mißlingt es. Nachtigall scheint geradezu Amphio's Parodie zu sein. Der Scene im ersten Act, wo die Phantasie bei Amphio weilt, entspricht die im zweiten, in welcher die Göttin an Nachtigall's Schreibpult gefesselt ist. Dazu der prächtige Contrast in den Preisgedichten: Beide besingen die Geschichte ihrer Liebe zu Hermione: Amphio aber die innere (leider in der ungelenksten Form), Nachtigall das Aeußerlichste daran: die Schönheit der Königin, die er in ihre Theile zerlegt; es ist fast, als hätte Raimund gewußt, was Lessing von beschreibender und erzählender Dichtung, von Schönheit und Reiz sagt. Kurz, man sieht, der Dichter hat hier ein Werk voll der verborgensten Absichten geschaffen, Grund genug dazu, daß die Betrachtung dieses Schmerzenskindes seiner Muse dem Leser und Zuschauer immer neue Anregung bietet.

Schon der Contrast des Wiener Harfenisten mit seiner Entführerin, der fremdartigen Vipria, allein ist von großer Wirkung, aber dadurch, daß er ebenso, wie Amphio, mit einem ihm nicht zugehörenden Costüm begabt, bei Hermione erscheint, wird die Komik potenzirt. Auch Amphio's Natur fügt sich nicht zu dem Fell des Hirten, aber die Größe, die heruntersteigt unter ihren Rang, erscheint als Schlichtheit, so lange sie den Kreis des Edlen nicht verläßt. Für den lumpigen Nachtigall wählen aber Vipria und Arrogantia ein goldstrotzendes Staatskleid, und zwar das eines Minstrels, einer in den Zwanzigerjahren ungemein populären Figur. Der schon einmal erwähnte Walter Scott war ja damals in Aller Mund. Es verging damals kaum ein Monat, ohne daß eine Wiener Zeitung zum Mindesten eine Notiz über den großen Briten gebracht hätte. In Wien erschien 1826 bei A. Strauß eine Uebersetzung seiner sämmtlichen Werke. Fast jedes neue Werk wurde dramatisirt. Lembert und Marsano wetteiferten darin. »Scott, Scott, nichts als Scott!« rief 1827 die Theaterzeitung aus, »ein fleißiger Sammler

könnte jetzt schon als Seitenstück zu den angekündigten Shakespearenovellen Walter Scottdramen herausgeben.« Dieser Erscheinung lief die theatralische Parodie sofort nach. Am 11. Jänner 1827 ließ Bäuerle seinen Schwank in einem Aufzuge »Walter Scott« aufführen: »Das Stück ... beruht auf einem bereits abgenützten Gedanken, daß er unmöglich mehr ansprechen konnte, dazu war auch die Bearbeitung so locker, die Ver- und Entwicklung so unmotivirt und die Charaktere mit so schwachen Strichen angedeutet, daß trotz des vorzüglichen Spieles sämmtlicher Mitspielenden das Publicum seine Unzufriedenheit merken ließ. Der Anzug des Herrn Korntheuer aus quadrillirtem Zeug war übertriebene Caricatur, die hier bei dieser Umgebung nicht paßte.« Also auch hier sollte die komische Figur schon durch das schottische Costüm wirken. Man beachte aber wohl, daß Raimund's Minstrelparodie, wenn sie auch erst 1828 auf die Bühne kam, schon 1826, also vor der Aufführung von Bäuerle's Schwank, geschrieben war. Wie discret arbeitet außerdem Raimund's Parodie! Während Bäuerle, der ohne Zweifel die Walter Scott-Schwärmerei aufs Korn genommen hat, wohl einen solchen Narren vorführt, der seine Manie schon durch seine Kleidung verräth, benützen die Zauberschwestern nur die damals angesehene Gestalt des Minstrels, um ihrem Schützling die nöthige Bedeutung und Würde zu verleihen. Daß er dadurch nur noch weniger ernst genommen wird, ist des Mannes Schuld und nicht des Kleides. Man kann vielleicht sogar sagen, welchen Minstrel Raimund im Auge hatte. Nachtigall ruft sich einmal selbst zu: »Muth, Richard Löwenherz!« Dieser Held hat durch seine sagenhafte Gefangenschaft auf Dürrenstein für Oesterreich besonderes Interesse. Gretry's viel gegebene Oper trug lebhaft dazu bei, das Andenken wach zu erhalten. 1826, in eben demselben Jahre, da Raimund die Phantasie schrieb, erschien Scott's Roman dieses Namens bei Strauß in Wien als Neuheit, und so konnte Raimund wohl auf ein verständnißinniges Publicum rechnen, denn des treuen Minstrels Blondel Name war auf Aller Lippen.

Dieser Wechsel der Kleidung bedeutet aber mehr als ein gewöhnliches Verwandlungskunststück. Denn in dem neuen Rock findet Nachtigall auch seinen früheren Muth wieder: zuerst noch schwankend und zaghaft, findet er bereits in der nächsten Scene, daß es eine Ehre für Hermione sei, wenn er ihr Land aufgesucht u. s. f. in stetiger Steigerung, bis er

plötzlich aus seinen Glückshimmeln fällt. Entsprechend der Erkennungsscene Amphio's am Schlusse des Märchens, lüftet auch er Apollo gegenüber das Geheimniß seiner Abkunft. Großmüthig nimmt Hermione den Armen als ihren zweiten Hofnarren auf, als den singenden, neben Muh, dem redenden. So wird seiner Mühe der Lohn, seiner Furcht die Entschädigung zu Theil.

Neben Nachtigall verschwindet der edle Sänger Amphio — leider — fast ganz. Daran trägt durchaus nicht der Umstand Schuld, daß er nur in drei Scenen auftritt. Aber Raimund gelingt die Idealfigur des jugendlichen Liebhabers fast gar nie, nicht einmal noch im Verschwender, und nun soll Amphio sogar noch eine Heldennatur werden. Das war zu viel verlangt von der Muse eines Altwiener Volksdichters. Amphio ist trotz seines antiken Costümes ifflandischer Abstammung, ebenso wie Eduard, Karl Schilf und die Anderen. Dazu kommt hier noch, daß Amphio ein Dichter ist. Was Goethe nicht rein gelang: das innere Wesen eines Gedankenkünstlers dem Auge des Zuschauers deutlich zu machen, mußte Raimund mißlingen. Ganz dasselbe ist später bei dem Poeten Ewald in der »unheilbringenden Krone« der Fall.

Amphio wird uns als Kriegersohn geschildert. Er soll in Hermionens Reich selbst durch eine kühne That des Volkes und Hermionens Aufmerksamkeit erregt haben. Das aber liegt vor dem Drama. Hier tritt er ganz unthätig auf. Wir können es von diesem schmachtenden Liebhaber nicht glauben, daß er ein Held war. Raimund hat hier die Tradition (vgl. Kosegarten's Jucunde und auf dramatischem Gebiete die Zauberflöte) und seine Eigenart nicht zu versöhnen vermocht. Wir sehen Wurzel's gebrechliches Alter, nachdem wir seinen Jugendübermuth mit eigenen Augen betrachtet. Aber Amphio's Umbildung vom tapferen Jüngling zum sanften Sonettenschmiede läßt uns kalt, denn wir haben sie nicht miterlebt. Dazu kommt, daß Wurzel's Schicksal Jeder von uns am eigenen Leibe erfahren hat, oder zu erfahren fürchtet. Amphio's Geschick ist ganz singulär. Neben dem auch im Gesange streitbaren Harfenisten muß endlich die schwächliche Gestalt doppelt schwächlich erscheinen.

Zwischen Amphio und Nachtigall steht als höhere Macht die »Phantasie«. Neben Goethe's Hymnus hat hier wohl auch die antike Vorstellung der Muse eingewirkt. Nur wen sie freiwillig mit ihrem

Besuche beglückt, der wird ein wahrer Dichter sein. Man hat gegen die Figur den Vorwurf erhoben, sie sei nicht so schalkhaft und lieblich gezeichnet, wie die »Jugend«. Gewiß haben Beide große Aehnlichkeit mit einander: Jede stellt einen inneren Zustand äußerlich dar. Das ist eben die Allegorie. Aber es besteht ein großer Unterschied zwischen Beiden. Die Jugend, wie sie Raimund aufführt, ist eine moderne, allegorische Schöpfung des Dichters im Sinne jenes Zeitalters, das wir unter dem Schlagwort »Alt-Wien« begreifen. Raimund konnte hier so viele und so mannigfaltige Charakterzüge entwickeln, als ihm gut und nöthig schienen, um die Gestalt zu beleben. Die bis in die Antike zurückreichende Vorstellung der Phantasie legte ihm Beschränkung auf. Fast scheint es uns ja schon zu viel, daß die Phantasie von Tintenfaß, einem, dem Alterthum ganz geläufigen Requisit, redet, und zumal der Champagner will zu des Genius Flügelkleid schon gar nicht sich schicken.

Was aber die dramatischen Schicksale der Figur anlangt, so ist die Phantasie weit reicher bedacht, als die Jugend. Diese wird nur in einer einzigen Situation, der des Abschiedes von Wurzel, vorgeführt. Die Phantasie aber erfährt doppelte Beleuchtung.

In scherzhaftem Zwiegespräche mit Amphio neckt sie zuerst ihren Schützling, entwirft ein phantastisches Bild ihres Geliebten, dem sie alle Schönheiten und Seeligkeiten, welche das Alterthum und seine Mythologie kennt, ihm verleiht: eine Liebesphantasie, der Zeit und Ort keine Ziele und Grenzen setzen können: so war auch Raimund's Liebe zu Toni.

Mitten in diesen Träumereien erhaschen sie die Zauberschwestern. Ihre Verzweiflung und Raserei steigert sich — welch ein Wagniß! — bis zu Schimpfworten: Ihr Gebet zum Vater findet Erhörung und nun strömt ihr Dank und ihre Freude in breiten Rhythmen dahin.

Wie die Phantasie als Gottheit, so steht Hermione als Geliebte in Beziehung sowohl zu Amphio als zu Nachtigall. Ihren Namen dürfte sie Ziegler's »Hermione oder die Braut der Unterwelt« einer Bearbeitung von Klinger's »Aristodemos« verdanken, die 1823 an die Bühnen versandt worden. Vielleicht auch stammt er aus dem »Wintermärchen«.

Wie Amphio die männliche Idealfigur, so ist Hermione die weibliche. Sie schließt sich an Amine, an Lottchen an, aber auch an Lacrimosa.

Sie vereinigt Hoheit mit Liebenswürdigkeit. Unbeirrter Glaube an die Götter stärkt sie im Leid: Apollo's Orakel befragt sie dreimal an dem einen Tage der Noth. Die Dichtkunst schätzt sie und nur einen Dichter will sie lieben. Sie wirkt auf den Zuschauer sympathisch, interessirt aber mehr durch das Gegenspiel als durch sich selbst. Denn außer ihrem Schwur und den Tempelgängen beschränkt sich ihre thätige Theilnahme an der Handlung fast nur auf die Ertheilung von Audienzen.

Immer ist bei Raimund das Gegenspiel der eigentliche treibende Factor im Drama. Alle seine Dichtungen haben in diesem Sinne etwas von Intriguenstück an sich. So auch hier. Erst Vipria und Arrogantia bringen Leben und Regung in dieses mythische Inselreich, dessen Tage sonst gleichmäßig dahinfließen in ewiger Wonne. Seit Homer's Phäakeneiland leben ja die Glücklichsten auf meerumrauschter Scholle. Vipria, die Bosheit, ist die klügere der beiden Schwestern, Arrogantia zeigt sich einige Male recht dumm und gesteht es selbst offen ein. Doch hat, wie schon gezeigt wurde, Raimund nicht die letzten Consequenzen aus dieser Charakteristik gezogen. Die Charaktere bleiben starr bis zu ihrer Verbannung in den Orkus. Es sind zwei kalte Bösewichter Iffland-Ziegler'scher Art.

Alle übrigen Figuren treten wenig hervor. Distichon, dessen classischer Name eigentlich ein logisches ὕστερον πρότερον ist, wie wenn man den Vater nach dem Kinde benennen wollte, ist eine Satire etwa auf einen reinen Formalisten, dazu eine niedrige Seele, die, wenn ihr die Verse fehlen, stets Schimpfwörter bereit hat. Der klatschsüchtige Höfling Odi, der in allen Antichambren und hinter jedem lauschigen Bosquet umherspürt, um die Heimlichkeiten der Majestät auszuspähen, die Sprechrolle des Priesters Affriduro, von dem wir später nur noch erfahren, daß er von den Zauberschwestern sei versteinert worden, erfüllen ihren Zweck. Immerhin möchte man den Gestalten größere Fülle wünschen.

Neben solchen Mängeln in der Charakteristik empfindet man schlimmere in der Diction. Das erste Manuscript steht noch dem »Mädchen aus der Feenwelt« sehr nahe. Die Mischung von Ernst und Satire in ein und derselben Person tritt noch sehr störend bei dem Schwesternpaar hervor. Sie machen Wiener Witze, erzürnen sich über läppische Kleinigkeiten, z. B. daß sie Hermione nicht zum Thee geladen. Ja sogar die »Phantasie« singt in der Gebetscene ein Quodlibet!

Als Raimund das Stück zur Aufführung vorbereitete, tilgte er vieles Derartige und dichtete den Monolog der Phantasie im zweiten Act fast ganz neu. Er zeigt jetzt oft wörtliche Uebereinstimmung mit dem am 1. Mai desselben Jahres 1827 auf dem Mariahilferberge gedichteten »An Gutenstein«.

Aber trotzdem blieben noch unausgeglichene Reste: lauter Mängel, die sich aus dem Genre dieser Dichtungen erklären: der im Banne der naiven, mehr improvisirten als mühsam berechneten Volksdramatik herangewachsene Dichter kann über die ihr gesteckten Grenzen nicht hinaus. Das betrifft auch die Metrik. Der größte Theil des ernsten Dialoges ist in rhythmischer, iambisch bewegter Prosa geschrieben, man könnte sagen in iambischen Versen, die ohne Rast dahinstürmen, wie die Lessing's. Wenn Holtei meint, Raimund habe es an rhythmischem Gefühl gemangelt, so irrt er sehr. Der Dichter konnte Verse von wunderbarem Wohllaut dichten, wenn er seinem eigenen Naturell freien Lauf ließ. Sobald er aber nach aufgebürdeten oder eingebildeten Principien zu arbeiten begann, schadete er sich ganz bedeutend. Schwulst und Pomp mußte für Pracht und Erhabenheit gelten. Das zeigt namentlich Amphio's Preisgedicht. Der oben klargelegte reizende Gegensatz zwischen diesem und Nachtigall's Bänkel wird geradezu erstickt durch die Wortverrenkungen, falschen Gleichnisse, grammatischen Schnitzer, welche in sechs Strophen von je acht Zeilen — jeder Vers zu fünf bis sieben Füßen! — aufgespeichert sind. Die ganze Lichtwelt des antiken Olympos wird aufgeboten, den Sinn nicht aufzuhellen — nein, zu verdunkeln. So kann also der Zuschauer vor der Bühne den Beifall der »Florianer« auf der Bühne nicht theilen, und die Dichtung scheitert, nachdem sie an so manchen Fahrnissen glücklich vorbeigekommen, im letzten Augenblicke. Das Unheil ward umso größer, als Raimund zu einer Umarbeitung nicht zu bewegen war. Zwar, daß er Holtei's Rath, irgend ein anerkannt gutes classisches Gedicht von Schiller oder Goethe einzulegen, weil jedes von irgend einem modernen Autor herstammendes Lied, als Muster aufgestellt, für Anmaßung gelten mußte, nicht befolgte, das war nur recht. Holtei zeigte damit nur, wie wenig ihm der tiefere Sinn des Gedichtes und seine innere Bedeutung für das Werk, die es über den Rang eines Preisgedichtes weit hinaushebt, aufgegangen war. Amphio's und Hermionens Liebe kann nur

Amphio beſingen. Aber nicht das antwortete Raimund, ſondern mit der Frage: »Ja, iſt denn mein Gedicht nicht ſchön?« kehrte er Holtei den Rücken.

Die erſte Vorſtellung des Werkes fand im Leopoldſtädter Theater am 8. Jänner 1828 ſtatt. Der Beifall war nicht ſo groß, der Zudrang des Publicums nicht ſo andauernd wie bei den früheren Stücken des Dichters. Der größere Theil der Urſachen lag auf Seite des Publicums, das auf jener Bühne die Antike nur im Zerrbilde der Parodie und Traveſtie vertrug: das war der Geſchmack Alt-Wiens.

Wir Jung-Wiener aber haben in den letzten Jahren eine Raimund-renaiſſance erlebt, welche man leider muthwillig und leichtſinnig in ihrem erſten Aufblühen zu erſticken verſucht hat. Daß ſie aber zu grünen begonnen, das iſt ein beſonderes Verdienſt Derjenigen, die ſich hegend und fördernd der jungen Pflanze angenommen, und man wird es den ſorgſamen Gärtnern noch danken müſſen. Denn Raimund's Phantaſie wird ebenſo wenig ſterben wie die Grillparzer's, ſo lange es ein deutſches Oeſterreich geben wird, und dieſes wird, nach alter Prophezeiung, das Weltenende ſehen. Der Grieche mußte ſeinen gefeſſelten Prometheus entfeſſeln. Raimund's Phantaſie ließ ſich nie durch die kleinen Böſewichter der Alltäglichkeit in Bande ſchlagen.

Eine Erinnerung an Ferdinand Raimund.

Von Friedrich Schütz.

Tuwora, einer der Schriftsteller, die im alten Wien die Lessingrolle spielten, meinte, als Nestroy auf der Höhe seines Ruhmes den Rappelkopf darzustellen versuchte: »Die schöne Erinnerung an Raimund und seine Kunst ist mit dem Künstler untergegangen.«

Die Wiener Theaterforschung, die sich an den Namen Glossy's knüpft, hat dies Wort zu Schanden gemacht. Raimund als Darsteller, Regisseur, als Theaterleiter und Dichter steht nun in seinen künstlerischen wie menschlichen Zügen lebendig vor uns. Seine trüben Anfänge in der Umgebung wandernder Truppen, seine ersten, mühsam genug erkämpften Wiener Erfolge, seine ernsten Bemühungen, durch die Regie der Einfachheit, Innerlichkeit und Wahrheit, diesen wesentlichsten Hauptbedingungen der Wiener Darstellungsschule, Geltung zu schaffen, hat uns Glossy mit derselben Rastlosigkeit in Erforschung längstvergessener Details klargelegt, wie die entscheidenden Vorgänge in dem Leben Raimund's. In den Rahmen dieser hoffentlich noch lange nicht an ihr Ende gelangten Veröffentlichungen füge sich bescheiden die folgende Erinnerung eines Schauspielers, der in Wien unter den Augen Raimund's seine Carrière begann, um sie 1866 in dem damals noch von deutschem Geist erfüllten Prag abzuschließen. Er hieß Wilhelm Walter und ist als Darsteller von Charakterrollen — Raimund wies ihm in der ersten Aufführung des »Verschwender« den Chevalier Dumont zu — der älteren Prager Generation noch heute in bleibender Erinnerung.

Kurz vor dem Tode Raimund's schrieb Walter die nachfolgende Schilderung in sein Tagebuch:

»Der 7. März des Jahres 1834 war ein recht freundlicher, heiterer Tag. Raimund kam schon früh morgens auf Besuch zu mir. Nach längerem Verweilen stellte er plötzlich die Frage: ‚Lieber Freund, da wir

heute und morgen nicht zu spielen haben, ist es Ihnen wohl recht, mit mir nach Gaaden zu fahren, dort über Nacht zu bleiben und morgen Abends wieder in die Stadt zurückzukehren?' Ich nahm die Einladung gerne an, und bald nach Tisch fuhren wir schon wohlgemuth unserem Ziele entgegen. In kurzer Zeit ergötzten wir uns bereits an der Herrlichkeit der Vorderbriel. Obwohl mir das Thal durch frühere Besuche schon bekannt war, sah ich's doch gerne wieder. Meine Freude wurde aber durch den Anblick der Hinterbriel bald noch mehr erhöht; sie war mir völlig neu und ihren Reichthum an pittoresken Partien konnte das Auge nur mit Lust und Wohlgefallen wahrnehmen. Es war mir ein sonderbares Gefühl, so plötzlich wie durch einen Zauberschlag aus der weiten, fast monotonen Fläche vor Mödling in die echteste, tiefste Gebirgsgegend hinter diesem Orte versetzt zu sein. Je mehr wir uns in die Berge vertieften, desto mehr gewann Raimund an Heiterkeit. Er zeigte mir vergnügt ein Haus, das er den Sommer über mit Ignaz Schuster bewohnt hatte. Rasch vorbeifahrend, kamen wir sehr bald in Gaaden an. Die Unansehnlichkeit des Dorfes war mir auffallend, und kaum vermochte ich mir Raimund's Vorliebe dafür zu erklären. Er hielt sich oft und gerne hier auf und schien auch ziemlich wohl daselbst bekannt zu sein, namentlich war dies im Gasthause der Fall. Wir bestellten ein Nachtessen daselbst und gingen dann noch spazieren, obgleich es schon völlig dunkel war und wir nichts mehr sahen, als die schwarzen undeutlichen Massen der Berge um uns herum und die Millionen Sterne des Himmels. Die schlummernde, von den Schleiern der Nacht bedeckte Natur hatte für den enthusiastischen Naturfreund Raimund nicht minderen Reiz, als die wache, vom glänzenden Tagesgestirn freundlich erhellte. Immer blieb sie die einzige und wahre Geliebte, die sein Herz mit flammender Neigung in all ihren Costümeveränderungen umschlang und immer war sie die milde Trösterin, die Balsam in sein zerrissenes Innere goß.

In das Gasthaus von unserer Promenade zurückgekehrt, nahmen wir von einem großen, schönen Zimmer Besitz. Es war dasselbe, in welchem Raimund seinen poesiereichen »Verschwender« vollendet hatte. Wir. wollten die Zeit des langen Abends mit Piquet ausfüllen und ließen nach Tisch uns die Karten dazu bringen; doch Raimund war mittlerweile sehr redselig geworden, ein anziehendes Bunterlei aus seinem

wechselvollen Leben breitete er in noch anziehenderer Redefärbung vor meinem geistigen Auge aus, und gern vergaß ich über den Genuß des Zuhörens auf das langweiltödtende und im Grunde genommen doch selbst langweilige Kartenspiel. Mitternacht war nahe, eh' wir's merkten. Die tief herabgebrannten Lichter mahnten uns nun zunächst daran und wir eilten zur Ruhe. Der Morgen graute kaum, als ich durch das Anschlagen eines tieferen und eines höheren Tones geweckt wurde. Es war Raimund, der, auf der anderen Seite des Zimmers liegend, seine Stimme probirte. Er schlief noch öfter ein, wiederholte das Experiment aber beim jedesmaligen Erwachen aufs neue. Die Töne klangen (?) übrigens nichts weniger als angenehm und ich konnte mich eines Lächelns darüber nicht erwehren.

Raimund wußte recht gut, daß seine Stimme schlecht sei, ja, daß man sie kaum eine Stimme nennen könne, daher nun stets dieses ängstliche Tonanschlagen und Versuchen, ob er sie nicht völlig verloren habe, was er stets befürchtete. Er vertraute mir, daß ihm seine Stimme schon den größten Kummer verursacht habe und er sich stets kränke, daß sie nicht besser sei. Auf solche und noch manche andere Weise machte der gute Raimund sich ganz unnöthiges Mißvergnügen. Das Restchen Stimme, was er besaß, konnte weder schlechter werden, noch verloren gehen. Er bewachte ganz zwecklos einen Schatz, den jeder Mensch im selben Maße wie er besaß. Die Lieder, die er auf der Bühne sang, hätten wahrscheinlich auch ohne sein tägliches Stimmprobiren gefallen. Nicht seine Stimme, wohl aber der Text und die Art, wie er seine Lieder vortrug, sicherten ihnen den Beifall des Publicums. Wir frühstückten bei ziemlich kalter Morgenluft gemeinschaftlich im Garten und schickten uns bald darauf an, die Berge um Gaaden zu ersteigen. Auf dem Gipfel des einen derselben kam ich erst dazu, Raimund's Vorliebe für den Ort natürlich zu finden. Es zeigte sich, von der Höhe herabgesehen, daß er von unzähligen Naturschönheiten umgeben sei, die unten selbst kaum zu ahnen sind. Nach jeder Richtung hin boten sich Aussichten, die ohne Grün, wie sie jetzt sich zeigten, schon entzückend waren; — wie müssen sie aber erst dann sein, wenn Mutter Erde ihr sommerlich Kleid angezogen, der Baum mit Blättern, die Flur mit Blumen sich geschmückt hat? O, gewiß himmlisch, und ich bedauere, sie nie in diesem Zustande gesehen zu haben. Wir kletterten von Höhe zu Höhe und ließen die

Anzahl von Tempeln, Burgen und Ruinen nicht unberührt, mit denen die Höhen der Briehl geschmückt sind. Eine von den letzteren hatte der jüngste Sturm fast über den Haufen geworfen. Raimund, der sie vor Kurzem noch in viel besserem Zustande fand, konnte sich nicht sehr genug darüber wundern. Der ganze innere Raum war jetzt mit zerbröckeltem Mauerwerk, Schutt und Steinen angefüllt, und nicht ohne Gefahr vermochten wir darüber hinweg zu klettern. Die Mauern, die noch standen, sahen dabei so schwankend und beweglich aus, als ob sie uns jetzt und jetzt unter ihrer Last, herunterfallend, begraben wollten. Wir eilten ziemlich schnell weiter zu anderen Bergen und anderen Ruinen und kamen auch auf die Veste Liechtenstein, uns an den dort befindlichen Ahnenbildern, Waffen, Antiquitäten u. s. w., vorzugsweise aber an der Aussicht aus den Fenstern in die Niederungen rund herum überaus erfreuend. Raimund sprang und jubelte vor Fröhlichkeit. Seine Stimmung war heiter und rosig, wie gewiß nur wenige Menschen an ihm sie bemerkt haben. Wer ihn im gewöhnlichen Leben kannte, wird ihn nicht mit Unrecht für einen ernsten, finstern, mit sich und der Welt zerfallenen Mann gehalten haben. Eine unleidliche, hart an die traurigen Grenzen trüber Melancholie streifende Hypochondrie beherrschte sein Thun und Lassen. Krankheit hatte die Nerven des Armen erschüttert, und nicht erbauliche Erfahrungen und Berührungen im Menschenleben hatten sein geistiges Dasein vergiftet. Er laborirte sichtbar an den Folgen dieser Uebel und sagte mir oft, nur in Gottes freier Natur mit einem Freunde sich ergehend, könne er stundenlang auf Alles, Alles vergessen, was sich mächtig und drückend um sein Herz herum lagere und seiner Seele süßen Frieden und Frohsinn verscheuche. Solch glückliche Stunden waren die, die ich auf dieser Land- und Bergpartie mit ihm verlebte. Einem Kinde gleichend, das in glücklicher Harmlosigkeit sich herumtummelt, ging Raimund mir zur Seite einher, und ich freute mich innig über die Freude des Freundes. Wir sprachen von mancherlei, unter Anderem auch von seinem damals noch ganz neuen ‚Verschwender', der auf der Josefstädter Bühne eben recht en vogue war und als ein so sehr gelungenes Werk des unvergleichlichen Volksdichters die Bewohner Wiens mächtig anzog. Ich ergoß mich, wie natürlich, in Lobeserhebungen darüber. Nun konnte aber Raimund durchaus nicht leiden, wenn Jemand,

mit dem er befreundet war, in seiner Gegenwart in großes Lob über ihn ausbrach. Er ließ schnell den Faden des Gespräches fallen und schien unwillig; als wir aber nach einer Pause auf die Darstellung des ‚Verschwender' kamen, vertraute er mir froh, wie sehr er mit derselben zufrieden sei, wie günstig auch das Publicum darüber urtheile und wie ihn dies freue, da er so viel Sorge darüber gehabt habe. ‚Auch', fügte er freundlich hinzu, ‚rühmt man Ihre Leistung als Chevalier.' Ich erwiderte, wie man sich denken kann, das Compliment nach Gebühr. Darüber schien der sonderbare Mann aber noch unwilliger als vorhin und hielt mir eine lange Predigt, die ihm vollkommen vom Herzen ging, da Raimund bekanntlich bei all seinen großen Verdiensten einer der bescheidensten Menschen war. Als wir nach einer mehr als fünfstündigen Abwesenheit wieder in unser Gasthaus zurückkamen, hatte ich Gelegenheit, mich neuerdings davon zu überzeugen. Unserem Tisch gegenüber hing ein Bild an der Wand, das Raimund als Aschenmann darstellte. Er bemerkte es kaum, als er etwas heftig ausrief: ‚Wer hat denn das Bild hingehängt?' Der Wirth antwortete: ‚Herr v. A. und Herr v. B., ein paar große Verehrer von Ihnen, die alle Abende hier an diesem Tisch sitzen, haben mich ersucht, es hieher zu geben, damit beide Sie stets im Auge hätten.' — ‚O, nehmen Sie's weg', rief Raimung dringend. Als ich und der Gastgeber: ‚Warum denn' fragten, erwiderte er verdrießlich: ‚Die Leute könnten glauben, ich selbst hätte mir's hinhängen lassen!' All unsere Einwendungen dagegen waren vergeblich. Raimund nahm früher keinen Bissen in den Mund, bevor das Bild nicht beseitigt war. Nach Tisch ergingen wir uns aufs Neue im Freien. Der Weg führte uns am Kirchhof vorbei; wir gingen hinein, und er fand da Stoff genug zu mancher eigenthümlichen Bemerkung. In augenblicklicher, sonderbarer Laune stieß er mit dem Stock an einen Todtenschädel, der zu unseren Füßen lag. Wir sprachen manches darüber, gingen wieder zurück zum Gasthof, suchten unseren Wagen auf und waren nur zu bald wieder auf der Retourfahrt nach der Stadt. Als wir die Briehl im Rücken hatten, war's auch mit Raimund's kindlicher Heiterkeit vorbei, und halb seufzend gestand er dies selbst mit den Worten ein: ‚Nun ist's wieder aus mit unserer Freude!' und lächelte wehmüthig, als ich ihm darauf sagte: ‚Aber nie wird mich die Erinnerung daran verlassen.'«

***

Johann Nestroy.

Von **Ludwig Speidel.**

(1881)

Zur Zeit, als das Tischrücken Geister und Hände beschäftigte, fanden in dem Hause Bogumil Dawison's, der damals dem Burgtheater angehörte, häufig Abendgesellschaften statt, in welchen unter den verschiedensten Gefühlen der Anwesenden das »begeistete Tannenholz« zum Reden und Rumoren gebracht wurde. Wie Luise Neumann einem zierlichen hölzernen Dreifuß durch Auflegung der Hände ihren ganzen anmuthigen Plaudersinn einzuflößen wußte und die Fragenden mit artigen Stachelantworten bediente, so wendete sich Dawison, seiner vordringenden, ehrgeizigen Natur gemäß, an den sprechenden Tisch, um über sich selbst und seine Zukunft Aufschlüsse zu erhalten. Mit wahren Schauermienen besah sich der erregbare Mann das Wesen und Unwesen des Tisches, der bald heftig mit den Füßen stampfte, bald mit einer so rasenden Hast gegen Wand oder Thür lief, daß ihm die Kette bildenden Gläubigen kaum nachzufolgen vermochten, und als das gequälte Holz dem Hausherrn einst — noch dazu in hellenischer Zunge — verkündigte, daß er der Liebling der tragischen Muse sei, da schwur Dawison auf die Unfehlbarkeit des orakelnden Hausgeräthes. Eines Abends, als wir gerückt hatten und nun plaudernd beisammen saßen — das heißt, ich hatte nicht gerückt, weil ich, da der Tisch sich unter meinen Händen nicht rührte, aus der Kette verbannt war — führte uns der Zufall des Gespräches auf den Gedanken, zur nächsten Sitzung zwei berühmte Männer einzuladen, die man sich gegensätzlicher nicht hätte erfinden können. Diese beiden Männer waren Friedrich Hebbel und Johann Nestroy. Gesagt, gethan. Schon einige Tage darauf hatten wir nach der Theaterzeit das Vergnügen, die beiden eigenthümlichen Gestalten in unseren Kreis eintreten zu sehen. Hebbel, der trotz seiner beweglichen Ungelenkheit den Weltmann

zu spielen liebte, ging dem großen Komiker der Leopoldstadt entgegen und begrüßte ihn als Collegen. Nestroy dankte in seiner verlegenen Weise. Zu einem eingehenden Gespräche kam es nicht zwischen ihnen, denn Hebbel's Mittheilungsbedürfniß brach sich an der Schüchternheit und Einsilbigkeit Nestroy's. Und wie auch hätten diese grundverschiedenen Naturen eine mittlere Tonart finden können, in der es möglich gewesen wäre sich gegen einander auszusprechen! Schon im Aeußeren standen sie sich als wunderliche Contraste gegenüber. Hebbel ganz ein nordischer Mensch: blauäugig, hellblond, die Haut licht wie Birkenrinde, die Stirne unmäßig hoch. Er war in seiner Art elegant gekleidet, in den Bewegungen aber lebhaft nnd ungeschlacht; in seiner Mittheilung immer bedeutend, in der Form aber des Sprechens, im Wurf und Ton der Rede pedantisch und lehrhaft. Nestroy, ein weitläufiger, unbeholfener Mann, steckte in einem altmodischen langen Rocke mit Kummetkragen, trug eine weitherabfallende geblümte Weste mit großen Taschen, in die er beim Gespräch die Hände tauchte, und eine bunte Halsbinde mit einem kräftigen rothen Stich vollendete den kleinbürgerlichen Anzug. Das Gesicht stark geröthet, mit deutlich eingedrückten Spuren des Lebens und der Bühne, kein schöner Zug, aber Alles gescheit, und unter den fliegenden dunklen Augenbrauen stachen und lärmten ein Paar kluger und dreister Augen. Sprache: Die Wiener Mundart, welche sich der Schrift anzunähern suchte und dadurch doppelt dem Dialect verfiel. So standen Norddeutsch und Süddeutsch einander gegenüber, in ihrem Gegensatze noch geschärft durch die verschiedene Richtung des Geistes und daher ungeschickt zu einem bequemen Gedankenaustausch.

Wenn man aber diesen stotternden Nestroy aus der geselligen Gebundenheit in sein eigentliches Element zurückwarf, da konnte er beredsam sein und blieb dem norddeutschen Dichter keine Antwort schuldig. Solche Antworten, treffend, schlagend, vernichtend, hatte Nestroy dem Verfasser von »Judith« in seiner Parodie »Judith und Holofernes« gegeben. In dieser Parodie steht Nestroy, zwar nicht der Kunst und dem Schönheitssinn, aber dem sicheren Treff nach, auf der gleichen Höhe mit den genialsten Komödiendichtern. Aristophanes hat den Euripides nicht bitterer gezüchtigt, Molière die Precieusen nicht schärfer gehechelt, als Nestroy der Hebbel'schen Gestalt des Holofernes zugesetzt. Er hat diesen Kraft-Hanswurst, diese mit philosophischer Kleie gefüllte Lederpuppe ins Herz getroffen. Fast jedes

Wort, welches Neſtroy's Holofernes ſpricht, iſt vernichtend für den Holofernes Hebbel's. »Ich bin der Glanzpunkt der Natur«, ruft Holofernes bei Neſtroy aus, »noch hab' ich keine Schlacht verloren, ich bin die Jungfrau unter den Feldherren. Ich möchte mich einmal mit mir ſelbſt zuſammenhetzen, nur um zu ſehen, wer der Stärkere iſt: ich oder ich.« Als dem Holofernes die Nachricht zukommt, daß Nebukadnezar als Gaſt verehrt ſein wolle, wirft er das Wort hin: »Da kann man ſehen, wie kädig (übermüthig) die Könige werden, wenn ſie Holoferneſſe haben, die ihnen die Welt erobern.« — »Sixt es, ſixt es, jetzt iſt der Nebukadnezar ein Gott. Und wer hat ihn dazu gemacht? Mein Spadi durch die Baſtoni, die er den Feinden austheilt. (Aufs Schwert ſchlagend:) Hier iſt die Götterfabrik! Was in der neuen Zeit durch Bajonette geht, das richten wir, die grauen Vorzeitler, durch das Schwert.« Von ſich ſelbſt trunken, ruft Holofernes einmal aus: »Ich bin ein großartiger Kerl!« Da er in den Kampf gegen die Hebräer zieht, befiehlt er: »Sattelt mir das bucklichſte meiner Kameele! Auf nach — nach — wie heißt das Neſt?« — Bethulien — »Alſo auf nach Betteltutlien.« In dem Augenblicke, da Judith ſich anmelden läßt, befiehlt er, die Leichname in ſeinem Zelte, die er in ſeinem unberechenbaren Zorne geliefert, zu beſeitigen. »Laß' aber erſt das Zelt ordentlich zuſammenräumen. Ueberall liegen Erſtochene herum: Nur keine Schlamperei!« ... Durchaus iſt hier echt komiſche Steigerung vorhanden, und Holofernes wird aus ſeinem eigenen Geiſte heraus vernichtet. Neſtroy's parodiſtiſche Kraft war in der That einzig. Für alles Nichtige und Lächerliche beſaß er ein ſcharfes Auge. Nicht nur Hebbel hat dieſe Kraft an ſich erfahren, ſondern auch die Schickſalsdichter, Friedrich Halm, Meyerbeer und Richard Wagner. Freilich auch nach dem Höchſten hat Neſtroy ſeine unfromme Hand ausgeſtreckt, und das Reine war nicht ſicher vor ſeinem Griff. Das iſt oft einſeitig betont worden und hat das Urtheil über Neſtroy getrübt.

Michael Etienne, der ſich als ein guter Lacher den komiſchen Wirkungen von Neſtroy's Geiſt und Spiel nicht verſchließen konnte, pflegte gleichwohl zu ſagen, Neſtroy habe den Wienern ihre Ideale zu Grunde gerichtet. Dieſes Urtheil iſt zu ſcharf, zu unbedingt. Neſtroy iſt nicht als ein Fremder nach Wien gekommen und hat den Wienern das Ich ſeines Geiſtes aufgelegt; im Gegentheile, er iſt aus dem Schooße Wiens auf-

gestiegen und hat sich nur vorhandener Richtungen bemächtigt, vorhandene Neigungen gesteigert. Als er heraufkam, war in Oesterreich kein großes öffentliches Interesse vorhanden. Alles wurde von oben besorgt, der Staat war dem Oesterreicher eine verbotene Sache. Erwerb und Genuß — ein Drittes gab es nicht. Und wie leicht war der Erwerb, wie billig der Genuß! Mit einem Silberzwanziger konnte damals ein einzelner Mann einen Tag lang flott leben. Der Dunstkreis von Wien war damals erfüllt von dem Dufte gebratener Hühner, von der Blume des Gumpoldskirchner Gewächses, und dazwischen hörte man den bezaubernden Dreischlag des Walzers von Strauß und Lanner. Der Frühling hatte seine Blumen, der Sommer seine Ausflüge, der Winter seinen Tanz und das ganze Jahr seine schönen Frauen. Gegen die Uebergriffe der Großen wehrte man sich durch einen Witz, der die angeborene Lachlust befriedigte. Leichtsinn und Frivolität! wird man ausrufen. Gewiß; sollte aber unter dieser glatten Decke so gar nichts geschlummert haben? »Leichtsinn und Frivolität«, sagt einer der tüchtigsten Deutschen, sagt Fichte in einer seiner volksthümlichen Vorlesungen »Leichtsinn und Frivolität«, und zwar — je höher sie steigen, desto mehr — sind untrügliche Kennzeichen, daß im Inneren des Herzens etwas ist, das nagt und welchem man gerne entfliehen möchte; und sie sind gerade dadurch unverwerfliche Beweise, daß die edlere Natur in diesem noch nicht ganz ausgestorben. Wer es vermag, einen tiefen Blick in solche Gemüther zu werfen, dem geht der schmerzliche Jammer auf über ihren Zustand und über die unaufhörliche Lüge, in der sie sich befinden, indem sie Alle glauben machen wollen, daß sie höchst glücklich und vergnügt seien und von ihnen wieder die Bestätigung erwarten, indeß sie bei sich selbst niemals Glauben finden — zugleich mit einem wehmüthigen Lächeln über ihr Bestreben, schlimmer zu scheinen als sie wirklich sind. . . .« Das sind Fichte's Worte. Für ein so unglückliches Bewußtsein, das sich hinter dem Anschein der Fröhlichkeit barg, war gerade Nestroy der rechte Mann. Eine gute, rechtliche, innerlich weiche Natur — denn ihn, den Unbändigen, bändigte zuletzt eine kleine Frauenhand — ging ihm alle Ungerechtigkeit, alles Nichtige das sich aufbläht, alles Lächerliche das imponiren will, zu Herzen. Die Form seines Zornes war der Witz, der Sarkasmus und manchmal jene schamlose Entrüstung: der Cynismus. Er stieg die ganze Leiter des Spottes

auf und ab, und sein vernichtender Hohn konnte sich momentan bis zu Swift'scher Größe steigern. Wie es eine halbstumme Zeit mit sich brachte, verlegte er seine halbe Kraft in sein stummes Spiel. Was das Wort unausgesprochen ließ und lassen mußte, gab sein Spiel kund. Er hatte witzige Geberden, spöttische Mienen, ja das Spiel seiner Augenbrauen war dämonisch und konnte sich bis zum Teuflischen verzerren. Wenn er nun durch seinen Witz nicht selten wahrhaft befreiend wirkte und oft die Besten ihm für ein keck hingeworfenes Wort dankbar waren, so hielt er doch nicht immer die Grenzen des Wohlanständigen ein. Witz ist eine Macht, die sich schwer handhabt; der Witz strebt nach Souveränität und macht häufig den, der ihn besitzt, zu seinem Sclaven. Leicht opfert dann der Witzige Alles dem Spaße und fällt der Gesinnungslosigkeit anheim. Von dieser Sucht, Alles zu bewitzeln, ist auch Nestroy nicht freizusprechen, und es ist eine schlechte That von ihm, daß er in der »Freiheit in Krähwinkel« die Bewegung des Jahres Achtundvierzig, die auch er reifen geholfen, in ihren berechtigten Beweggründen schmählich angriff. Die weitverbreitete Manier, sich mit der ernstesten Sache durch einen schlechten Witz abzufinden, hat er zwar nicht erfunden, aber durch sein Vorgehen befestigt. Daß sich Nestroy zu stark in die Zote eingelassen, hängt gleichfalls mit der Zeit zusammen, die jedes freie Wort über große Gegenstände unterdrückte, wo sich denn der Witz immer des allzeit beliebten Themas der geschlechtlichen Beziehungen bemächtigt, die, falls nicht Leidenschaft oder sittlicher Ernst dabei ist, so leicht ins Lächerliche fallen. In die Verurtheilung der Zote, die nicht selten ein witziges Befreiungsmittel ist, geht man leicht zu weit. Lorenz Sterne, dessen Schriften von Zoten wimmeln, wird gleichwohl von Goethe »der schönste Geist« genannt, »der je gewirkt hat«.

Die Schauspielfreunde Wiens strömen gegenwärtig in das Theater, um Nestroy's neu aufgewärmte Stücke zu sehen. Es ist ein halb historisches Vergnügen, aber die gegenwärtige Generation hat wenig Grund, auf die Schauspiele, die einst das Ergötzen der Väter und Großväter gewesen, mit Geringschätzung herabzublicken. Wir sind weit davon entfernt, einen Nestroy zu haben, der den Geist und den Muth besäße, die zum Himmel schreienden Mißstände unserer Zeit unter die Geißel zu nehmen. Nicht jede Zeit besitzt, was sie verdient.

Der Dombaumeiſter von St. Stephan.

Hiſtoriſches Volksdrama in 5 Acten.

Von F. v. Radler.

(Bisher unaufgeführt und ungedruckt.)

Ort der Handlung: Wien.

Zeit: 1431—1433.

I. Act.

5. Scene.

Puchsbaum, Pilgram.[1])

Puchsbaum.

Zum letzten Male, Anton, ſag' ich dir's,
Nenn' mich nicht »Meiſter« — denn ich bin es nicht.
Ein ſimpler Baugeſell bin ich, — nichts weiter,
Und brauch' noch manches Jahr zur höchſten Stufe.

Pilgram.

Von Euch lernt' ich, was ich vom Bau verſtehe,
Und wenn was Rechtes aus mir werden ſollt',
So dank' ich's Euch — nur Euch allein! d'rum, Meiſter!
Verwehrt mir's nicht, daß ich Euch alſo nenne.
Mit heil'ger Andacht blick' ich auf zu Euch,
Als wäret Ihr mein güt'ger Schutzpatron!
Vielleicht iſt's frevelhaft von mir — —

---

[1]) Puchsbaum Hans, Baugeſelle des Dombaumeiſters von St. Stephan Hans v. Brachadiz.
Anton Pilgram, Baulehrling bei St. Stephan.

Puchsbaum.

Schon gut,
Geh' auf den Bau, — ich komm' gleich nach, mein Junge.

Pilgram.

Wie Ihr befehlet Meister, — doch, nicht wahr,
Ihr wehrt mir's nimmer, also Euch zu nennen?

(Will ab.)

5. Scene.

Vorige, Maria.[1])

Maria
(rasch eintretend).

(Freudig bewegt.)
Mein Hänslein, Ah! da bist du ja!

Puchsbaum
(sie in die Arme schließend).

Marie!

Maria.

Du, Pilgram, hör' und ruf's mit lauter Stimme
Am Baue Allen zu; ruf's weit hinaus,
Daß Jedermann im großen Wien es wisse,
Welch' Uebermaß von Ehre meinem Puchsbaum
Geworden heut

Puchsbaum.

Du sprichst im Traume, Kind!

Maria.

Oh, ist's ein Traum, so laß' mich nicht erwachen,
Laß träumend mich durch's Leben zieh'n,
An deiner Brust die Seligkeit verlachen,
Die ohne dich der Himmel mir verlieh'n.

Pilgram
(ungeduldig).

So sagt, was ist geschehn?

[1]) Maria, Tochter des Hans v. Brachadiz, Puchsbaum's Braut.

Maria.

Die Freude raubt
Das Wort mir jetzt in der gepreßten Kehle,
Verklärt ſeh' ich dich heut', geliebter Mann,
Erfüllt von Jubelruf iſt meine Seele
Daß ich dein Glück, — dein Ziel dir bringen kann.

Pilgram.

Ihr ſpannt mich auf die Folter, habt doch Mitleid
Mit meiner jugendlichen Neugier — ſprecht!

Maria
(zu Puchsbaum).

Der Vater ſelbſt, an dem du oft gezweifelt
In letzt'rer Zeit, da er dir kälter ſchien,
Er ſelbſt empfahl dem hohen Rath von Wien,
Bis zur Vollendung unſ'res großen Thurmes,
Noch einen zweiten, tücht'gen Dombaumeiſter
In Eile zu berufen — und dies Amt
Dem »liebſten« aller ſeiner Werkgeſellen
Zu übertragen heut' noch, Puchsbaum! Dir!

Puchsbaum.

Nein, nein, unmöglich iſt's — unmöglich, Kind!
Nie rief man einen zweiten Dombaumeiſter.

Pilgram
(freudig).

Beim heil'gen Theophil!

Puchsbaum.

Nein, nein, unmöglich!

Pilgram
(zu Puchsbaum, ärgerlich).

Wollt Ihr den glaubensloſen Thomas ſpielen?
Wenn ſie es laut vernehmlich ſagt, iſt's wahr.
Nun ſeht Ihr wohl, wie recht ich vorhin hatte,
Da ich mit Stolz Euch »Meiſter« hab' genannt.
Denn was geſchehen, — ich hab's vorgeahnt.

Maria.

Sein Alter ſchützte vor der güt'ge Vater
Und ſeine Kränklichkeit — und ſo berief —

Puchsbaum
(bewegt).

Der Rath von Wien

Pilgram
(feierlich).

Hans Puchsbaum, unſer'n Meiſter!
Freudig.)
O das war brav von unſ'rem Rath — und wacker.

Marie
(zeigt ihm eine auf dem Tiſche liegende Urkunde).

Die Urkund' hier wird Alles Euch beſagen.

Puchsbaum
(entfaltet raſch die Urkunde).

Bei Gott! Da ſteht's — zum zweiten Dombaumeiſter!
(Maria innig anblickend.)
Und ſeinen »liebſten« Werkgeſellen, Mädchen!

Maria.

So ſagte er.

Puchsbaum.

O! komm', — o laß' uns eilen,
Auf unſ'ren Knie'n mit inn'gen Dankesthränen
Dem beſten Vater einen Eid zu ſchwören
Daß er ſich einem würd'gen Sohn vertraut.
(Schließt Maria in die Arme).

Pilgram
(tief bewegt).

Laßt Euch die Hände küſſen, Meiſter Puchsbaum!
Ob Ihr mir's nun verbietet oder nicht,
Dort ſteht's geſchrieben, groß und ſchön und prächtig,
Und was geſchrieben ſteht, iſt ewig wahr!

Laut will ich es in alle Winde rufen,
Daß ſie es tragen bis an's End' der Welt,
Daß es die Todten vom St. Stephans-Freithof
In ihren ſtillen Gräbern hören ſoll'n,
Und freudig mit uns jubeln, himmelan!
(Eilt ab.)

7. Scene.

Puchsbaum, Maria.

Puchsbaum
(in der Urkunde leſend, vor ſich).

Den »liebſten« ſeiner Werkgeſellen: Puchsbaum!
Wie thaufriſch, ſonnenhell glänzt dieſes Wort
Mir in die Seele, — jeden Zweifel ſcheuchend!

Maria.

Was ſagſt du Hans?

Puchsbaum.

Ich will es dir bekennen
Ich hatte ein Geheimniß, Kind, vor dir, —
Das erſte zwar, doch lag es umſo tiefer:
Seit jenen Tagen, als der Baugeſell
Petrino — in des Vaters Haus gekommen,
Dünkt's mich, als rücktet Ihr mit jeder Stund'
Um eine Meile weg, von meinem Herzen;
Die glatten Worte, die vom wel'ſchen Mund
In honigſüße Schmeichelei'n getaucht
An deines Vaters Ohr und Sinne hallten,
Sie ſchienen mir den greiſen, kranken Mann
Mit dämonſich'ren Feſſeln zu umfangen,
Von welchen er ſich nicht befreien kann.
Auch du — ſo kam's mir vor, du würdeſt kälter,
Seit jenen Italiener du geſeh'n!

Maria.

Wie, Hans, auch ich?

Buchsbaum.
(rasch).

Auch du, — doch dank dem Himmel!
Daß ich in meinem Schutzgeist mich getäuscht
(Maria in seine Arme schließend)
Ich sagte mir: Nun ja, es ist nicht anders
Gewiß bist du's nicht werth, daß man dich liebt.
Da faßt' ich den Entschluß, ganz im Geheimen —
Euch länger nicht im Weg herumzusteh'n, —
Ein stilles »Lebewohl« dir zuzuflüstern,
Und mit dem Morgengrauen fortzuzieh'n. —
Mein Herz, mein Glück, — es wär' bei dir geblieben
Und lang gewiß nicht hätt' ich's überlebt, —
Nur dich, — dich Kind, — dich wollt' ich glücklich wissen.

Maria.

Und ohne dich, — O geh' du böser Spötter,
Was hab' ich dir gethan, — daß du mein Herz
Mein armes, dir geweihtes Herz zermarterst.

Buchsbaum.

Doch nun hinweg mit allen Nachtgedanken,
Ich war ein Thor, daß ich mich quälen konnt. —
Du ruhst an meiner Brust, mein süßes Mädchen!
Der Himmel lacht mir wieder lebensfroh.
An's Werk, an's mächt'ge denn, mit Gottes Beistand,
Bewähren will ich mich und das Vertrau'n,
Das die in mich gesetzt, die mich berufen.
Zwei Dinge sind's, die mich nun ganz erfüllen,
An denen meine Seele glühend hängt,
Für die ich leb', für die ich sterben wollte,
Für die ich meine Seeligkeit vertausch':
Der Stephansdom — und du, mein himmlisch' Mädchen!
(umarmt Maria und geht mit ihr ab).

8. Szene.

Petrino
allein.

Petrino[1])

(Von links [zweite Couliſſe] aus der Thür, eilt raſch gegen die Ausgangsthür, durch die Buchsbaum und Maria abgegangen, ſtößt dieſelbe raſch auf und ſieht hinaus.)
(ironiſch).

Gott zum Geleit', — du wack'rer Dombaumeiſter!
Und ſei hübſch fürſorglich auf deiner Hut,
Daß dir Gevatter Urian nicht begegnet!

(Vorgehend)
Mehr Steine hab ich ſchon hinweggerollt,
Die über meine Straße mir gekollert,
Als dieſen einen unbeholf'nen Klotz.

(Sinnend.)
Ich bin es mir, bin's jenen Schurken ſchuldig,
Die mich aus meinem Vaterland verjagt,
Daß ich an Ehren reich zur Heimat kehre,
Um zu beweiſen, daß ich mehr, als ſie,
Die nur die Klinge gut zu führen wiſſen,
Durch Geiſt und Kraft und Kunſt vollbringen konnt'.
»Hier baut man einen Dom, hier iſt mein Platz,
Hier gibt es Kampf, — hier gilt's der Erſte werden.«
Einmal im Leben huſcht das Glück an Jedem
Vorbei, — erfaſſen muß man's dann, — ich thu's!
Doch — mehr noch als der Ehrgeiz, bannt die Liebe
Zu jenem Kind mich an dies morſche Haus. —
Und wieder iſt's der unglückſel'ge Deutſche,
In deſſen Netzen dieſes Mädchen liegt,
Das mir gehört, — durch meine Liebe.

[1]) Petrino, zweiter Baugeſelle bei Brachadiz.

9. Scene.

Petrino, Maria.

Maria

(kommt durch die Mitte, will raſch in das Zimmer links [zweite Couliſſe] zu Brachabitz).

Petrino

(ihr den Weg verſtellend).

Halt da! wo wollt Ihr hin?

Maria.

Was kümmert's Euch.

Petrino.

So raſch, mein Lieb, ſollt' Ihr mir nicht entkommen!
Ich halte Euch — und wär' es mit Gewalt.

Maria.

Laßt mich, — ich habe nichts mit Euch zu ſchaffen.

Petrino.

Das iſt nicht Euer Ernſt, — das darf's nicht ſein,
Und ſagt mir's tauſendmal, — ich will's nicht glauben.

Maria

(wehrt ihn ab).

Petrino.

Die Gottheit ſelbſt gab uns den Augenblick,
Und Frevel wär' es, — ihn nicht auszunützen! —
O! merkſt du nicht, daß dich mein Aug' verzehrt,
So oft es deinem ſpröden Blick begegnet,
Und unnennbare Qualen dieſes Herz
Erleiden muß, weil du es von dir ſtöß'ſt.

Maria.

Petrino ſchweigt — ich bin — —

Petrino

(ſehr raſch)

des deutſchen Bären,
Der dich zur Magd, die ihm das Haus verſieht,
Herunterziehen wird, erkor'ne Braut, —

Ich weiß es wohl und muß dich d'rum beklagen!
— Doch biſt du kein alltäglich Menſchenkind
Zu Beſſ'rem hat die Gottheit dich berufen,
Und deshalb dich mit mir zuſamm'geführt! —
— Von Wiſſensdrang erfüllt in früher Jugend,
Lehrt Florenz und Toscana mich die Kunſt
Der Malerei — und ſieh — ich ward ihr Meiſter.
Jetzt iſt's mir klar, welch unſichtbare Macht
Mich damals ſchon zu dieſer Kunſt getrieben;
Die Liebe war's zu dir — du Engelskind!
Das ich im Traum unzählig' Mal geſehen.
(Knieend.)
Gleich einem Bettler lieg' ich hier und fleh'
Um Gegenliebe auf, zu dir — o, Mädchen!
Entflieh' mit mir, es ſoll dich nicht gereu'n,
Daß du den plumpen Buchsbaum abgeſchüttelt,
Und mich ſtatt ihn erwählt; mein Vaterland
Es wird ſein Volk nach deinem Bild entſenden,
Das als Madonna vor dem Altar prangt,
Vor dem es meine Kunſt geſtellt und brünſtig
Blickt auf zu dir, in göttlicher Verehrung,
Die fromme Schaar der gläub'gen Chriſtenheit.

Maria
(will ab).
Genug des Frevels, geh't — ich hör' Euch nimmer!

Petrino
(ſteht auf, haſtiger).
Gewiß umdüſtert deine ſchöne Seele
Des Mißtrauens Zwitterlicht, ſo höre denn,
Was als Geheimniß meine Bruſt bewahrte,
Und Niemand ſonſt als du erfahren ſoll: —
Ich bin des großen Helden Sforza Sohn,
Und gleich Francesco, meinem tück'ſchen Bruder,
Focht ruhmvoll ich als Condottier für Rom,
Für Florenz, Mailand und den Papſt Eugen; —

— Ich ſollte Markgraf werden von Ancona,
— Da ließ, aus höll'ſchem Neid, Franceſco mich
Als Hochverräther aus der Heimat jagen.
— Komm', theu'res Mädchen, komm' und folge mir!
Ich will vor deinen Augen meinem Bruder
Die blut'ge Klinge in den Rücken ſtoßen,
Daß er nicht länger mein' und deinem Glück
Ein Hemmſchuh ſei; das ſchwör' ich, Mädchen, dir,
So wahr ein Gott der Rache droben waltet.

Maria.

Laßt mich, mir graut vor Euch und Euren Worten.

Petrino.

Mein ungeſtümes Weſen ſchreckt dich ab?
Die Sonne trägt die Schuld, die all mein Blut
Schon in den Kindertagen glühend kochte,
Daß meine Leidenſchaft dich heut' beſtürmt.
Verlange nicht Verſtand und Ueberlegung,
Berechnung nicht und nicht Vernunft von mir,
Und was noch ſonſt an froſtig kalten Dingen
Die Gluth des Herzens Euch erſticken mag;
Ich kann und will und werd' ſie dir nicht bieten,
Und danke meinem Schöpfer, daß es ſo.
Ein kalter Mann des Nordens bin ich nimmer,
Der ſich verliert im Rechnen und im Klügeln, —
In meinem Buſen lodert Leidenſchaft
Wild auf, gleich einem Brand, zum Aether züngelnd,
Und ihr muß ich gehorchen, taub und blind,
Mag's mich zum Licht, mag's mich zum Wahnſinn führen.

(Kniend.)

Und ſieh', mit dieſer tollen Leidenſchaft,
Die Alles, was ſich ihr entgegenſtellt,
Zu Boden reißt und ging's zu Grund darüber,
Mit dieſer Leidenſchaft, Kind, lieb' ich dich
Und faſſ' dich, gleich dem Leu, in meine Krallen.

(Rückt kniend näher.)

Haſt Buchsbaum du geliebt, ſo gib ihn frei,
Denn blut'gen Tod hab' ich dem Nebenbuhler
In meinem Haß geſchworen, — und den Eid,
Ich werd' ihn halten, ſo mich Gott verfluche!
Mein Sinnen, Wachen, Träumen — biſt nur du!
Mein Athmen und das Jagen meiner Pulſe,
Es machte ohne dich mein Leben arm
Und bettelhaft, nicht werth, es zu genießen, —
D'rum glüh' ich vor Begierde, meinen Arm
Um deinen roſig ſchönen Leib zu ſchließen.

(Er faßt glühend in knieender Stellung Mariens Hand.)

Maria

(ihn zurückſtoßend).

Hinweg von mir, verweg'ner, roher Knecht,
Und wag's kein zweites Mal mich anzutaſten.

(Eilt nach links ab.)

Petrino.

(Marien nacheilend und an der von derſelben zugeworfenen Thür rüttelnd. — Nach einer Pauſe — mit geballter Fauſt.)

Du konnteſt wählen, — Liebe oder Haß, —
Erzitt're nun vor mir — du und dein Buhle!

(Der Vorhang fällt.)

Ende des I. Actes.

An Dr. Karl Gloſſy.

Von **Adam Müller-Guttenbrunn.**

Wie oft, verehrter Freund, habe ich Ihnen nicht mein Leid geklagt als Bühnenleiter, meine Ohnmacht gegenüber dem gebieteriſchen Halt! der Caſſenrapporte und dem unbegreiflichen Stumpfſinn all derer, die berufen wären, das bischen Idealismus, das noch im Körper des modernen Theaters lebt, zu erhalten.

Welch ein Inſtrument, auf die Volksſeele zu wirken, iſt nicht ein Schauſpielhaus! Und wie ſelten kommt ein ſolches in die Hände eines Mannes, der den tief-innerlichen Drang hat, mehr zu thun, als ſein Handwerk ihm auferlegt, dem es nicht gleichgiltig iſt, ob auf ſeinem Inſtrument blos Gaſſenhauer oder ob lieblich-ernſte, heitere, gemüthvolle Weiſen edlerer Art darauf geſpielt werden. Aber ihn in ſeinen guten Vorſätzen zu beſtärken, zu unterſtützen, daran denkt Niemand. Und es iſt beinahe ſchon banal, davon auch nur zu reden.

Noch laſtet der Fluch des Vormärz auf den öffentlichen Factoren unſerer Heimat, noch erweckt ihnen das geſchriebene Wort ein gewiſſes Grauen. Man fördert die bildenden Künſte oder man hat ſich doch zu dem Princip bekannt, daß ſie zu fördern ſind; den redenden aber geht man ſcheu aus dem Wege. Maler, Bildhauer, Baukünſtler erfreuen ſich kaiſerlicher Gunſt und ſtaatlicher Fürſorge. Die Literatur kennt Niemand, fördert Niemand. Zwar, das Theater, als höfiſche Inſtitution, erfreut ſich in hohem Grade der Gunſt des Monarchen; aber der *Staat* kennt es nicht.

Er achtet die Tribüne ſeiner Dichter für Nichts. Nur den Cenſor ſchickt er ihr auf den Hals. Und welch eine Schule des öffentlichen Lebens, welch ein mächtiges Erziehungsmittel könnte die Bühne nicht

werden in der Hand, unter der fürsorglichen Obhut des Staates! Mit ein bischen Liebe, mit ein klein wenig Sonnenschein wären da Wunder zu wirken.

Sie haben uns, werther Freund, in Ihrer Geschichte der Altwiener Censur das System enthüllt, nach welchem die dichterische Production hier seit einem Jahrhundert gehofmeistert wird, aber Sie konnten uns nicht Eine gute That melden, die seit Kaiser Josefs Tagen für die Förderung der volksthümlichen Wiener Schaubühne geschehen wäre. Auch die Gemeinde Wien that nichts für ihre Localbühne. Ihr kommt zwar das Verdienst zu, das erste ständige Theatergebäude in Wien errichtet zu haben, aber wir wissen ja, daß jenes erste Wiener Stadttheater um 1709 nicht für die Pflege der heimischen Kunst, sondern für italienische Operisten gebaut wurde. Doch das lag wohl in den Verhältnissen, nicht an der Gesinnung der damaligen Wiener Stadtväter, denn als die Italiener abgewirthschaftet hatten, räumte die Stadt ihr Theater willig dem Wiener Hanswurst ein, der bis dahin auf der Straße gehaust hatte. Und auf der städtischen Bühne läuterte er sich derart, daß ihn die nächste Generation schon ins Hoftheater berufen konnte, wo seine Erben die Weltstellung des Wiener Theaters begründeten.

Also haben die Stadtväter doch etwas für das Wiener Theater gethan? Sicherlich, wenn auch nicht mit bewußter Absicht. Ehre ihrem Angedenken! Die Kunst ist dankbar. Sie lohnt die geringste Gabe königlich, sie zieht einen Glorienschein um das Haupt ihrer Gönner. Noch Jahrzehnte hätten die Erben Stranitzky's in Bretterbuden gehaust, wenn die Wiener Stadtväter nicht, um einem öffentlichen Bedürfniß zu genügen, ein »steinernes Haus« gebaut hätten. Erst als dieses da war, konnte die Wiener Volksseele ihrem künstlerischen Bedürfniß den richtigen Ausdruck geben: sie ließ das Fremde fallen und hob das Heimische empor.

Wir wissen, daß jenes Fremde eine höhere Culturstufe einnahm, aber es mußte dem Bodenständigen weichen, damit auch dieses endlich sich zu höheren Formen entwickeln konnte. Und es hat sich entwickelt. Also: keine bewußte That lag der Errichtung des ersten Wiener Stadttheaters zu Grunde, aber doch eine That. Sie war das Sprungbrett für die Wiener Localdichtung. Und daß Sie, verehrter Freund, uns das

Antlitz des genialen Stranitzky, der bei Tage dem Volke die Zähne zog und es gegen Abend mit seinen Hanswurstspielen belustigte, endlich als das eines biederen Steirers entschleiern konnten, der sich an der Wiener Universität für sein Gewerbe herangebildet hatte, das vertieft das Bild, welches wir uns bisher vom Altwiener Theater gemacht haben, erst recht. Kein preußischer Schlesier, wie man hundertfünfzig Jahre lang annahm, war der Schöpfer des Wiener Hanswurst's. Das wollte uns ja nie einleuchten. Jetzt aber wissen wir, was man früher nur ahnen konnte, daß Josef Stranitzky unser war wie Raimund, Nestroy und all ihre Nachfolger, die etwas für das Wiener Volkstheater bedeuteten.

Hundertachtundachtzig Jahre sind verflossen seit der Erbauung des ersten Wiener Stadttheaters durch die Gemeinde. Und aus der ganzen Zeit ist uns nichts bekannt von einer werkthätigen Betheiligung der Stadt Wien an der Errichtung irgend eines Theaters. Die Commune interessirte sich stets mehr für die Spectakelgelder, die sie von den Theatern bezog, als für das Spectakel selbst. Dafür, daß man in der Wiener Gemeindestube die Bedeutung des Wiener Volksbühnenwesens, als dieses in seiner Blüthe war, gewürdigt hätte, sind nicht viele Anzeichen vorhanden, aber zur Auffassung der Staatspolizei, daß das Theater gefährlich sei, hat sich die Gemeinde auch nie erhoben. Sie schrieb die Namen Franz Grillparzer und Eduard von Bauernfeld in das goldene Buch ihrer Ehrenbürger. Spät, aber doch. Als die Basteien fielen und neue Theatergründungen sich hervorwagten, wird das dreiste Ansinnen, die Gemeinde möge sich nominell an einem Unternehmen betheiligen, zwar stets tapfer abgewehrt, denn »die Steuergulden der Bürger dürfen nicht vergeudet werden«, aber die Deputationen empfängt man immer liebenswürdig. Kein Bürgermeister schreibt seinen Namen in die Gründerliste eines neuen Theaters. Aber Dr. Felder bewilligt der Gründung Heinrich Laube's den Namen »Stadttheater« und sogar das Wappen der Stadt Wien für den Theaterzettel. Und als jenes Schauspielhaus abgebrannt war und das Deutsche Volkstheater gegründet wurde, da gestattete man diesem die Fortführung der guten alten Tradition — hinsichtlich des Theaterzettels.

Das Verhältniß zwischen der Gemeinde und den Wiener Theatern war, wie man sieht, bis in die neueste Zeit ein sehr platonisches. Der

in der Aufklärungs-Epoche geprägte Gedanke, daß das Theater ein Bildungsmittel sei, gilt lange Jahre hindurch als ein veralteter. Seitdem es eine öffentliche Tribüne und eine freie Presse gibt, seitdem die Volksschule auf neue Grundlagen gestellt ist, wird das Theater nur noch als ein Luxus, als ein Ort der Unterhaltung angesehen. Aber siehe, der Volksbildungsgedanke nimmt von den großen Culturländern aus seinen Siegeszug durch die Welt, und er gelangt auch nach Wien. Die Erkenntniß, daß das Volk nicht durch die Schule, sondern durch sein öffentliches Leben erzogen wird, bricht sich in vielen Köpfen Bahn, und die Bewegung zieht auch bei uns ihre Kreise. Und wie Alles in Wien sich auf den Wegen, die zum Theater führen, entwickelt, so auch die Volksbildungsströmung. Aus ihren Tiefen heraus formten sich die Theaterprojecte der letzten zwanzig Jahre; aus denselben Quellen, welche die Volksbildungsbewegung speisten, schöpften auch die Theatergründer ihre Argumente, ihre social-ethischen Ueberzeugungen. Der sociale Mitleidsgedanke, der in unserer Zeit so mächtig geworden ist, er nahm unter den Händen der Weltverbesserer, die zum Glücke der Menschheit nie aussterben, eine Form an, die bei uns als eine neue gelten konnte: Nicht blos körperliches Leid, nicht blos materielle Armuth gilt es zu bekämpfen, hieß es plötzlich, sondern auch der tiefe Drang nach Bildung, der unbefriedigt im Volke lebe, sei zu stillen, und ein Wohlthäter der Menschheit sei nicht blos der, welcher Spitäler und Waisenhäuser baue, sondern im höheren Sinne jener, welcher etwas thue für die geistige und sittliche Läuterung des Volkes. Mitzuwirken, daß das Niveau der allgemeinen Volksbildung — nicht das der Schulbildung — gehoben werde, gilt auf einmal als mindestens so verdienstlich, wie die Stiftung von Arbeiterwohnungen und Altersversorgungscassen. Die Volksspiele und -Unterhaltungen zu veredeln war ein Lehrsatz geworden. So konnte aus kleinen Anfängen heraus die Volksbildungsbewegung bei uns erstarken, so öffneten sich die Gemüther in Wien namentlich jenen Lockrufen, welche die Errichtung guter Volksbühnen als einen Programmpunkt der großen Zeitbewegung hinstellten, die das Wohl der Gesammtheit anstrebt. Und trotz aller Enttäuschungen, die den Wiener Theatergründern der letzten fünfundzwanzig Jahre bereitet wurden durch wirthschaftliche Krisen oder ästhetische Programmverletzungen, erweist sich der Ruf immer wieder

als mächtig. Für nichts ist in Wien leichter eine Million zu finden, als für ein neues Theater.

Aber — und das dürfte einem Kenner der Wiener Theatergeschichte wie Ihnen gewiß nicht entgangen sein — so groß unsere schöpferische Kraft auch ist, es fehlte bisher stets an der Zähigkeit, das Geschaffene zu erhalten und weiter auszubauen. Wir sind verschwenderisch in unserem natürlichen Reichthum. Den Respect, den man in Berlin vor einem Baum hat, kennt man hier nicht. Wir legen eine Gruppe Jahrhunderte alter Linden in den Staub, weil sie uns den decorativen Charakter eines einzigen Festtages stört, und wir lassen Institutionen untergehen oder sich in ihr Gegentheil verwandeln aus Mangel an Theilnahme für das Gewordene, aus Mangel an Respect vor dem Begriff eines öffentlichen Besitzes. Das Wiener Stadttheater Heinrich Laube's wird zum Etablissement Ronacher. Wo Schiller und Goethe gehaust, produciren sich Seiltänzer und Feuerschlucker. Was liegt daran? Wir bauen uns ein Deutsches Volkstheater! Nicht fünf Gulden wären in Wien gefunden worden für die Wiederaufrichtung des Wiener Stadttheaters, aber es fand sich die Begeisterung und das Geld für ein neues Schauspielhaus. Doch dieses erfüllte nicht sein Programm. Was liegt daran? Wir bauen ein anderes Haus, ein Raimund-Theater! Das verhältnißmäßig geringe Capital, das nöthig gewesen wäre, das Deutsche Volkstheater in dem Sinne zu subventioniren, daß es kein Geschäftstheater hätte werden müssen, es fand sich nicht, ja es wurde gar nicht gesucht. Aber die Million für ein Raimund-Theater fand sich. Die wirthschaftlichen Interessen, die bei jeder Neugründung in Frage kommen, sind mächtig in Wien. Das geistige Interesse aber, das für die künstlerisch redliche Fortführung all unserer schönen Gründungen nöthig wäre, das fehlt vollständig.

Und nun stehen wir wieder vor einer Wiener Theatergründung. Und zum ersten Male seit dem Jahre 1709 ist es gelungen, die Gemeinde Wien zur Theilnahme an einem solchen Werke zu gewinnen. Sie schenkt den Bauplatz, sie gibt dem Theater ihren Namen, sie wird es in ihren Besitz übernehmen. Ganz unvermittelt sind wir in Wien zu der Thatsache einer städtischen Bühne, die wir so lange angestrebt haben, gelangt: dem »Kaiserjubiläums-Stadttheater«. Und ich soll berufen sein, dieses Theater zu leiten. Nicht mit öffentlichen, sondern mit privaten Mitteln,

nicht als subventionirte Bühne, sondern als Pachttheater; auf Grund eines idealen Programms, aber im steten Hinblick auf eine zu zahlende Pachtsumme, welche eine vierprocentige Verzinsung und die allmälige Amortisirung des aufgewendeten Baucapitals ermöglicht. Ich bin kein zaghafter Mann und war stets bestrebt, Thatsachen zu schaffen, nur Thatsachen, denn sie entscheiden beim Theater. Aber ich denke jetzt oft an unsere Gespräche über die Pflichten der Gemeinde und des Staates, wenn die Errichtung einer heimatlichen, einer nationalen Volksbühne in Frage kommt.....

Dem Kaiserjubiläums-Stadttheater leuchtet ein glücklicher Stern. Seine Gründung ist mit einem denkwürdigen Ereigniß, der fünfzigjährigen Regierungsdauer eines geliebten Herrschers, verknüpft, und der Hausherr des Theaters ist die Stadt selbst. Zwei Momente, die der Bildung eines günstigen Vorurtheils für diese Bühne in der Wiener Bevölkerung sehr förderlich sind. Kommen gute Leistungen des Theaters hinzu, gelingt es, demselben einen anmuthig wienerischen Charakter zu geben, so ist wohl an einem Gedeihen desselben nicht zu zweifeln. Auch ist anzunehmen, daß die Stadt Wien einen solchen Besitz immer wird zu schätzen wissen, daß sie sich nicht blos als Eigenthümerin des Gebäudes, sondern auch als Beschützerin seines künstlerischen Inhaltes fühlen wird. Das ist anzunehmen. Sollte aber dafür nicht eine Bürgschaft anzustreben sein? Wäre es nicht vielleicht zu vermeiden, daß da wieder blos eine halbe That gethan wird? Ich sinne vergeblich nach einem Ausweg. Die Gemeindevertretung hat den hochherzigen Beschluß gefaßt, einen Bauplatz im Werthe von beiläufig 280.000 fl. für den Theaterbau zur Verfügung zu stellen. Die Wiener Volksmuse verneigt sich tief vor solchen Gönnern. Und ob sie gleich fühlt, es sei damit noch nicht genug geschehen, wagt sie doch nicht, die Hand auszustrecken und um eine weitere Gabe zu bitten. Sie muß fürchten, als eine unbescheidene Bettlerin von der Schwelle gewiesen zu werden.

Meines Erachtens kann ein Theater, das nach jeder Richtung künstlerisch concurrenzfähig sein soll mit den bestehenden Bühnen, eine höhere Sendung consequent nur dann erfüllen, wenn es bis zu einem gewissen Grade unabhängig gemacht wird von den brutalen Thatsachen der Cassenrapporte. Nicht 44.000 fl. Jahrespacht müßte ein solches

Theater zu zahlen haben, nein, man dürfte ihm keine andere Last auferlegen, als die seiner Selbsterhaltung. Dafür aber wären hohe künstlerische Anforderungen an seinen Spielplan und an seine schauspielerischen und scenischen Leistungen zu stellen. Das Théâtre français bezieht seit 150 Jahren eine staatliche Subvention von circa 300.000 Francs jährlich zu dem ausschließlichen Zwecke, die nationale Literatur zu pflegen, unbekümmert um die Launen des Publicums. Dem kühnsten Idealisten schwindelt bei dem Gedanken, daß so etwas in einer deutschen Stadt möglich sein sollte, auch nur im Princip möglich sein sollte. Wir erleben es gewiß nicht. Es müßte nur ein Privatmann dem deutschen Volke ein solches Geschenk machen.

Und so lange das nicht geschieht, müssen wir uns denn bescheiden. Was die Gemeinde Wien heute für die Errichtung eines Wiener Volks-Schauspielhauses thut, ist mehr, als was sie je gethan hat. Bestreben wir uns denn, ihr diese Gabe mit tausendfachen Zinsen künstlerisch wieder zu erstatten. Hauchen wir dem Gebäude, das aus den Mitteln kunstsinniger Wiener Bürger auf dem Grund und Boden der Gemeinde erstehen wird, die Seele dieser herrlichen deutschen Stadt ein, die unermeßliche Schätze in sich birgt an Schönheit, Talent und Gemüth. Schenken wir dem Volke in diesem Hause den verkörperten Begriff eines deutschen, eines wienerischen Theaters, erziehen wir es unbewußt zur Schätzung eines solchen öffentlichen Besitzes.

Ich weiß heute keinen anderen Weg, die Zukunft des Kaiserjubiläum-Stadttheaters beiläufig zu sichern. So innig soll das geistige Band zwischen diesem Theater und der Stadt selbst sich gestalten, daß diese künftig einmal, wenn die Umstände es gebieten sollten, auch vor Opfern nicht zurückscheuen wird, dem Volke ein kostbares Gut zu erhalten. Thuen wir unsere Pflicht, damit man sie einst auch unserer Schöpfung gegenüber erfülle.

Warum ich das Alles Ihnen sage? Weil ich mir denke, der Dr. Glossy des künftigen Jahrhunderts könnte sich dafür interessiren.

Vom Wiener Volkssängerthum.

Von J. J. David.

Sind die Wiener Volkssänger klug, dann nehmen sie sich in den gegenwärtigen Verhältnissen das Wort eines der Besten aus ihrer Zunft zum Wahrwort. Ich meine den alten Kampf, den unvergeßlichen Darsteller des »Böhm«, wie einmal unsere Väter ihn gekannt: dummpfiffig, gutmüthig und dabei dennoch durch rastlose Arbeitskraft und Klarheit des Erstrebten demselben Wiener überlegen, der sich so gerne über ihn lustig macht. Kampf wurde steinalt, und wenn man das greise Männchen fragte wie es ihm gehe, so entgegnete es: »Ich paß' nimmermehr auf.«

Dieses Wort voll Resignation paßt auf die gegenwärtige Lage des Wiener Volkssängerthums. Die Bessern unter ihnen passen nimmermehr auf, wie's ihnen geht. Im großen Ganzen hat dieser Stand, der einmal im unmittelbarsten Contact mit den breitesten Schichten der Wiener Bevölkerung gewesen, wenig Wurzelständigkeit darin mehr. Die Heroen sind gestorben. Man muß im classischen Schilderer dieser Gilde, im alten Friedrich Schlögl, nachlesen, welchen Tumult die Erscheinungen von Johann Fürst, der Mannsfeld u. A. m. einmal bei uns hervorgerufen haben. Es war Unflath, was sie sangen, und allein Schlögl's Zorn, wenn auch keine jener Weisen aufbehalten wäre, gäbe einen Maßstab für die Gefährlichkeit ihres Treibens. Unflath, aber aus einer Persönlichkeit heraus und mit Temperament vorgetragen. Sie sangen »von Luft und Liebe«, wie sich's im Geiste ihrer Patrone spiegelte. Und man weiß ja, daß Hefe immer bitter schmeckt.

Alsdann kam der Reformator, dessen Wirken Schlögl leider nicht mehr schildern konnte. Ich meine den kürzlich verstorbenen Wilhelm Wiesberg. War vor ihm das Brettl der Schauplatz der tollsten Zügellosigkeit gewesen, so führte er Zucht und Sitte darauf zurück. An die Stelle der

»Gawliers«, die sich vordem Stelldichein beim Volkssänger gegeben, der »Gawliers« und ihrer stets bereiten Copisten aus Hausherrenkreisen; von Commis, die die Casse des Chefs in einem vorzeitigen Compagnongefühl gelegentlich als ihre eigene betrachteten, von Lebeweibern und ihren Beschützern führte er das kleinbürgerliche Publicum zu seinen Productionen. Er besaß Witz, Sinn für Actualität und jene Lyrik, die der Wiener liebt. Etwas Sentimentalität, ein bischen Schmachtfetzen mit unerwartetem Ueberschlag der Stimmung. Frühzeitig zog er sich zurück. Vor der Zeit starb er. Als ihn die »Concordia« in die Liste ihrer Mitglieder aufnahm, da empfand man das nur als eine löbliche That. Er war Schriftsteller gewesen, mehr als mancher, der sich auf Jours feiern läßt und seine Würde mit Visitkarte und Decadentenlocke zu bescheinigen vermag. Ich habe es unmittelbar nach seinem Tode ausgesprochen — es stak etwas vom Béranger in ihm, und nicht der Unterschied der Begabung war das Entscheidende, vielmehr nur die Verhältnisse und die Stätte, in denen Beide lebten.

Sein Thron ist verwaist. Nicht etwa als fehlte es an Talenten! Daran hat es dieser Stadt niemals gefehlt, in der ein künstlerisches Fluidum in der Luft liegt, in der die Begabungen wild wuchern und also auch wie Heckenschößlinge verkommen. Da war der gleichfalls schon gestorbene Karl Schmitter. Ein merkwürdiger Kauz, improvisatorisch nach seiner ganzen Anlage und dabei dennoch nicht unkünstlerisch, denn er wirkte wesentlich durch den Gegensatz des eigenen unzerstörbaren Ernstes zu dem ungeheuren Ulk, den er vortrug. Da ist noch Lorens. Ein feiner Lyriker, mit einem sentimentalen, ich möchte sagen, manchmal etwas näselnden Gemüthston. Da ist der alte Guschelbauer. Sein »Drahrer« ist ein Cabinetstück. Er ist ein Charakteristiker. Aber sein Repertoire ist sehr beschränkt. Und ewig und immer wieder kann man sich den »alten Drahrer« ja doch nicht anseh'n. Die Ehre, als Typus gemalt zu werden, hat er schon genossen. Der Gewinnst aber wird mit jedem Jahre kleiner. Wie es dem Stande als solchem an einem Nachwuchs fehlt — denn nicht jeder verlaufene oder verlumpte Conservatorist, nicht jedes Dämchen, das aufs Brettl läuft, weil es ihr auf den Brettern nicht gelungen ist, hat darum auch schon das Zeug zu einem Volkssänger — also wie die darstellenden Kräfte auszusterben beginnen, so verschwinden

Diejenigen, welche für sie geschaffen. Grillparzer's böses Wort über die Mängel der deutschen Bühne gilt auch hier.

Dazu kommt noch Eines. Ihr Wirkungskreis ist ein sehr beschränkter und wird es mit jedem Tage mehr. Der Volkssänger braucht ein Stichblatt. Früher war das der »Böhm«. Er ließ sich gerne frozzeln, weil er wußte, wie wenig böse das im Grunde gemeint sei, ließ es sich, sogar vielleicht im Gefühle eines innerlich Ueberlegenen, der durch dieselben Eigenschaften vorwärts kam, wegen deren man ihn frozzelte. Das ist vorbei. Der »Böhm« ist sehr ernsthaft geworden. Und uns ist das Lachen über ihn längst vergangen. Man nahm vordem auch den Juden gerne zum Stichblatt. Aber der Jude ist nicht ohne Grund sehr wehleidig geworden und verträgt keinen Schwank mehr. Was bleibt? Den Polen heiter zu finden, kann man bei der gegenwärtigen Constellation in Oesterreich Niemandem zumuthen. Nun aber braucht die Kunst des Brettels ständige Typen, d. h. aus einer gewissen Gesellschaftsschichte herausgerissen, so daß die umständliche Milieuschilderung, welche sich die Bühne für ihre Gestalten erlauben darf, hier entfällt, so daß die Figuren nur aufzutreten, sich vorzustellen brauchen, um sofort in ihrer eigenen Giltigkeit begriffen zu werden und sich demgemäß geben und entwickeln zu dürfen. Woher derlei nunmehr nehmen? So muß es schlecht gehen. Und nachdem die Zeiten für Wien wahrhaftig nicht die besten sind, nachdem ein Volkssängerabend mit Allem, was drum und dran hängt, nicht billiger, eher theurer kommt, als etwa der Besuch des Raimund- oder Volkstheaters, so erklärt es sich, daß das bessere Publicum sich mehr und mehr von den »Soiréen« zurückzieht, daß die Einnahmen sinken und der ganze Stand betrübt in die Zukunft blickt. Waren sie einmal selbst der Bühne gefährlich erschienen, so rächt sich nun — und es will scheinen für immer — das Theater an ihnen.

Auch ist ihr Sündenregister groß genug. Hier wesentlich wurde durch Jahrzehnte jenes protzige Localgefühl großgezogen, das im Wiener den Dünkel unvergleichlicher Herzens- und Geisteseigenschaften erwachsen ließ, eine duselige Selbstbewunderung, die jeden Vergleich mit einer anderen Stadt wie eine Beleidigung ablehnte. Das »goldene Wiener Herz« war ein ständiger Refrain. Man entwöhnte die Leute, in sich den Grund des Niederganges ihrer Verhältnisse zu suchen, in sich die Fähigkeiten

aufzuspüren, um über augenblickliche Stockungen hinweg zu kommen. Von diesem Vorwurf ist auch Wiesberg nicht freizusprechen, obzwar er das Geschäft mit etwas mehr Geschmack betrieb, als sonst die meisten. Die Politik hat ihnen eine löbliche Polizei zu verleiden gewußt. So gerathen sie immer tiefer in den Sumpf, wenn auch in einen anderen Sumpf als in den sie nach Schlögl's Meinung Wien zu ziehen drohten. Man sieht keinen Ausweg für sie. Und dennoch ist es schade darum, daß sie so kläglich zu Grunde gehen sollen. Denn sie haben doch dem Volke jene Poesie vermittelt, für welche dieses Volk nun einmal am ehesten empfänglich ist. Was Lyrik sei, erfuhren die unteren Schichten der Wiener Bevölkerung doch nur beim Volkssänger. Auch sind die Bezüge zur Bühne weitergreifend, als sich so ohne Untersuchung nachweisen läßt. Ich denke hier nicht etwa an jene Stücke, welche der alte Fürst zu jedem Schlager des Volkssänger-Repertoires verfassen ließ, wie z. B. zum unsterblichen »Der Mensch ist kein Krowot«. Auch Anzengruber in seinen Anfängen klopfte bekanntlich an Wiesberg's Thür mit einer Soloscene. Es wäre an der Zeit, das Beste aus ihrem Vorrath an Liedern und an Scenen zu sammeln. Der rechte Mann für diese Arbeit lebt ja. Ich meine Dr. Glossy, wie die Stadtbibliothek der rechte Ort dafür wäre. Aber man muß sich tummeln, ehe es zu spät wird. Sonst trägt man den letzten Volkssänger zu Grabe, mindestens den Letzten, der in gutem Sinne auf diesen Titel Anspruch hat. Und die Heimkehrenden mögen betrübt Wort und Weise Wiesberg's vor sich hinsummen:

Dieselben Gassen no'
Dieselben Häuser no'
Aber nimmermehr dieselben Leut'.

Genius.

Von Karl Federn.

Als ich ging beim Morgenwehen
Durch des Gartens laubigen Gang,
Hört' ich, wie aus sel'gen Höhen,
Eines Knaben hellen Sang.

Oben in den Wipfeln stand er,
In der lichten Locken Glanz,
Junge Blüthenzweige wand er
Uebermüthig sich zum Kranz.

Singend, pflückend, ohn' Ermatten
Brach er Zweig um Zweige ab,
Bis des Baumes weiter Schatten
Ward ein duftig Blüthengrab.

Und da ward mir's um den Garten,
Ward mir's um ihn selber leid:
»Knab'! rief ich, kannst du nicht warten
Auf des nahen Herbstes Zeit?

Bis die Früchte reifen werden,
Auf die Aepfel weiß und roth?
Dauert dich nicht auf der Erden
Dieser Blüthen junger Tod?«

Da erscholl ein fröhlich Lachen
Wie ein Singen hoch vom Baum,
Kaum die Aeste hört' ich krachen,
Nieder glitt er wie ein Traum.

Und dann hub er an zu ſprechen,
Und er ſah mir ins Geſicht:
»Herr! ich muß die Blüthen brechen!
Früchte, Herr! erleb' ich nicht.

Ich bin ſelbſt wie dieſe Blüthen
Kaum geboren, jung und todt,
Die noch eben freudig glühten
Mich zu kränzen, weiß und roth.

Blühe nur im Frühlingslichte,
Welke vor des Sommers Glanz,
Ohne Hoffnung auf die Früchte
Leb' und ſing' ich für den Kranz!«

Böhmens erste kritische Wochenschrift.

Von **Rudolf Fürst.**

Im Jahre 1771, also im sechsten Jahre von Nicolais, im vierten von Klotzens Bibliothek, sechs Jahre, nachdem der »Mann ohne Vorurtheil« zuerst aufgetreten war und fünf nach dem Verstummen der Literaturbriefe, wagte sich, deutlich von den genannten Vorbildern beeinflußt, die erste kritische Zeitschrift in Prag ans Tageslicht. Es war ihr nur ein Lebensjahr (vom 1. October 1771 bis Mitte September 1772) beschieden. Sie war selbstverständlich in deutscher Sprache abgefaßt, führte den Titel »Prager gelehrte Nachrichten« und erschien allwöchentlich im Verlage des bekannten und viel beschäftigten Buchhändlers Wolfgang Gerle. Die Namen der Mitarbeiter werden geheim gehalten; ein gewisser Leppert galt als Herausgeber, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß ganz andere Persönlichkeiten, nämlich der damals noch allmächtige Karl Heinrich Seibt, dessen College von der juristischen Facultät Franz Josef Groß, ein gebürtiger Böhme, und mehrere geistliche Herren von Ansehen die eigentlichen Leiter der Zeitschrift waren. Gesinnungstüchtige Motti aus Vergil und Cicero und ein programmatischer Vorbericht sollen über das neue Unternehmen Licht verbreiten. Der Vorbericht rühmt die Menge trefflicher österreichischer Gelehrter: Dobner, Sonnenfels, Denis, Mastalier, van Swieten werden neben anderen als Führer hervorgehoben. Es wird geklagt, daß diese Männer und ihre Leistungen im Auslande nicht die gebührende Anerkennung fänden, daß man dort daran zweifle, es werde sich gegen die Nebel, die unsere ganze Denkungsart umwölken, je ein genügend starker Sonnenstrahl finden oder daß man jede österreichische Leistung mit geringschätziger Nachsicht aufnehme, gleich wie dies den »verzerrten Zeichnungen der Aegypter« gegenüber üblich sei. Und doch seien seit dem Auftreten von Josef Sonnenfels in Oesterreich auf allen geistigen

Gebieten Leistungen zu verzeichnen, die es verdienten, auch in der Fremde gekannt zu werden. Diese Kenntniß zu vermitteln, sei Aufgabe der »Gelehrten Nachrichten«; man wolle ebensosehr junge aufkeimende Genies unterstützen, wie die Beschimpfungen »elender Schrifterlinge« mit Verachtung strafen.

Sonnenfelsisch also, und zwar mit herzlich geringer Zuthat aus Eigenem, waren und blieben die »Gelehrten Nachrichten« während ihres kurzen Lebens. »Sonnenfels sollte Feinde haben? Daß es so kurzsichtige Geschöpfe gibt, die ihn für klein halten, das wußten wir nicht!« versichert das 17. Stück vom 21. Jänner 1772 mit überzeugtem Pathos. »Auch der Neid zischt es sich in die Ohren«, daß Sonnenfels den großen Aufschwung in der Schätzung der Künste in Oesterreich herbeiführte. So und ähnlich äußern sich die »Nachrichten« über Sonnenfels und es ist durchaus nicht ernst zu nehmen, wenn sie gelegentlich stolz versichern, sie seien von jeder fremden Meinung — also auch von Sonnenfels — unabhängig. Neben Sonnenfels bedenken die Nachrichten alles mit ihrem Lob, was in ihr Programm paßt oder was sie für dazu gehörig halten. Von Schriftstellern preisen sie Lessing, Zachariae, Geßner, Engel, Weiße, Nicolai, Thümmel, Mendelssohn, die Karschin, Klopstock und die Barden, dann Wieland, den sie gegen einige finstere Köpfe, ihre Gleißnerei und Herzensdummheit in Schutz nehmen, vor Allen aber Gellert. Wenn sie auch gelegentlich wegwerfend meinen, nur Gottschede könnten einen Schönaich für einen Dichter halten, so liegen sie doch vollständig in den Banden der Obersachsen. Es ist Gottschedisch, wenn die »Nachrichten« Aristoteles, noch übertrumpfend, nicht blos strenge poetische Gerechtigkeit, sondern die Vermeidung jeder »schlimmen Handlung« im Drama verlangen und nur ungern mit Lessing dem »Genie« eine Ausnahmsstellung einräumen. Gottschedisch, wenn sie gegen Provincialismen, gegen »gemeine« Sprachweise und gegen den Kanzleistyl wettern, immer wieder die »Reinigkeit« der Sprache fordern und Sprachfehler anstreichen, wenn sie Adelung's fließende und reine Schreibart loben und Gellert als Muster deutscher Prosa zur Uebersetzung ins »Böhmische« empfehlen. Gottschedisch ist auch die sauer-süße Miene, mit der sie Shakespeare betrachten: zwar wird Shakespeare immer wieder den Dramatikern zum Studium empfohlen, aber eben nur zum Studium. Denn mit aller Ehrfurcht vor Shakespeare

gesprochen, er birgt neben einem Magazin von Schönheiten »auch so viel Ungereimtheiten, daß man beinahe wiederum Shakespeare sein muß, um sie bei uns Deutschen und unseren itzigen Sitten anwendbar zu machen«. Gottschedisch, und noch dazu ganz veraltet, ist die banausische Geringschätzung alles Historischen, wie dies das 17. Jahrhundert aufbrachte. Wer unter den heutigen deutschen Dichtern wird sich wohl Hans Sachs oder Berthold von Brandenburg (will sagen: Regensburg) zum Muster wählen? so fragen die »Nachrichten« mit vornehmem Mitleid. So lebhaft die »Nachrichten« zu lieben verstehen, so energisch wissen sie auch zu hassen. Neben der mehr schulmäßigen Feindseligkeit, mit der sie Männer wie Voltaire bedenken, haben sie auch ihre rein persönlichen Abneigungen. Ganz besonders schlecht sind sie, trotz des Sonnenfelsischen Schlußwortes an Klotz, auf Klotz zu sprechen, nicht etwa als treue Knappen Lessing's, sondern weil die »Neuen Hallischen gelehrten Zeitungen« sich ungünstig über die »Nachrichten« geäußert hatten. So wird denn wiederum Klotz an verschiedenen Stellen nicht wenig gezaust: nur mit Verachtung und Widerwillen sehen die »Nachrichten« auf einen gewissen auswärtigen Lehrer der Dichtkunst und geldgierigen Kunstrichter herab, der so unverschämt ist, auf der Messe von den Buchhändlern ihre neuen Verlagsbücher durch Drohungen und Verheißungen zu erpressen. Das sei eben die Art eines Mannes, der für Geld Pasquille schreibe und einen Gelehrten, der ihn weit überrage, auf noch nie erhörte Art öffentlich beschimpfe. Was übrigens die klotzige Art der Kritik anlangt, so stehen die »Nachrichten« im rüden Ton keiner kritischen Zeitschrift des 18. Jahrhunderts nach. Sie finden im Absprechen nicht Maß noch Ziel. Papierbekleisterer, Odenquacker, eisenharte Stirn, einschläfernder Idyllensänger, dramatischer Unsinn, höchst elende Farce, Worte, die nur die niedrigste Classe des Pöbels zu speien im Stande wäre, solche Terminologie muß sich fast jedes ihrer kritischen Opfer gefallen lassen. Selbst ihr erklärter Liebling, der Dramatiker Josef Pelzel, von dem versichert wird, er besitze Genie und gereiche seinen Landsleuten zur Ehre, selbst dieser muß sich sagen lassen, an seinem Lustspiel »Die Hausplage« sei »nicht das geringste Schöne zu bemerken«, es sei lediglich »Bernardonische Kurzweil« und voll »niedriger und platter Ausdrücke«. Und in einem Athem wird anerkannt, daß jener Mann der einzige unter seinen Landsleuten sei,

den man »als einen dramatischen Dichter aufstellen könne«. Zu besonderer Grobheit fühlen sich die »Nachrichten« verpflichtet, sobald sie mit jungen Autoren zu thun haben und das Wort »Jüngling« wird in ihrem Munde ordentlich zum Ekelnamen. Nur Schriftsteller von socialem Range erfreuen sich besserer Behandlung und bevor der Prinz Jablonowski einer Beurtheilung unterzogen wird, wird der Ehrfurcht vor seinem »erhabenen Stand« geziemend Ausdruck gegeben und die Dreistigkeit, einen Fürsten unter das kritische Messer zu nehmen, weitläufig entschuldigt. Zeigen die »Nachrichten« also durchaus keine revolutionäre Gesinnung, so sind sie ebenso wenig geneigt, sichs mit den einzelnen Nationalitäten zu verderben. Gewöhnlich ist ja von »uns Deutschen« die Rede und Gottschedisch wird es anerkannt, daß nunmehr auch wissenschaftliche Fragen in deutscher Sprache (statt in lateinischer) behandelt werden. Aber das hindert nicht, daß gelegentlich die »böhmische« als »unsere Muttersprache« gepriesen und daß sogar die Behauptung riskirt wird, die tschechische Sprache habe viel Aehnlichkeit mit der — griechischen.

Die kritische Thätigkeit der »Nachrichten« erstreckt sich so ziemlich auf alle Gebiete des geistigen Lebens. Auf Volkswirthschaft, Bergbau, Belletristik jeder Art, Naturkunde, Landwirthschaft, Philosophie und Theologie, Literatur, Münzkunde, Geschichte, besonders locale, auf das alles und noch manches andere richten die »Nachrichten« ihr kritisches Bestreben. Nur Eines ist ausgenommen -- das Theater. Als echte Sonnenfelsianer sind sie mit der damaligen Bühne höchlich unzufrieden, so unzufrieden, daß sie schon in der Vorrede erklären, die Schaubühne werde ganz bei Seite bleiben, denn nicht jeder habe gleich Sonnenfels den Muth, Augiasställe zu reinigen. Sie begnügen sich also, ab und zu in einer Seitenwendung vor Ueberschätzung der Schauspieler zu warnen, wodurch ihr Lessingisch-Sonnenfelsischer Standpunkt genügend gewahrt erscheint.

Gleichwohl schien es wünschenswerth, in einer den Pragern so wichtigen Angelegenheit, wie es nun einmal das Theater war, das Heft nicht aus der Hand zu legen. So wurde denn gleichsam ein Ableger ins Leben gerufen, eine Wochenschrift, die sich fast ausschließlich mit dem Theater beschäftigte. Sie führte den Namen »Neue Litteratur«, wurde bei Höchenberger in Prag gedruckt und deckte sich in der Zeit und der Dauer ihres Erscheinens genau mit den »Nachrichten«. Auch hier werden

die Verfasser geheim gehalten und auch hier gilt Leppert als der Herausgeber. Thatsächlich betheiligten sich neben Seibt und Groß in erster Reihe noch der Benedictiner P. Rautenstrauch, geboren zu Platten in Böhmen, der später in Wien zu den höchsten geistlichen Ehren kam, ferner der P. Eberle, vermuthlich ein Verwandter des Gubernialconcipisten und Dichters Johann Josef Eberle (1730—1772), den die »Nachrichten« den ersten Böhmen nennen, der sich durch deutsche Gedichte einen Namen machte. Wird die »Neue Litteratur« von den »Nachrichten« auch ziemlich kühl beurtheilt, so ist es doch unmöglich, die enge Verwandtschaft zu verkennen. Die »Neue Litteratur« zählt selbstverständlich zu den strengen Anhängern Seibt's, sie stimmt im Urtheil oft bis zum Wortlaut mit den »Nachrichten« überein, sie steht auf dem schulmeisterlichen kritischen Standpunkt Gottsched's, sie begeistert sich für die Sprache der Obersachsen und verabscheut veraltete und provinciale Ausdrücke, und sie übt die Theaterkritik ganz im Geiste der »Briefe über die Wienerische Schaubühne«. Auf Bernardon ist sie naturgemäß schlecht zu sprechen; sie macht Kurz besonders zum Vorwurf, daß er in der Rolle eines Ministers nicht genug Würde entfalte. Natürlich wird der Kampf gegen die Burleske aufs Schärfste und mit allen Sonnenfelsischen Argumenten geführt. Als guter Freund des beliebten Directors Brunian aber muß der Kunstrichter zugeben, daß die Bühnenleitung, indem sie die Burleske bevorzuge, dies nur aus begreiflicher Rücksicht auf ihre Cassa und den Geschmack des Publicums thue. Dem Publicum wird denn auch die ganze Schuld an dem Ueberwuchern der Burleske und Zauberkomödie und ähnlichen »ungehirnten Mißgeburten« aufgebürdet. Der Schaden, den diese Stücke anrichten, liege aber nicht blos in den »zotichten Geberden« und in den unkeuschen Anspielungen auf Laster aller Art, sondern auch in der höchst elenden Mundart, die dort, im Gegensatze zu den regelmäßigen Stücken, beim Schauspieler geduldet werde, während doch die meisten Zuschauer einer Verbesserung ihrer Sprache so sehr bedürftig seien. Hier wird also von dem bildenden Einfluß der Bühne noch mehr verlangt, als dies selbst durch Sonnenfels geschah, der nur den Mangel einer Bühnensprache beklagte. Nach dem Vorbild des Meisters wendet die »Neue Litteratur« ihre Fürsorge auch den Schauspielern zu. Sie legt ihnen ans Herz, wohl zu unterscheiden, ob der Beifall von den

»weißen Händen in den Logen« oder von den »unberufenen Kritikastern im Paradies«, diesen »Zehnkreuzer-Gelehrten« herstamme, und legt eine Verachtung des »büffelhirnigen Pövels« an den Tag, die dem 17. Jahrhundert alle Ehre gemacht hätte. Mitunter wird ein Schauspieler, wie der beliebte Bergobzoomer, auch in enthusiastischer Weise begrüßt. Für diesen Artisten, wird in komischem Gelehrtendünkel behauptet, ist der Ausdruck »Kunst« zu niedrig: sagen wir lieber »Wissenschaft«. Aber in einem Athem wird der so Gefeierte, der Director v. Brunian, der so gut »röcheln« kann, und der ganze Stand mit den saftigsten Grobheiten tractirt: die Schauspieler sollten sich nicht verbeugen, wenn applaudirt wird, sie glichen sonst dem Thiere von Mekka, das die Verehrung auf sich bezog, die man den Reliquien auf seinem Rücken erwies. Trotz der grundsätzlichen Abneigung gegen alle sogenannten Ausstattungsstücke verlangt die »Neue Litteratur« außerordentlich viel in Bezug auf Decorationen, Beleuchtung und Musik, sie setzt krämerisch den Werth einer Vorstellung in Ziffern um und klagt, daß in Prag die kostbarste keine 200 fl. werth sei. Nur in einer Beziehung ist die »Neue Litteratur« moderner als die »Nachrichten«. Zwar verlangt sie, in ihrer Gottschedisch-Sonnenfelsischen Abneigung gegen alles Uebersinnliche, vom dramatischen Dichter, er solle die Natur treulich copiren, ohne ihr etwas zu leihen, was man nie bei ihr antreffe und sollten es auch Schönheiten sein, aber dasselbe Motiv gibt doch auch Veranlassung, sich gegen jene »eingeschränkte Geister und kriechende Seelen« zu wenden, welche die Furcht an die alte Lehrart fesselt, so daß sie natürliche Situationen zu schrecklich finden und denen der Anblick dieser Schreckbilder Uebelkeiten erweckt. Die »Nachrichten« fanden überhaupt nur edle Handlungen dramatisch darstellbar.

In der Betrachtung dieser beiden ersten kritischen Versuche in Böhmen finden sich zwei Züge, die leider für den größten Theil der deutschen Literatur Böhmens im 18. Jahrhundert charakteristisch sind: die slavische Abhängigkeit von einem führenden Manne und jenen Geist der Weltentfremdung, der in der veralteten Aesthetik Gottsched's noch ein Lustrum, nachdem jener verlassen und vereinsamt aus der Welt geschieden, ein Dogma sieht.

Narben.

Von **Emil Marriot.**

I.

Die Wunde heilt, der Schmerz wird alt,
Der Schrei der Seele iſt verhallt,
Der Gram hört endlich auf zu wühlen.
Es ſchlägt das Herz, wie's einſtens ſchlug, —
Nur daß es eine Wunde trug,
Das wirſt du bis zum Tode fühlen.

II.

Als geſtern ich Abends nach Hauſe ging,
Da traf ich ein liebendes Paar.
Wie zärtlich doch Eines am Anderen hing!
Wie glücklich dies Menſchenpaar war!

Ich ſchaute ſie an, — dann ſchritt ich vorbei
Und habe mich abgewandt,
Und dachte, wie ſchön doch die Liebe ſei, —
Und — daß ich ſie niemals gekannt . . .

III.

Noch manchmal in der Seele klingt
Ein Lied mir aus den alten Tagen.
Es iſt verſtummt, beinah verſtummt,
Das Lied vom Meiden und Entſagen.

Doch weiß ich's noch: 's hat weh gethan,
Wie tapfer wir uns auch bezwangen,
Und wie wir, was nach Liebe ſchrie,
Faſt übermenſchlich niederrangen.

Geſprochen ward dabei kein Wort,
Und Keines durft' dem Andern zeigen,
Wie ſchwer er war, der ſchwere Sieg, —
Wir mußten Gott zu Liebe ſchweigen.

Und wenn der Glaube doch ein Wahn?
Wenn dennoch man uns arg belogen?
Dann wären um das Schönſte wir
Auf Erden und auch dort betrogen.

Dann wär' das Dort das öde Grab,
Nachdem getrauert wir auf Erden,
Dann könnt' für Das, was wir verſäumt,
Uns nimmermehr Vergeltung werden.

IV.

Gefallen ſind die Blätter,
Ein Regen niedergeht.
Laſſ' ab vom alten Sehnen:
Es iſt zu ſpät.

Wenn ich dich drüben fände,
Sag' an: was hülf' es mir?
Fremd biſt du mir geworden
Und fremd ich dir.

Das Feuer iſt erſtorben.
Wie Alles kommt und geht,
Iſt auch das Herz erkaltet:
Es wär' zu ſpät.

Die „Tablettes Autrichiennes“.

Eine bibliographische Studie von **Robert F. Arnold.**

Während jener drei Jahrzehnte, welche den Wiener Congreß von der Märzrevolution trennen, und zumal während der ersten Hälfte dieses Zeitraumes, hat der auf fast ganz Europa mehr oder minder schwer lastende Druck der restaurirten Regierungen eine üppig wuchernde pseudopolitische Scandalliteratur erzeugt, die ganz naturgemäß im verkehrten Verhältniß zur localen und jeweiligen Bewegungsfreiheit der Meinungen steht und den offenen Kundgebungen ernster, vornehmer Opposition marodirend überall hin nachfolgt. Die Tradition dieser vielgestaltigen Gattung führt in Deutschland über die bürgerlichen Aufklärungsliteraten und die adeligen Abenteurer der Zopfzeit zurück auf die Verfasser von Todtengesprächen und Fürstenbiographien in der Art David Faßmann's, um endlich im ganz persönlichen Pasquill des 17. und 16. Jahrhunderts, wo noch Mann gegen Mann steht, den ältesten Ahnen zu finden. Ein fester Typus läßt sich schon wegen des schwer abzugrenzenden Gebietes und seines unendlichen Reichthums an Spielarten für die politischen Winkelliteraten der Restaurationszeit ebenso wenig aufstellen, als für ihre Erzeugnisse; manche Züge fehlen gleichwohl in ihrer Physiognomie nur selten. Zumeist sind sie das, was man heute verfehlte Existenzen nennen würde. Sie leben von der Feder; häufig verhilft ihnen die Härte der Behörden zu einem Martyrium größeren oder kleineren Styls, das sie dann stets, freilich selten mit dem sittlichen Adel Silvio Pellico's, literarisch verwerthen. Unstät streifen sie umher, so daß die Details ihrer Biographien nicht leicht zu ermitteln sind. Ihr politisches Credo kann das verschiedenste sein, sofern es nur gegen irgend etwas, selbst auch gegen die Opposition, opponirt; jäher oder allmäliger Gesinnungswechsel ist häufig, häufiger noch

eine diesen Leuten eigenthümliche Manier, ihre wahre Meinung hinter dem faustdick aufgetragenen Gegentheil derselben zu verbergen oder durch Anmerkungen unter dem Texte wieder zurückzunehmen oder eben in solche Anmerkungen hinein zu flüchten. Man muß ihre Virtuosität in Verwerthung jedes Materiales anerkennen. Geheimthuerei wird ihnen schon äußerlich durch das Bestehen der Carbonaria, des Bundes der »Unbedingten« und ähnlicher Vereinigungen nahegelegt, und so ist es einer ihrer gewöhnlichen Tricks, Namen auszupunktiren, auch solche, bei denen es wahrlich überflüssig scheint, und derart gleichsam im Flüstertone von dem Staatskanzler M....ch oder dem Herzog L. Ph. v. O. zu sprechen; nicht selten drapiren sie ihre »Enthüllungen« in irgend welche autobiographische Form, speciell die des Reiseberichtes. Alles Dinge, die sich auch höhere Literaturgattungen, z. B. der deutsche transatlantische Roman, zu eigen gemacht haben. Johann Ferdinand Wit von Dörring (1800—1863), ein begabter aber haltloser Mann, dessen Abenteuer den Vergleich mit denen eines Trenck und Casanova wagen könnten, ist der hervorragendste Vertreter Deutschlands auf diesem nicht eben ehrenvollen Felde, wie der um mehrere Stufen niedriger stehende Bayer Adolf v. Schaden (1791—1840) auf dem Gebiet literarischen Scandals.

In solchen Kreisen bewegte sich auch die fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit des Grafen Joseph Hippolyte de Santo-Domingo, eines der populärsten in seiner Gilde, dessen Leben gleichwohl fast nur in der Bibliographie Spuren hinterlassen hat, so daß sein Name selbst einem so trefflichen Kenner der modernen Geschichte Frankreichs wie Arthur Chuquet fremd ist. Als sein Geburtsjahr wird 1785 angegeben,[1]) sein Geburtsort wird in Frankreich zu suchen sein. Die Revolution trieb seine Familie ins Ausland und vernichtete den Wohlstand derselben; es muß doch wohl mit dem Grafentitel, mag er französischer, italienischer oder spanischer Provenienz gewesen sein, wie bei weiland General Butler, irgend einen Haken gehabt haben, da die Adelslexikographen D'Hozier (1738), Bajin (1862), De la Chenaye-Desbois und Badier (1873) — Crollalanza (1886) — die beiden Vilar (1866) ein Geschlecht solches Namens nicht kennen. Indeß wurde mindestens in einem bestimmten Falle amtlich gegen Santo-Domingo's Recht auf das Adelsprädicat kein

[1]) Quérard, France littéraire. Bd. VIII (1836), S. 445 ff.

Einwand erhoben.[1]) 1821 verweilte Santo-Domingo in Rom und wohl im selben Jahre in Neapel; ob er, eigener Behauptung zufolge, Amerika besucht hat, bleibt mindestens zweifelhaft. Seiner literarischen Parteistellung nach erscheint er als Gegner der französischen Romantik, was sich mit seinem schwärmerischen Napoleoncultus wohl verträgt. Seine »Tablettes Romaines« (1824) wurden auf Betreiben des Nuntius in Paris confiscirt, er selbst in erster Instanz, dann in zweiter (25. November) zu drei Monaten Gefängniß und einer Geldbuße von 300 Francs verurtheilt. Später scheint er, wenigstens zeitweise, im Auslande (vielleicht in Belgien) gelebt zu haben; um 1831 dürfte er gestorben sein.

Der sensationelle, durch Beschlagnahme und Preßproceß natürlich noch gesteigerte Erfolg des erwähnten Pamphlets hatte zur Folge, daß nicht nur Santo-Domingo selbst fortfuhr, Aehnliches zu produciren, sondern auch andere, Franzosen und Deutsche, unter der Flagge seines Namens und unter ähnlichen Titeln Producte gleichen oder minderen Calibers zu Markte brachten. Und das ins Vorjahrhundert zurückreichende Schlagwort »Tablettes«, welches sonst im Sinne von Notizbuch, Schreibtafel, Handbuch, auch Auswahl, Anthologie, oder Führer, Wegweiser in Büchertiteln figurirt hatte,[2]) wurde seit Santo-Domingo gang und gäbe zur Bezeichnung politischer Indiscretionen, Hofklatschgeschichten, Enthüllungen u. dgl. und fand in diesem Sinne vereinzelt auch in den deutschen Sprachgebrauch Eingang,[3]) während allerdings die gewöhnliche Wiedergabe von z. B. »Tablettes Romaines« »Rom wie es ist« lautet, eine Wendung, die dem Französischen selbst und, wie wir sehen werden, auch dem Englischen — immer in der angegebenen Bedeutung — nicht fremd ist, die sich durch Adolf Glaßbrenner's »Berlin wie es ist — und trinkt« noch bis in die Fünfzigerjahre erhalten hat. War schon für Werke dieser Art der als Pseudonym geltende Name Santo-Domingo's, dessen kräftige, bündige und doch scharf zeichnende Darstellungsart deutsche Zeitschriften des ersten Ranges, wahrlich sehr mit Unrecht, rühmten,[4]) eine gute Empfehlung, so hatte überdies der Verfasser der »Tablettes Ro-

[1]) Vgl. den officiellen Moniteur 27. November 1824, 26. März 1825.
[2]) Vgl. Barbier, Dictionn. des ouvrages anonymes. Bd. VII, S. 660—664.
[3]) Das Wort in dieser Bedeutung fehlt im D. W.
[4]) Blätter für lit. Unterhaltung 1827, Nr. 179.

maines«, ein Geiſt aus Voltaire's Schule und Kampfgenoſſe der De Pradt, Sugenheim, Ellendorf und Gioberti gegen die Geſellſchaft Jeſu, in ſeinem erſten und in ſpäteren Werken ſeinen kirchenfeindlichen Standpunkt, von welchem aus er ſogar den edlen Lamennais verhöhnte, ſo klar gekennzeichnet, daß auch obſcure Bücher dieſer Richtung ſich bisweilen mit der beliebten Marke deckten, deren Echtheit in anderen Fällen wieder beſonders betont werden konnte.

Ich gebe im Folgenden eine aus verſchiedenen Quellen combinirte franzöſiſch-deutſche Bibliographie der an Santo-Domingo's Namen ſich knüpfenden Literatur, in welcher ich Unterſchobenes mit *, Fragliches mit (?) bezeichne.[1])

1824. *a*) Tablettes romaines . . . Par un français qui a récemment séjourné dans cette ville. Paris, les marchands de nouveautés.[2]) (Bis incl. 1828 3 Aufl.) *b*) Plaidoyerie de M. Santo Domingo, auteur des »Tabl. rom.«, devant la Cour royale. Paris, les principaux libraires. *c*) (vielleicht auch früher) Tablettes parisiennes im Mercure du XIXe siècle.

1825. *a*) (?) Tablettes belges. Brux. Tarlier. — α) Rom wie es iſt. . . . Aus dem Franzöſiſchen von (G. W. Becke)*r. Lpz. Voß. (bis 1828 incl. 2 Aufl.). β) Römiſche Schreibtafel. . . . Aus dem Franzöſiſchen von M. Hall. Dresden. Arnold. γ) Paris wie es iſt. Für deutſche Leſer bearbeitet von F. Philippi. Dresden. Hilſcher.[3])

1826. α) *London wie es iſt. . . . Eine Fortſetzung der Sittengemälde »Rom« und »Paris wie es iſt«. Frei überſetzt von M—r. Lpz. Magazin für Induſtrie und Literatur.

1827. *a*) Tablettes napolitaines. Bruxelles. De Mat fils et Remi. *b*) La France en miniature. Ibid. *c*) Voltaire, Épître à Uranie . . . . préc. d'une Introduction par Santo-Domingo. Ibid. *d*) Les conséquences d'un concordat. Brux. Grignon. *e*) Le Musard parisien. Brux. Tircher. *f*) Apologues politiques et Poésies diverses. Brux. Tarlier. — α) (?) Der Jeſuitenſpiegel. 2 Theile. Stuttgart. Franckh. (1828 veränderte 2. Aufl. ebenda).

1828. *a*) Tablettes napolitaines. 2. éd., revue et consid. augmentée. Brux. Remy. *b*) Les jésuites en action sous le ministère Villèle. Paris. Ponthieu. *c*) Scènes hist. ou les jésuites etc. Ibid. *d*) (mit Jahreszahl 1829) Tablettes romaines, nouv. (4.) éd. revue et augm. Brux. Wahlen et Tarlier. II vol. — α) Neapel wie es iſt. Aus dem Franzöſiſchen von (G. W. Becke)*r.[4]) Lpz. Feſt. »Aecht von Santo-

[1]) Quérard, France littéraire. Bd. VIII (1836), S. 445. Felix Bourquelot, La littér. franç. contemporaine. Bd. VI (1857), S. 314. Barbier, Dictionnaire des ouvr. anonymes. Bd. VII (1879), S. 660. Heinſius' Allgem. Bücherlexikon und eigene Notizen.

[2]) D. h. im Selbſtverlag. Wurde (nach freundlicher Mittheilung Richard Garnetts) auch ins Engliſche übertragen. In der Ausgabe Brüſſel 1827 das Porträt des Verfaſſers, ferner 1824 b).

[3]) Vgl. Lit. Convers.-Bl. 1826, Nr. 17.

[4]) Zu unterſcheiden von einem gleichnamigen Werke Wilh. v. Lüdemanns (Dresden, Hilſcher, 1827). Ueber Becker vgl. Goedeke 6, 413.

Domingo, nicht nachgeahmt.« β) Rom wie es ist. . . . Aus dem Französischen von (G. W. Becke)*r. 2 Theile. 3. umg. Aufl. Lpz. Voß. γ) *Krähwinkel wie es ist. . . Frei nach dem Französischen bearbeitet von Niemand (Karl Ch. Fr. Riedmann 1805—1830). Braunschw.-Wolfenb. Horneyer. (Vgl. Goedeke 6, 416.)

1830. *a*) Le chroniqueur parisien, Brux. Canongette et Cie. *b*) (4) Petits dialogues sur les résultats de la Révol. de 1830. Paris. Ledoyen. *c*) Les Prêtres instigateurs du coup d'État . . . Paris. Denain. *d*) *Tablettes autrichiennes contenant des faits, des anecdotes et des observations sur les moeurs, les usages des Autrichiens, et la chronique secrète des cours d'Allemagne, par un témoin oculaire. Brux. H. Tarlier. (Zwei, nur in Satz und Seitenzahl abweichende Auflagen.)

1831. *a*) Perdre ou sauver les colonies, voilà la question. Paris. Mie.

1838. *a*) *Hamburg wie es ist. Lpz. (O. A. Schulz).

1839. *a*) *Esprit des Papes. Paris. Horlet et Ozanne. (Dédié au roi de Prusse). — *a*) *Geist der Päpste. Aus dem Französischen. Quedlinburg. Basse. β) *Rom wie es ist. 3. Bd. Auch unter dem Titel: Geist des Papstthums. (Lpz. O. A. Schulz.)

1845. *a*)* Geist des Papstthums und Jesuitismus. 2. Aufl. Lpz. O. A. Schulz.

1860. *a*) Rom wie es ist. 4. Aufl. Lpz. Otto Wigand.

Diese Uebersicht ist sehr geeignet, die oben aufgestellten Behauptungen über Santo-Domingo's und seiner Nachahmer schriftstellerische Thätigkeit zu erhärten. Aus ihr erhellt die Begierde des deutschen Publicums nach Schriften in der Art der »Tablettes Romaines«, die Popularität solcher Angriffe auf die Regierungen und vor allem auf die katholische Kirche. Vom stofflichen Momente abgesehen ist es nicht so leicht, die Beliebtheit und Anerkennung, deren sich Santo-Domingo bei uns auch in geistig höher stehenden Kreisen erfreute, zu rechtfertigen; die bezeugten Repressivmaßregeln der deutschen Censurbehörden müssen das Meiste dazu gethan haben. Santo-Domingo vermag, soweit ich authentische Schriften von ihm kenne, selbst rudimentären künstlerischen Anforderungen nicht gerecht zu werden. Hinter polterndem Moralisiren verbirgt sich nur ungenügend großes Behagen am Obscönen; seine vermuthlich ehrliche politische Ueberzeugung veranlaßt ihn zum Nacherzählen albernster und unwahrscheinlichster Klatschereien und zu monströsen Uebertreibungen, wie sie nur in der erstickenden Atmosphäre der Censur, nimmermehr aber im freien Luftzuge normaler Preßverhältnisse gedeihen können.

Das unter 1830 d) angeführte Buch zählt, wie die meisten seinesgleichen, gegenwärtig zu den Seltenheiten der Büchereien, ist indeß mit jedem der beiden Paralleldrucke in Wien vertreten,[1]) übrigens bisher meines Wissens in Oesterreich und Deutschland mit einer Ausnahme[2]) fast un-

[1]) K. k. Hofbibliothek SA. 71. D. 97; Stadtbibliothek A 22382.

[2]) Krones in den Literaturangaben seines »Handbuchs der Geschichte Oesterreichs«, S. 617.

beachtet geblieben. Es ist wohl zu unterscheiden von den apokryphen »Tablettes de Vienne«, als deren Uebersetzung sich ein 1827 (Leipzig. Magazin für Industrie und Literatur) erschienenes Werk »Wien wie es ist« ausgibt, denn dieses letztere, inhaltlich sehr interessante, ist, wie schon die Zeitgenossen richtig erkannten, [1]) deutscher Eigenbau und gehört mit dem sub 1826 α) genannten »London« und mit »Madrid wie es ist«... Aus dem Französischen übersetzt von G. Sellen (L. v. Alvensleben) 1826, beide im selben Verlag, zusammen. Und noch drei Werke müssen wir aus dem Rattenkönig gleicher oder ähnlicher Titel herauslösen. Das anonyme »Wien wie es ist« (Leipzig. C. Scheld & Co. 1838 f.), eine unpolitische heitere Nachahmung der obenerwähnten kaustischen Berliner Skizzen Glaßbrenner's; Eduard Maria Hügel hat von diesen höchst ergötzlichen und culturhistorisch merkwürdigen 4 Heftchen, wahrscheinlich den größeren Theil verfaßt, der Rest stammt von dem fruchtbaren A. J. Groß-Hoffinger (geb. 1808). Dann »Oesterreich wie es ist« (Lpz. Goedsche, 1833, 2 Theile), in Werk desselben Groß-Hoffinger (Pseudonym Hans Normann), das die jungdeutschen Reisebilder copirt, und Adolf Schmidls Fremdenführer »Wien wie es ist« (1. Aufl. 1832).

Als erster hat der belgische Bibliograph Delecourt in seinem »Essai d'un dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes publ. en Belgique« (1863), S. 386, nach einem Autor der »Tablettes Autrichiennes« suchend, Santo-Domingo als solchen bezeichnen zu können geglaubt. Und, wie man gestehen muß, nicht ohne eine gewisse, allerdings nur äußerliche Plausibilität. War nicht Santo-Domingo der politische Scandalschriftsteller, der Tabletten-Mann par excellence? Wäre nicht gerade Oesterreich ein verlockendes Feld für den antikatholischen Kampfhahn gewesen? Hatte nicht H. Tarlier wiederholt Schriften des bekannten Pamphletisten (1825 a, 1827 f, 1828 d) verlegt? So wahrscheinlich schien diese Conjectur, daß Barbier's zuverlässiger und genauer »Dictionnaire des ouvrages anonymes«, Bd. VII (1879), S. 660, sie von Delecourt übernahm.

Wer indeß mit dem Wenigen, was wir von Santo-Domingo und seinen Werken wissen, vertraut, die »Tablettes Autrichiennes« zur Hand nimmt und liest, wird von vornherein an Delecourt's Hypothese irre

[1]) Blätter f. literar. Unterh. a. a. O.

werden. Gleich der avis de l'éditeur: »Der Verfaſſer dieſer Tabletten iſt in Oeſterreich geboren, nach fünfjähriger Abweſenheit heimgekehrt und hat ſein Vaterland ſo vorgefunden, wie er es auf den folgenden Seiten ſchildern wird.« Das paßt natürlich auf Santo-Domingo gar nicht, könnte aber eine der in ſolchen Schriften keineswegs ſeltenen Schwindeleien des Autors oder Verlegers ſein; natürlich will das Publicum über eines Landes Zuſtände am liebſten den Einheimiſchen reden hören. Indeß, auch der Styl, auch die Anlage des Werkes weiſt weit ab von der Art Santo-Domingo's, deſſen Erzählung ſtets von Citaten aus Lateinern und Franzoſen, von ſentimentalen und anderen Dialogen durchbrochen wird, deſſen »Tablettes« nie die Reiſe in das betreffende Land ſchildern, ſondern den Beobachter als an Ort und Stelle befindlich vorausſetzen und in ungezählte kleine Bilder zerflattern. Der Redeſtrom der »Tablettes Autrichiennes« dagegen fließt einförmig dahin, anfangs der Reiſeroute, dann bei der Schilderung von Land und Leuten einer freilich nicht ſehr glücklichen Dispoſition folgend, und die Darſtellungsweiſe gleicht nur durch vielfache Wiederholungen und Widerſprüche der des vermeintlichen Verfaſſers. Waren ſolche Ueberlegungen geeignet, mich von der falſchen Fährte Delecourts abzubringen, ſo leitete mich ein anderer Umſtand zum richtigen Urheber: die nachdrückliche Bezugnahme auf engliſches Culturleben, deren Häufigkeit einen franzöſiſchen, die dem engliſchen Weſen reichlich geſpendeten Lobſprüche, deren Ton einen engliſchen Verfaſſer mehr als unwahrſcheinlich erſcheinen ließ.[1]) Von da ab war die Gleichung genügend beſtimmt, um das unbekannte X des Autors zu eruiren.

Nicht Santo-Domingo iſt der Verfaſſer der »Tablettes Autrichiennes«, ſondern dem »avis de l'éditeur« gemäß, in der That ein Oeſterreicher, und zwar kein Geringerer als Karl Poſtl (1793—1864), in zwei Welten berühmt unter dem Namen Charles Sealsfield; und die »Tablettes« ſind nichts anderes als ein wörtlicher, nur in der Einleitung und um wenige Seiten, welche die Route vom Havre bis Straßburg ſchildern, verkürzter Abdruck von »L'Autriche telle qu'elle est,

[1]) (Ich citire nach dem Exemplare der k. k. Hofbibliothek) S. 33 Koſten des Wiener Aufenthaltes in engl. Währung angegeben, S. 137 Anmerkung des Ueberſ., daß eine Stelle geſchrieben ſcheine »pour faire épanouir la lourde face de John Bull«, S. 159, 172; 182 wie 137; 252 »les dix mille Nadlers (für Naderers) ou pinners«; 282 wie 33. Entfernungen immer nach engliſchen Meilen.

ou chronique secrète de certaines cours d'Allemagne; par un témoin oculaire« (Paris. A. Boſſange 1828), welches wiederum den Urtext der Sealsfield'ſchen Senſationsſchrift »Austria as it is: or sketches of continental courts. By an eye-witness« (London. Hurſt, Chance und Co. 1828) getreu überſetzt.[1]) Dieſe Erkenntniß iſt geeignet, in dreierlei Hinſichten corrigirend zu wirken, erſtens durch Einſchränkung der Santo-Domingo-Literatur, zweitens durch Erweiterung der Sealsfield-Bibliographie, endlich durch Identificirung zweier, bisher als verſchieden geltender Schriften. Hat doch ſelbſt ein ſo beleſener Autor wie Krones, der einzige, der meines Wiſſens bisher in Oeſterreich und Deutſchland Notiz von den »Tablettes« genommen hat, dieſe im 4. Band (1879) ſeines Handbuches der Geſchichte Oeſterreichs, S. 617, und die »Autriche telle qu'elle est« zu einem anderen Zeitabſchnitte S. 627 citirt! Und als des letzteren Werkes Verfaſſer mindeſtens hätte Sealsfield dem Hiſtoriker bekannt ſein können, denn mit den »Erinnerungen an Charles Sealsfield« des Deutſchungarn Karl Maria Kertbeny 1864 (S. 27, 29) war das über der Urheberſchaft der »Austria« und »Autriche« ſchwebende Räthſel, an dem ſich ſchon 1828 der Spürſinn der Wiener oberſten Polizeibehörde vergeblich abgemüht hatte, gelöſt.

Später hat ſich Alfred Meißner mit dem ſeinerzeit offen und insgeheim viel geleſenen, ſeit Kertbeny's Mittheilung wieder neues Intereſſe gewinnenden Buche »Austria as it is« zweimal beſchäftigt, erſtlich im Nachtrage eines Feuilletons der »Neuen Freien Preſſe« 6. Jänner 1865, dann 1873 in einer Einleitung zu Sealsfield's poſthumer Novelle »Grabesſchuld« S. 28—39, und die letzten Jahre brachten dankenswerthe Mittheilungen aus den Acten der Wiener Polizei- und Cenſur-Hofſtelle (Auguſt Weiß, M. Allg. Zeitung 1895, Beilage Nr. 270), ferner, ebenfalls von A. Weiß, eine Unterſuchung von »Austria as it is« auf literargeſchichtlichen Inhalt hin (»Gegenwart« 1896, Bd. 49, Nr. 16) und eine Darſtellung der von Sealsfield in der »Austria« fingirten

[1]) Die angeblich von Franckh in Stuttgart und von Brockhaus geplanten deutſchen Ueberſetzungen ſind nicht zu Stande gekommen, dagegen (auch angeblich) eine ſchwediſche und eine ſpaniſche Uebertragung. — Zum Titel vgl. Sealfields gleichzeitige Schrift »The United States of North America as they are«. — »Austria« und »Autriche« erſchienen jedenfalls im Frühling, beziehungsweiſe Sommer 1828. — Nicht zu verwechſeln mit (anon.) »Austria and the Austrians«. Lond. 1837. II.

Reiseroute vom Havre nach Wien (Zeitschrift für österreichische Gymnasien 48.879). Weiß hat überdies in der »Gegenwart« am angezeigten Orte die auf Grillparzer, die beiden Collin, das bekannte Clam-Gallas'sche Haustheater in Prag, die österreichische Buch- und Theatercensur bezüglichen, durchweg sehr matten, theilweise auf Schul- und Salonreminiscenzen beruhenden, vielfach grob fehlerhaften Stellen der »Austria« in deutscher Uebersetzung abgedruckt, woran sich ergänzend umfangreiche Citate, betreffend das österreichische Erziehungswesen, die Quiescirung des Philosophen Bolzano, die Geselligkeit des Hochadels, dann die auf höherem Niveau stehenden politischen Ausfälle gegen das »System« und dessen Vertreter anreihen, welche der Amerikaner Albert B. Faust seiner jüngst erschienenen Sealsfield-Biographie (Weimar 1897, S. 31—71), einer fleißigen aber unwissenschaftlichen Arbeit, einverleibt hat.[1])

Nach Weiß und Faust verzichte ich auf eine, ohnehin fast unmögliche Inhaltsangabe der »Austria«,[2]) in der sich bereits die Technik oder besser Untechnik der späteren Romane des Dichters andeutet. In das Jahr 1823 fällt ein kurzer Besuch Postl's in Wien; unmittelbar darauf entfloh er dem Orden und der Heimat nach Amerika; 1826 kehrte er zu kurzem Aufenthalte nach Deutschland zurück, ohne indeß Oesterreich zu betreten. 1828, als seit jener Flucht[3]) thatsächlich fünf Jahre verstrichen waren, er indeß wieder in der Union weilte, erschien die »Austria«, so daß jenes oben erwähnte Geleitwort des Herausgebers Wahr und Unwahr miteinander mengt.[4])

Aus den bescheidenen »Sketches of continental courts« macht der Titel der »Autriche«: »Chronique secrète de certaines cours d'Allemagne«, und die sonst wie gesagt mit der »Autriche« wörtlich gleichlautenden »Tablettes« verallgemeinern noch: »Chronique secrète

[1]) Vgl. hiezu Jul. Goebel in Americana Germanica, Bd. I, Nr. 3, S. 94—103.

[2]) Da Faust glaubt, daß überhaupt nur mehr zwei Exemplare von »Austria as it is« existiren, eines in Philadelphia, eines (wohl das von Alfred Meißner benutzte) in London, füge ich hier die Signatur des Exemplars der k. k. Hofbibliothek bei: 183. F. 65. »L'Autriche telle qu'elle est«: 104. G. 71. — A. Meißner nennt als den Verleger der »Austria» statt Hurst ꝛc. Bentley.

[3]) Vgl. über dieselbe jetzt Aug. Weiß, Zeitschrift für österreichische Gymnasien 48, 865—887.

[4]) Vgl. übrigens Groß-Hoffinger's Fiction in »Oesterreich wie es ist« I. 2, 148: auch er will »ein ausgewanderter Deutscher in Amerika« sein.

des cours d'Allemagne«, ein Versprechen, welches das Buch, von Oesterreich abgesehen, durchaus unerfüllt läßt, wenn wir nicht etwa wenige Zeilen boshafter Bemerkungen über Baden, Württemberg und Hessen-Nassau als »geheime Chronik der deutschen Höfe« acceptiren wollen. Man hat, wie es scheint, bisher nicht bemerkt, daß die »Autriche« und nach ihr die »Tablettes« mehrfach, theils wohl aus Censurscheu, theils vom französischen Gesichtspunkte aus in Anmerkungen Einsprache gegen Behauptungen des Textes erheben, so (ich citire die »Autriche«) S. 33 gegen eine ungünstige Beurtheilung der Strategie Napoleons und der Talente Vandamme's, S. 36 gegen unrichtige Zahlenangaben über die Schlacht bei Kulm, S. 45 gegen die Thatsache der Niederlage Napoleons bei Aspern (!) und Wagram, S. 134 und 168 gegen die kleinliche und gehässige Schilderung Kaisers Franz I., dessen große Popularität die »Austria« übrigens zugibt.

Die Route, auf der sich der Erzähler der »Austria«, nach der ich von jetzt ab citire, bewegt, führt vom Havre über Rouen, Paris, Straßburg, Karlsruhe, Stuttgart, Heidelberg, Darmstadt bis Frankfurt a. M. und entspricht der, welche Sealsfield 1826 durchmaß. Weiterhin ist sie fingirt und führt, seltsam genug, über das Fichtelgebirge und die sächsischen Kleinstaaten nach Leipzig, von da nach Dresden und an die schwarzgelben Zollschranken. Zwischen Peterswalde und Nollendorf will Sealsfield die Grenze überschritten haben, von da geht es weiter nach Teplitz (Abstecher nach Eisenberg und Karlsbad), von da über Lowositz, Leitmeritz, Budin, Theresienstadt und unglaublicherweise über das etwa 90 Kilometer östlich abliegende Gitschin nach Wellwarn und Prag. Teplitz sammt Umgebung und Prag werden eingehend und mit begreiflicher Sachkenntniß geschildert, die übrigen Orte äußerst oberflächlich abgethan. Dann weiter Prag—Kolin—Czaslau—Iglau—Znaim, also in die engste Heimat des Dichters, Retz—Krems—St. Pölten; und von hier aus bringt der Erzähler das Kunststück fertig, über das ganz unzweideutig geschilderte Kremsmünster nach Klosterneuburg und Wien zu gelangen.[1]) Ein weiteres Wunder: »The approach to Vienna, from this side, is truly grand.

[1]) Ab Peterswalde beschreiben Willibald Alexis' »Wiener Bilder« (1833) dieselbe Route, natürlich ohne die Seitensprünge. Vgl. R. F. Arnold in »Alt-Wien«, 1896, Nr. 4 (erweitert im Separatabdruck) »Schriftsteller der Restaurationszeit über Wien«, II.

On the left side, the vast Danube, on the right, the superb Schoenbrunn.« (S. 109.) Mit der »genauen Land- und Detailkenntniß besonders in topographischer Hinsicht«, welche eines der von Weiß eruirten polizeilichen Gutachten dem Buche nachrühmt, ist es also nicht weit her. Der nun folgende Haupttheil des Werkes ist Wien, vornehmlich den politischen und socialen Verhältnissen der Kaiserstadt gewidmet.

Wie die kaum erklärlichen geographischen Schnitzer, so sind auch zahlreiche andere thatsächliche Irrthümer den Gelehrten, die sich bisher mit »Austria as it is« beschäftigt haben, entgangen. Die Nibelungen werden ein »Minnelied« (S. 14) genannt, die Civillisten von Baden und Württemberg als völlig gleich hoch angegeben, offenbar durch Verwirrung der betreffenden Notizen (S. 5 und 7); in Württemberg speciell gelingen dem Reisenden erstaunliche Entdeckungen (S. 8): »Miserable towns, with dunghills and mudholes in the streets, houses, or rather cabins, falling to pieces, still poorer villages, with huts, out of whose square-foot windows wretched and fretful faces are peeping« — das die Eindrücke einer »tour through this kingdom«, das Land Uhland's und Hauff's. Die Häupter der fürstlichen Familien in Oesterreich, der Liechtenstein, Schwarzenberg u. s. w. sind »born Knights of the Golden Fleece«, (S. 164). Postl, der sich in Prag viel unter der hohen böhmischen Aristokratie bewegte, hätte hier besser unterrichtet sein, ferner die Behauptung S. 225, jeder österreichische Adelige könne englisch, französisch und italienisch »perfectly well« lesen und schreiben, nicht wagen sollen. Auch die Angaben über das Wiener Zeitungswesen, S. 225 und 227, müssen als theils unzulänglich, theils falsch bezeichnet werden; man halte dagegen Böckh's Merkwürdigkeiten der Haupt- und Residenzstadt Wien (1823), 1, 60 f. und Pezzl's Beschreibung von Wien, 7. Ausg. (1826), S. 443 ff., Quellen, die dem Verfasser leicht zugänglich gewesen wären. Hat er überhaupt aus gedruckten Quellen geschöpft? Wir sollten es nach S. 178 vermuthen, wo der jährliche Verbrauch Wiens an Victualien ziffermäßig festgestellt wird; für welches Jahr, ist freilich verschwiegen. Die Ziffern, welche Pezzl's Beschreibung von Wien, die beliebteste Fundgrube für Reiseschriftsteller, z. B. für Adolf von Schaden's »Meister Fuchs«, auch für Groß-Hoffinger [1], in verschiedenen Auflagen für verschiedene Jahre des

[1]) Vgl. Oesterreich wie es ist II, 1, 26.

zweiten Jahrzehnts angibt, wollen nicht zu denen Sealsfield's stimmen.

Für eines kann Karl Postl nicht direct verantwortlich gemacht werden: für die gräuliche Verunstaltung der meisten Eigennamen, die sich durch seine Abwesenheit vom Druckort (siehe oben) erklärt und in die »Autriche« und die »Tablettes« übergegangen ist. Es ist selbst für den Oesterreicher bisweilen schwierig, aus Zuayra, Ezurin, Shanfield, Haggares Znaim, Czernin, Mansfeld, Magyaren zu enträthseln, und vor den böhmischen Adelsgeschlechtern Haw und Clow oder der Localität des »dreaded Lanenstande« an der Donau stehe ich noch immer rathlos. Weiß irrt indeß, wenn er behauptet, daß die »Autriche« sämmtliche Druckfehler genau wiedergibt: sie berichtigt z. B. Fylau in Iglau, Peterswold in Peterswalde, Kremsk und Potten in Krems und Saint Polten, offenbar unter Zuhilfenahme einer Landkarte. Andererseits werden vom französischen Uebersetzer wieder neue Fehler hineingebracht, das Großherzogthum Baden zu einem »électorat«, Heinrich von Collin's Dramen Regulus und Balboa gar zu österreichischen Dichtern erhoben u. dgl. m. Die »Autriche« hat ferner fast alle deutschen Citate der »Austria« beseitigt und, wie schon erwähnt, in Anmerkungen mehrfach Stellung gegen den Autor genommen; ein anderesmal stimmt eine solche Note wieder in Sealsfield's Anklagen gegen Metternich ein. —

Bei aller Bewunderung für das Genie Sealsfield's, dessen ungeheuren Wirkungskreis Albert B. Faust's Biographie und vor dieser Mielke's treffliches Buch über den deutschen Roman des 19. Jahrhunderts nur erst angedeutet haben, kann ich nicht umhin, diese seine Erstlingsschrift jener noch fast unerforschten Gruppe inferiorer politischer Literatur zuzurechnen, welche ich in den Eingangsworten zu charakterisiren versucht habe. Sie verschmäht niedrigsten Klatsch nicht, der freilich angesichts Oesterreichs hermetischer Abschließung vom Auslande nur zu leicht Glauben finden konnte, sie springt mit den Thatsachen willkürlich um, entstellt bisweilen die Wahrheit und irrt, wo sie nicht hätte irren dürfen. Der matte physiognomielose Styl läßt den nachmaligen Verfasser der Jacinto-Prairie und des Squatter-Regulators nicht im entferntesten ahnen, eher noch der Mangel an Harmonie und Perspective, das Draufloserzählen, die schrankenlos waltende Subjectivität. Das Bedeutendste und Interessanteste, was sich in

den 228 Seiten findet, sind die Ausfälle gegen das österreichische Erziehungswesen (S. 77—81 und 227, Faust S. 31—34) und die Charakteristik Metternich's (S. 144 f., Faust S. 69—71), in denen sich langgehegter ehrlicher Groll gleich einer Gewitterwolke entlädt; aber mit Grillparzer's elf Jahre später niedergeschriebenen herrlichen Metternich-Studie (Werke 14, 150 ff.) kann sich, was politischen Weit- und Tiefblick betrifft, das Pamphlet Sealsfield's, durch dessen spätere Werke der Flügelschlag der Weltgeschichte rauscht, nicht im Geringsten messen. Wir wollen uns, ehe wir über eine Anfängerarbeit eines der größten Söhne Oesterreichs ein zu hartes Urtheil fällen, gegenwärtig halten, daß der Autor, als er dies vornehmlich auf Broterwerb berechnete Buch schrieb, sich einer anderen als seiner Muttersprache bediente, unstät und ungesichert lebte, in Santo-Domingo und ähnlichen Schriftstellern verderbliche Vorbilder hatte, und daß die zornige Liebe zu Heimat und Volk, die er wie so viele andere Landflüchtige jener Tage zeitlebens empfand, über die uns auch seine oft wiederholten harten Schmähungen gegen Oesterreich und Deutschland nicht täuschen sollen, kaum geeignet war, ihm die noch wenig geübte Feder zur Gestaltung eines Kunstwerkes zu führen.

Gedichte.

Von **Philipp Langmann.**

I.

Ob auch gold'ne Herrſcherkronen blinken,
Ob auch grüne Lorbeerkränze winken,
Will die Macht auch über Welten greifen,
Will Genie durch Erd' und Himmel ſchweifen,
Ueber jeden höchſten Glanz beſteht,
Gutes Herz, das ſeine Wege geht.

II.

Elegie.

Morgens um acht, eilt' ich beflügelten Schritts zu Hjalminen.
Ob ſie ſchon wach iſt, die Liebliche, Gute, ob ſie im breiten,
Schneeigen Bette noch ruht, umfangen vom gliedergelöſten,
Wangenröthenden Nachſchlaf? — Herzlich lieb' ich das Kind.
Hat ſie mein Kommen geahnt? — Hinter der Thüre verſteckt,
Läßt ſie mich ein und fällt mir rücklings jäh um den Hals.
»Au, ſo laſſ' mich, du ſchlimmer, braunhaariger Schalk
— Los doch! Kragen und Hemd ſind caput, ungewaſchene Liſe.«
»Ich, braunhaariger Schalk, laſſ' dich nicht los«, ſo äfft ſie.
»Hier ins Fauteuil! Leg' dich!! — « Setzt ſich dann mir in den Schoß,
Schmiegliches Kätzchen; umarmt mich, legt an die Bruſt ſich mir warm,
Preßt die liebliche Wang' feſt an den borſtigen Bart an.
Wohl behagt es ihr ſo. Sie nimmt den Spiegel vom Tiſche,
Den ich einſt in Venedig gekauft um ſchöne zehn Lire,
Hält ihn g'rad' vors Geſicht uns liebend Vereinten, und lacht,
Küßt mich und rauft mir das Haar. »Ach, was muß ich da ſehen!«

Ruft ſie, in komiſchem Schreck. »Biſt ja ſchon grau, da ſieh nur!«
Und ſie zieht eine Locke des Haares über die Stirn mir.
Weiß! — Ja wahrhaftig ſchon weiß! — Und ich macht' ein dummes Geſicht
— Doch was geſchah mit Hjalminen auf einmal? — Eilig erhob
Sie ſich aufs Knie und ſah mir ins Auge — ſah mir ins Auge. . .
»O mein Geliebter«, dann rief ſie, zu Thränen bewegt, »verzeihe!
Garſtig bin ich und dumm, wie die Gans agrariſcher Herkunft;
Plappere ins Blaue, ſo. — Mann! Gib mir ein Buſſel.... noch eins!
Komm zum Fenſter mit mir. Sieh, wie die Sonne erſtrahlt
Ueber dem herbſtlichen Garten! Spüre, wie gut ſie's noch meint,
Manche Blüthe noch lockt ſie ſich ans wärmende Licht.
Wohl iſt der heißeſte Tag ſchon dahin, die Ernte geheimſet,
Und die Sänger ſchon fort nach ſüdlichen, wärmeren Zonen.
Aber ſieh nur die farbige Pracht in dämmernder Tönung,
Sieh nur das leuchtende Roth, Waldgrün, kräftig und tief;
Tauſend Aſtern erblüh'n und Winden, und Beeren erreifen,
Alles erglüht wie zum Feſt, Alles iſt wohlig und warm.
Wein auch reift dir, ja Wein von deinen geliebten Geländen,
Edelſte Tropfen reifen für dich und füllen den Keller,
Duftende Aepfel liegen am Boden erſpart für den Winter,
Alles was du, Eifriger, einſtens gepflanzt und gehütet.
Laß dich, mein Freund, darum nicht betrüben. Bleicht auch der Scheitel,
Glüht doch das Herz dir! Fällt manches Blatt auch herab,
Beute des Nords, ſo leuchtet Liebe dir doch, die Sonne,
Wärmende Sonne des Lebens vom heiteren Himmel der Hoffnung.«
Alſo ſprach Hjalmine mit reizendem Mäulchen. Ich küßte
Wange und Stirn ihr und ging ſchwellenden Herzens hinweg.

Schilflottchen.

Von **Eduard Castle.**

Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief.
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden:
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild.

Schilflottchen! Mit welch tiefem Seelenblick hat dein himmlisches Madonnengesicht für dieses Lied Niembsch gedankt? Wolltest, wie er in dir, still verglühen und vergehen in ihm? Aber Schilflottchen, als er von dir schied ohne Wiederkehr, verlangte, daß das Lied von dir verklungen sei, hast du da auch dein Glück in das unergründliche Meer seiner Schmerzen versenkt? oder hast dich mit der Hoffnung auf ein ewiges Wiedersehen begnügt, mit seinen Liedern, die dich verherrlichend umschweben?

Schilflottchen hat auf all diese Fragen schon längst geantwortet: sie ist als Witwe des Oberamtsarztes Hartmann (im Jahre 1889 gleich Sophie Löwenthal und Marie Behrends) gestorben. So banal endet der Roman von ihrer Seite — und von der seinen?

»Einen Mangel an sittlicher Zuverlässigkeit und Willensstärke« wollte man im Kreise Gustav Schwab's, ihres Oheims, bei dieser Gelegenheit an ihm entdeckt haben.[1]) Wie eine Polemik gegen solch inquisitorische Aburtheilung klingt es, wenn Karl Mayer[2]) den Freund, der

[1]) Karl Klüpfel, Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken. Leipzig 1858.
[2]) Karl Mayer, Nik. Lenau's Briefe an einen Freund. Stuttgart 1853.

sich ihm gegenüber immer nur treu und anhänglich erzeigt hatte, gegen den Vorwurf der Unbeständigkeit und des Wankelmuths ausdrücklich in Schutz nimmt; freilich mußte er »ohne Kenntniß der näheren Umstände« jede Entscheidung ablehnen. Und aus demselben Grund mochten wohl auch die anderen schwäbischen Freunde, so rein und verklärt sie das Andenken an Lenau's Charakter im übrigen bewahrten, bei diesem Anlaß keine Lanze für ihn brechen.[1]) Der dazu in erster Linie Berufene aber, Schwager Schurz, hatte sein Liebeswerk schon abgeschlossen und fand nicht mehr Gelegenheit zu sprechen.[2])

Seither ist die Schilflottchenlegende in schwäbischer Beleuchtung ein Erbstück aller landläufigen Lenaubiographien geworden, und wo nicht mit Klüpfel's schroffem Urtheil, beschließt man sie doch gern mit einer anderen Aeußerung Schwab's: Lenau ziehe einen schwarzen Faden durch das Leben seiner Freunde. Man übersah dabei geflissentlich, wie jede echte, tiefe Leidenschaft (Bertha, Sophie) ganz andere Eindrücke in Lenau's Gemüth zurückgelassen hat; man war nicht geneigt, seine Gesinnungen und Handlungen, wie sie sich nach den von Schurz, Mayer, Klüpfel beigebrachten Zeugnissen darstellten, von vornherein als wahr zu nehmen; es blieben ja auch die Zweifel, welche Versprechungen er in Unterredungen gegeben, welche Hoffnungen er allseits erregt haben mochte. In den letzten Jahren haben sich uns nun verhältnißmäßig reichlich neue Materialien zur Biographie Lenau's erschlossen, sind uns altbekannte, in genaueren und vollständigeren Texten wieder vorgelegt worden; vor allem die Briefe Lenau's an Sophie Schwab und deren Correspondenz mit ihrer Freundin Lucie Meier,[3]) Documente, welche heute ein fast abschließendes Urtheil über das Verhalten Lenau's zu Lotte fällen lassen.

Als Lenau mit dem schwäbischen Dichterkreis anknüpfte, ward man sich in Stuttgart alsbald bewußt, daß hier »eine in ungewohnten Kreisen dichterischer Anschauung heimische, in unsere Literatur frisch eintretende poetische Persönlichkeit« entdeckt worden sei. Sein musikalisches Talent, die geheimnißvolle tiefe Schwermuth, die Angehörigkeit zu einer der

[1]) Emma Niendorf, Lenau in Schwaben. Leipzig 1855.

[2]) Anton X. Schurz, Lenau's Leben. Bd. II. Stuttgart 1855.

[3]) Grenzboten 1896, S. 313 ff. (A. W. Ernst). — Mit Nutzen konnte auch noch »Justinus Kerner's Briefwechsel mit seinen Freunden« (2 Bde. Stuttgart und Leipzig 1897) herangezogen werden.

interessanten Nationen, all das erregte die lebhafteste Theilnahme, so daß jedermann ihn kennen lernen wollte, er in einen Strudel von Gesellschaften gezogen wurde, wie unwillkommen ihm auch alle Einladungen waren. Am liebsten war er allein mit der Familie Schwab oder wenigen Freunden; da, in trauter Häuslichkeit, wurde er zusehends heiterer, gewann ihm das Leben wieder mehr Werth. Dieser Zug ist tief in Lenau's Natur, deren Wesen Opposition ist, begründet: seit der früheste Jugend schwebt ihm, was er nie besessen — erst durch die zerklüftete Ehe seiner Eltern, dann durch ein entbehrungsvolles Nomadenleben — wie ein Ideal vor: die mittheilende Theilnahme echter Häuslichkeit. (Vgl. »Der Pechvogel«: Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht: Gestanden einmal in der Schlacht, Ein holdes Weib als Braut umschlungen, Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen.) Wo er sich gerade befindet, am Traunsee oder in Schwaben, überall lugt er nach einem kleinen Besitzthum aus, das er ankaufen, und dem er eine tüchtige Hausfrau vorsetzen könnte.

Und nicht ungern hörte man solche Pläne aus dem Munde des aufsteigenden Genius. Auf der Kuppel der Solitude an einem herrlichen Abend ward der schauderhafte Accord mit ihm gemacht, wenn Schwab und seine Frau an der gefürchteten Cholera sterben müßten, solle er ihren Ludwig an Kindesstatt annehmen und dann ihm zuliebe heiraten. Und wen? Das Mädchen war schon gefunden: es war Frau Schwab's Nichte, Charlotte Gmelin.

Am 22. August 1831 hatte Lenau sie zum ersten Mal gesehen und einen tiefen Eindruck von ihrem bezaubernden Clavierspiel erfahren. Eine Vorlesung seiner »Waldkapelle«, ihr göttlicher Vortrag der Adelaide von Beethoven, seinem Lieblingscomponisten, bringen das Paar näher. Deutliche Zeichen, daß er auch ihr nicht gleichgiltig geblieben sei, lassen ihn vollends Feuer fangen. Und nun, überzeugt von dem Ernst seiner Neigung, verhilft ihm Frau Schwab dazu, ihre Nichte öfter zu — sehen, »weil sie sonst für die Ruhe des guten Mädchens gefürchtet hätte, da er wirklich etwas ganz Unwiderstehliches hat. Er war überhaupt auch zu gewissenhaft, um etwas von seiner Neigung gegen sie zu äußern, und wünscht, daß sie frei bleiben soll, bis er in der Lage sei, um sie werben zu können«. Sein Lebensplan ist, auf fünf bis sechs Jahre in die neue Welt hinüberzugehen und in Philadelphia Vorlesungen über Pathologie

und Psychologie (? wohl Physiologie) zu halten — nur um der Wissenschaft willen, denn man hält ihn für reich. Zunächst will er sich jedoch in Heidelberg (um seinen Lieben näher zu sein, nicht wie ursprünglich geplant in Würzburg) in der praktischen Medicin üben.

Schon während dieser »schönen« Stuttgarter Tage klagt Lenau über verdrießliche Stimmung und Kopfschmerz. In Heidelberg stellte sich nur zu bald Unbehagen ein über das laute, bunte Treiben der kleinen Universitätsstadt, die ihm wie ein literarischer Jahrmarkt erschien, und Unmuth über das Fehlschlagen seiner Erwartungen, da sich das Klinicum als äußerst arm an lehrreichen Krankheitsfällen erwies; ein finsteres Hofzimmer und völlige gesellschaftliche Isolirung vergrößern die seelische Depression. Schon nach acht Tagen seines Aufenthaltes scheint ihm der Verzicht auf Lotte unvermeidlich: er fühlt so wenig Glück in sich, daß er Andern keines abgeben könnte, und es scheint ihm eine Pflicht zu sein, ein Mädchen, welches zu heiraten er nicht entschlossen ist, nicht nur vor der Welt, sondern auch vor seinem Herzen frei zu geben, zumal ihm der Schmerz, ein verlaufener, doch treuer Pudel, immer wieder an die Brust springt und sich nicht durch die Spitalluft vertreiben, nicht wegscherzen, nicht wegpredigen, nicht wegfluchen läßt. Er citirt seine eigenen Verse: »Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt, Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt.« Sein Innerstes ist durch die Episode mit Bertha tief verletzt; eine Sehne scheint ihm darin gerissen zu sein, die wohl nimmermehr ganz wird. Freilich streckt er nicht kampflos die Waffen: bei dem vermeintlich einzigen Palliativmittel für solche Stunden sucht er seine Zuflucht, in der Vertiefung in ein geistreiches Werk — jetzt die Schriften Spinoza's. Aber der Gedanke, daß die Individualität völlig in der Substanz aufgehen solle, wird ihm erschreckend, peinigend. Noch jahrelang später standen diese Tage als ein Schreckbild vor ihm; selbst die durch den Wahnsinn getrübte Erinnerung besann sich auf sie. Begreiflich, daß nun auch seine Körperkräfte merklich zu schwinden beginnen und er sich schon mit einer Art wollüstigen Grauens seinen Untergang denkt. Mit jener Freude am Unglück vergleicht er sie, die ihm seit seiner Kindheit innewohnt. »Ja, ja, ich halte mich für eine fatale Abnormität der Menschennatur; daher meine Furcht, jene himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften.« Könnte er wenigstens nur schon einfallen in

das wilde Affengelächter, das ihn in Amerika von allen Bäumen begrüßen wird. Der Eindruck, den diese Stimmungsbilder in Stuttgart hervorriefen, war der denkbar peinlichste. Schwab und seine Frau glaubten, die Vorsätze und Aeußerungen, die er in den letzten Tagen seines Aufenthalts bei ihnen gemacht hatte, reuten ihn und wären nur durch sein großes Wohlgefallen an Lotte herbeigeführt worden. Nach so mancher schlaflosen Nacht kamen sie zu dem Entschlusse, wenn er seine Schwermuth nicht bemeistern könne und sie ihm gleichsam über die Liebe gehe, solle durch ihr Zuthun Lotte nicht mehr ihn, er nicht mehr sie sehen, damit des Mädchens Jugend nicht durch rege gewordene Hoffnungen getrübt würde, die nicht erfüllt werden könnten.

Schon zu Weihnachten, als Lenau »mit einem Herzen voll treuer Liebe gegen die Schwab's und in seinen Gesinnungen gegen Lotte unverändert« auf Besuch nach Stuttgart kam, traf er nicht mehr mit der Geliebten zusammen. Auch durch seine Auseinandersetzungen, daß er sich in seinem Innern nicht glücklich genug fühle, und so lange er es nicht sei, fürchte, Lotte nicht glücklich zu machen, ließ sich Frau Schwab nicht erweichen. Sie blieb dabei: »Gott führe die Sache, wie sie für beide am besten ist, ich kann sie nur ihm empfehlen.« Zu noch heftigeren Auftritten verleitete die Entrüstung Gustav Schwab. So gab es am Neujahrstag (1832) in Gegenwart Mayer's einen argen Ausbruch, in dem von Schwab's Seite im Tone des Vorwurfs das Wort Liebelei fiel. Lenau setzte der Anklage nicht mehr als edle Ruhe entgegen, und Schlag auf Schlag folgte eine bedauernde Erklärung Schwab's und das Anerbieten, dem Verletzten Genugthuung zu geben, was aber mit tieferer Freundschaft nicht angenommen wurde. Nun konnte Schwab nicht genug Eifer an den Tag legen, sein Unrecht wieder gut zu machen: während Lenau am 2. Jänner noch einmal über Mittag zu Mayer nach Waiblingen kam, verkaufte er dessen auf den dritten bestellten Platz im Eilwagen ohne Lenau's Wissen an einen Andern, um Raum zu neuen Freundschaftsbezeugungen zu gewinnen. Als sie den letzten Abend zusammensaßen und Glühwein tranken, hob Schwab das Glas und trank es Lenau herzlich zu auf seine Wiederherstellung, und Frau Schwab stieß an, »und der tiefe warme Himmel der Freundschaft grüßte ihn segnend aus ihren schönen Augen«.

Mögen die Schwab's immerhin, wie Lenau, durch solche Erinnerungen beschämt, später selbst gestand, ihre ganze Duldsamkeit haben aufbieten müssen, um seine sauertöpfische Qualität zu ertragen, so kann Schwab's Verhalten in dieser Angelegenheit — seinen ehrenfesten, in protestantischer Glaubenstreue gehärteten Charakter unangetastet — nur durch die völlige Unfähigkeit, sich in den Stimmungen einer weicher geschaffenen Seele zurechtzufinden, geschweige denn sie klug zu leiten, entschuldigt werden. Gewiß kann man Lenau bezichtigen, bezüglich Berthas zu wenig aufrichtig gewesen zu sein; dann muß man aber auch die Schwab's anklagen, Lenau's Persönlichkeit verkannt, sich Täuschungen über seine Vermögensverhältnisse und zuerst einer gewissen Eitelkeit im Hinblick auf die Verbindung des Dichters mit ihrer Familie hingegeben zu haben. Vollends die Forderung, Lenau solle sich binden, bevor er auch nur ein Wort mit der Geliebten gesprochen, ist unglaublich naiv. Welcher Mann, sei es auch der in sich bestimmteste, wird sich auf diese Weise fesseln lassen?

Weit zartsinniger und tactvoller erfaßte Mayer die Lage. Er wußte nicht, was Lenau in einem so entscheidenden Augenblick hindere, sich einem als Glück erkannten Ziel zuzuwenden; aber er sah, die inneren Schwankungen konnten mit dem Hinderniß nicht fertig werden. Und so war es während dieser ganzen Zeit sein unablässiges Bestreben, auf die Gemüthsstimmung des Freundes, der ihm so düster und verwildert schien, einzuwirken, ihn durch theilnehmenden Zuspruch für das Leben wieder zu durchwärmen, seine Kraft, sein Selbstvertrauen zu beleben, und er schätzte sich glücklich, da er ihn mit ganz erheitertem Herzen, ja verschönerten Gesichtszügen scheiden sah. Lenau faßte die besten Vorsätze für eine praktischere Richtung seiner Thätigkeit; er wollte sich in Wien vorbereiten im Fach der Philosophie, Aesthetik und Poesie, um etwa künftig eine Lehrstelle bekleiden zu können und dann vom Leben den weiteren Erfolg zu erwarten.

Tieftraurig, als würde er aus dem Paradies — dem durch seine eigene Schuld verwirkten — gestoßen, trennte er sich von seinen Stuttgarter Freunden. Er hatte noch einmal Lotte gesehen und einen Eindruck von ihr mitgenommen, der sein ganzes Wesen auf ewig durchdrungen. »So gibt es kein Mädchen mehr«, schreibt er nach Wien; »sie hat durch-

aus eine ideale Richtung, sie ist anbetungswürdig. Genug! ich werde sie ewig lieben, wenn ich anders ewig lebe. O, daß ich ihr nicht entsagen müßte!« Er ist jetzt ernstlich entschlossen, die aussichtslose Neigung niederzukämpfen. Aber bis in seine Träume verfolgt ihn ihr Bild und bringt wieder zeitweilig sein Innerstes in größte Bewegung; doch sind es in Wirklichkeit nur mehr Schwankungen, durch welche sich die empörte Fluth allmälig zur Ruhe setzt, was auch die Wiederkehr der dichterischen Fähigkeit beweist. Bis Ende Jänner, da er auf zwei Wochen zu Kerner reiste, überwogen die fröhlicheren Stunden; auch in Weinsberg war er recht heiter; nach Heidelberg zurückgekehrt, erklingen wieder schwermüthigere Töne, und ich glaube mit der Annahme nicht fehlzugehen, daß ihn hauptsächlich die Furcht vor einer neuen Krise veranlaßte, das amerikanische Reiseproject nun energisch zu betreiben, zumal ihm einige glückliche Speculationen Reisegeld genug zu großen Wanderungen verschafft hatten. Zuvor aber unternahm er noch einmal einen Versuch, den abgerissenen Draht wieder anzuknüpfen (während seines Stuttgarter Aufenthaltes im April und Mai). Er ist vielleicht verliebter denn je: in der Nacht stellt er sich unter ihre Fenster und blickt hinauf, wo sie schläft, und schüttet ihr heimlich seine ganze Seele zum Fenster hinein. Wie leicht wäre es damals gewesen, den Schwankenden dauernd festzuhalten! Statt dessen blieb man dabei, die Liebenden zu trennen, indem man Lotte auf kleine Reisen schickte. So wuchs die Entfremdung zwischen Lenau und den Schwab's von Tag zu Tag, und desto inniger wurde der Anschluß an die Familie Reinbeck.

Mit einem stillen Herzensgruß an Lotte verließ Lenau Europa, im Herzen behielt er sie auch in Amerika. Jeder andere wäre durch diese Treue gerührt und überwunden worden, Schwab's verursachte sie Beklemmung. »Wir können ihm nie mehr recht trauen, ob nicht vielleicht gerade die Hindernisse, die wir ihm in den Weg gelegt hatten, ihn beständiger machen.(!) Sein unstetes Leben scheint uns trotz seiner herrlichen Eigenschaften doch gar nicht geeignet, um ein einfaches Mädchen, wie Lotte es ist, glücklich zu machen«, lautet die etwas confuse Erklärung. Noch vor seiner Rückkunft aus Amerika schickte man Lotte nach Ulm, damit sie von seiner Anwesenheit gar nichts erfahre. Seither gedenkt er mit keinem Worte mehr ihrer; vollends aus seinem Herzen verdrängt wurde sie bald darauf durch Sophie Löwenthal.

Uebereinſtimmend wird ſie uns von ihrer Tante Schwab und von Joſef Klemm geſchildert »als ein liebliches Mädchen, ohne eine Schönheit zu ſein; ſo iſt auch ihre Stimme ganz beſonders lieblich«. Klemm fügt noch lobpreiſend ihre Anmuth, die jungfräuliche Grazie bei aller Ueppigkeit der Formen und den göttlichen Blick hinzu, und Lenau ergänzt: »Edles, deutſches, frommes Geſicht, tiefblaue Augen mit unbeſchreiblichem Liebreiz der Brauen; beſonders aber iſt die Stirne kindlich-frommgütig und doch ſo geiſtig.«

Mit der gern erörterten Frage, ob Lenau an ihrer Seite ein ſtilles Glück gefunden hätte und vor der ſchauerlichen Kataſtrophe bewahrt geblieben wäre, hat die Wiſſenſchaft nichts zu thun. Sie begnügt ſich mit der Thatſache, daß die Emotionen dieſer »ſtummen Liebe« den Kronſchatz deutſcher Lyrik um ein paar Perlen bereichert haben, und erhebt ſich an der Erkenntniß einer inneren Nothwendigkeit, wo der Uneingeweihte nichts als ein Spiel des Zufalls ſehen will.

Gedichte.

Von **Rainer Maria Rilke.**

Jugend.

Ein Singen, wie aus den Sternen
Weht mir weit ins Land.
Es iſt, wie wenn in fernen
Rebenumrankten Tavernen
Seliges Volk ſich fand.

Es ſchwebt über meinen Fahrten,
Es ſingt in meine Ruh';
Ich geh' wie im tiefen Garten
Und weiß: alle Blumen warten
Demſelben Wunder zu.

Der bleiche Knabe.

Da erzählte der Vater: Im Königspalaſt
War ich vor Jahren des Königs Gaſt.
Die Kinder lauſchten alle.
Da erzählte der Vater: Dann hielten wir Raſt
In goldenen Stühlen mit rothem Damaſt.
Die Kinder ſchauten die Halle.

Den Kindern ging leiſer und leiſer die Uhr,
Sie lugten und lauſchten und folgten der Spur
Des purpurnen Märchens. Ein bleicher
Knabe allein ſchlich hinaus in den Flur.
Seine einſame Seele ſang ihm: Nur?
Meine Träume ſind reicher.

Nonnenhände.

Zwei weiße Nonnenhände mühen
Niemals um einen lichten Preis,
Zwei weiße Nonnenhände blühen,
Ohne, daß es der Frühling weiß.

Zwei weiße Nonnenhände halten
Nicht mehr das Leben, das sie umspinnt;
Müssen sich fest zusammenfalten,
Weil sie beide so einsam sind.

Aus dem Nachlasse Feuchtersleben's.

Mitgetheilt von **Rudolf v. Payer.**

Im Jahre 1893 fand ich im Ministerium für Cultus und Unterricht bei der Durchforschung und Bearbeitung der älteren Präsidial-Registratur außerhalb des verzeichneten Actenbestandes ein größeres Convolut, das sich bei genauerer Durchsicht als der amtliche Nachlaß Feuchtersleben's erwies. Es enthält eine große Zahl von Notizen, Entwürfen und unvollendeten Actenstücken von seiner Hand, die einen intimen Einblick in die Details seiner kurzen aber umso intensiveren Wirksamkeit als Unterstaatssecretär in dem neucreirten Ministerium des öffentlichen Unterrichtes während der Monate Juli bis October des sturmbewegten Jahres 1848 gewähren.

Ueber seine Thätigkeit an der Spitze der Verwaltung des Unterrichtswesens hat sich Feuchtersleben selbst wiederholt ausgesprochen, am eingehendsten in seiner geschichtlichen Skizze »Das neue Ministerium des öffentlichen Unterrichtes in Oesterreich« in der Wiener Zeitung vom 17. December 1848, deren Manuscript sammt allen Belegen in dem Convolute enthalten ist. Im Folgenden gelangen nun aus diesem Theile des Nachlasses, der Friedrich Hebbel bei der Zusammenstellung seiner Gesammtausgabe von Feuchtersleben's Werken [1]) nicht zugänglich gewesen ist, drei ungedruckte Stücke zur Veröffentlichung, die in mancher Beziehung geeignet sind, das Bild seiner amtlichen Wirksamkeit zu ergänzen und zu vertiefen.

[1]) Ernst Freih. v. Feuchtersleben's sämmtliche Werke. Mit Ausschluß der rein medicinischen, herausgegeben von Friedrich Hebbel, 7 Bde. Wien, Gerold, 1851—1853.

I.

Der öffentliche Unterricht in seinen Gesammtbeziehungen mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich.

In einem Umschlage mit obiger Aufschrift, der schon die Bemerkung für den Setzer »Latein-Lettern (wie ärztliche Seelenkunde)« beigefügt ist, findet sich das nahezu druckfertige Manuscript (217 meist doppelseitig beschriebene Octavblätter) eines Buches, welches einen Reformplan des gesammten Unterrichtswesens von den Universitäten angefangen bis zu den Volksschulen herab enthält. In diesem Werke hat Feuchtersleben die Resultate seines eingehenden Studiums der Fachliteratur in Verbindung mit seinen eigenen Gedanken und Erfahrungen auf diesem Gebiete niedergelegt. Allem Anscheine nach sollte nicht ein zusammenhängender Text den Gegenstand eines jeden Capitels erschöpfen, es sollten ihn vielmehr Excerpte und Aphorismen in möglichst engen Grenzen umschreiben. Jedem Abschnitte ist ein Gesetzentwurf angefügt, der nach Feuchtersleben's eigenen Worten »gleichsam nach der Debatte den Beschluß« aussprechen soll. Der Inhalt des Werkes ist in folgender Weise gegliedert:

Vorwort.
Einleitung. (Schule. Grundsätze. Allgemeinstes. Allgemeines. Desiderate. Fragen.)
Geschichte und Statistik.
  Andere Staaten.
  Oesterreich.
Schule und Leben (?) (und Familie).
  (Erziehung. Zucht. Pädagogik.)
Schule und Kirche.
Schule und Staat.
  (Ministerium des öffentlichen Unterrichtes. Oberste Schulbehörden. Erziehungspolizei.)
Der Lehrstand.
  (Stellung der Schullehrer. Lehrerseminare. Pädagogische Vereine. Lehramtsbesetzungen. Docenten.)
Unterrichts-Organismus.
  Kleinkinder-(Mutter-)Schule.
  Weibliche Bildung. (Mädchen-Schulen.)
  Unterrichtssprache.
  Gymnastik. (Turnunterricht.)
  Lehrbücher.
  Bibliotheken.
  Volksschule (Volksschule, Elementarschule, Landschule, Trivialschule, Pfarrschule, Normalschule; Anhang: Sonntagsschule, Männerschule, Bürgerschule).

Realschulen.
Gelehrtenschulen (?) Gymnasien.
Die Universität.
(Lehr- und Lernfreiheit; akademische Grade; akademischer Senat; Studentenschaft; Facultäten.)
Specielle Bildungsanstalten.
(Naturwissenschaftliches Institut; Kunstunterricht; Institute für Priester; Militär-Unterricht; Ackerbauschulen; Höhere nautische Schulen; Gewerbeschulen; Handelsschulen; Technische, Berg- und Forstschulen; Taubstummen- und Blindeninstitute.)
Akademien.
Akademie der Wissenschaften.
Freie deutsche akademische Universität (Vorschlag).

Feuchtersleben's Ausführung der in den Schlagworten dieser Inhaltsübersicht angedeuteten Themen ist inzwischen im Großen und Ganzen durch die Thun'schen Reformen und durch das Hasner'sche Reichs-Volksschulgesetz überholt worden. Ich muß mich daher darauf beschränken, hier einige Stellen aus dem Werke herauszuheben, welche die persönliche Stellungnahme des Verfassers kennzeichnen:

»Der Unterricht ist einer der Gegenstände, denen sich Jeder gerecht hält, der lesen kann, wie bei den Urtheilen über Kunst, Theater, Politik u. s. w. Und doch gibt es wenige Angelegenheiten, über die man so leicht oberflächlich schwätzen, ja scheinbar philosophiren kann — und über die man ohne tiefes Denken und sehr specielle Erfahrung so schwer etwas Gründliches und Richtiges sagen kann, als eben diese. Die Interpellationen für dieses Ministerium sind meistens der Art, daß man sie eher berichtigen müßte, ehe die Frage vernünftig stellbar ist.«[1])

»In keiner Frage sind die Controversen unseres Zeitalters so zahlreich und verwickelt als in der des Unterrichtes.

»Sehr unangenehm fällt dem unbefangenen Leser der übliche Ton auf, mit welchem fast überall die etwaigen Lücken und Mängel des Schul- und Studienwesens, als ob sie durchaus absichtlich wären, besprochen zu werden pflegen. Mögen immerhin einzelne Menschen und Kasten mit frevelhafter Absichtlichkeit oder öfter aus — im Grunde ebenso frevelhaftem — Leichtsinn diese wichtige Angelegenheit vernachlässigt haben! Aber nicht Alles, was man tadeln zu müssen glaubt, hat

[1]) Vgl. Werke, VII, 311.

denſelben Urſprung. Die oft beſtgemeinten, aber nicht durch die Zeit bewährten Anſtalten der Väter verdienen Achtung oder doch Schonung! und derjenige beweiſt, daß er für die Schule nicht beſtimmt iſt, der mit abſprechendem Tone ihre Angelegenheiten behandelt.«

»Mädchenſchulen, bei Hahn, I, 323, im Ganzen vortrefflich behandelt — nur ſchwebt ihm zu ſehr ein ſentimentales Ideal einer »deutſchen Frau« vor. Religion und Schönheitsſinn ſind ohnehin Pendants des weiblichen Naturells. Ich bin alſo, durch Beobachtung im Leben geleitet, ſo kühn zu behaupten, daß die religiöſe und äſthetiſche Tendenz in der weiblichen Erziehung (eben weil ſie ſich von ſelbſt geltend macht) zwar ſorgfältig zu benützen, aber ja nicht unvorſichtig zu nähren ſei — und beantrage eine ernſtere, proſaiſchere Erziehungsart.«

II.

Vortrag an den Kaiſer wegen Gründung eines naturhiſtoriſchen Inſtitutes vom 26. September 1848.[1])

Original-Entwurf von der Hand Feuchtersleben's.

Eure Majeſtät!

Das treugehorſamſte Miniſterium iſt bei Erwägung der demſelben obliegenden großen Aufgabe: den Zuſtand des geſammten Unterrichtes in den öſterreichiſchen Staaten einer durchgreifenden Reform zu unterziehen, zur Ueberzeugung gelangt, daß einer der wichtigſten — vielleicht der wichtigſte — Hebel zur Verbeſſerung der in dieſer Angelegenheit der Nation beklagten Mängel in der Verbeſſerung des naturwiſſenſchaftlichen Unterrichtes liegt. Niemand zweifelt mehr, daß in der Kenntniß der Natur die Grundlage der echten menſchlichen Bildung, die wahre und unerſchütterliche Stütze reiner Religioſität, die Quelle der Zufriedenheit, der Geſetzmäßigkeit und eines geordneten Sinnes und zugleich dasjenige Element der Cultur gegeben iſt, welches in unſerer an materiellen Bedürfniſſen und Fortſchritten ſo reichen Zeit am unentbehrlichſten und entſcheidendſten geworden iſt. Der mittelalterliche Bau des Unterrichtes, aus einem unſerer Zeit ganz fremden Syſteme hervorgegangen, hatte die

[1]) Vgl. Werke VII. 361: »Der wichtigſte dieſer Pläne ſcheint uns der zur Gründung eines öfter beſprochenen ‚naturwiſſenſchaftlichen Inſtitutes', der, wie wir wiſſen, zur Vorlage völlig bereit war.«

Räume für die Kenntniß der Natur ganz leer gelassen und mit scholastischem Wortwissen angefüllt. Als andere Zeiten andere Bedürfnisse brachten, konnten diese nur schwer oder gar nicht ihre Befriedigung finden. Egoismus und Dünkel der alten Besitzer wehrten einem besseren Wissen nach Kräften den Zugang; es war mit im Interesse des Geistes einer unbedingten Gewaltanmaßung, die Aufklärung durch das Studium der Natur hintanzuhalten. Leider lag dieses Studium, die lauterste Quelle wahrer Bildung, auch in Oesterreich, trotz der Begünstigung, die es an sich von so vielen seiner ruhmvollen Herrscher genoß, im Unterrichte tief darnieder. In der Volksschule wurde die Naturgeschichte nie gelehrt; aus den Gymnasien wurde sie, nach einer Zeit dürftigen Betriebes, wieder verbannt; in dem zweijährigen sogenannten philosophischen Curs war sie für jene Hörer, welche kein Unterrichtsgeld zahlten, ein obligater, für die übrigen ein freier Gegenstand, und wurde in den Mönchsschulen gar nicht, anderwärts mit wenig Eifer, mit wenig Mitteln des Behelfes, also auch mit wenigem Erfolge gelehrt. Im Studium der Medicin allein ward sie mit mehrerem Eifer betrieben, allein auch hier mangelten theils die nöthigen Mittel, — denn dieser Unterricht will nicht durch Worte, er kann nur durch die lebendige Anschauung der Natur in ihren Werken selbst gewonnen werden — theils kam der Nutzen nur einem einzelnen Lehrfache, nicht der gesammten Volksbildung zu Gute. Die Zeit ist nun gekommen, wo dieses letztere eingeleitet werden kann und muß. Niemand leugnet jetzt mehr die Wichtigkeit, die dringende, ja unabweisliche Nothwendigkeit, das naturwissenschaftliche Element der Bildung zu seiner Geltung zu bringen, und es hieße, den Geist unserer ganzen Zeit und der europäischen Cultur verkennen, wenn man noch Beweise für diese Nothwendigkeit anführen wollte.

Der naturhistorische Unterricht muß, wenn er leisten soll, was er kann, alle Classen des Volkes durchdringen; er muß von der Elementarbildung bis in die Facultätsbildung fortschreiten.

Es ist Aufgabe der höchsten Unterrichtsbehörde, dafür zu sorgen, daß dieser Gegenstand durch alle Classen der Schulen gehörig vertheilt und in ihnen vertreten werde. Das treugehorsamste Ministerium hat in Erkenntniß dieser Aufgabe bereits für die Volksschulen so wie für die Mittelschulen die Maßregeln eingeleitet, welche hiezu nöthig erschienen. Um sie aber auch für das höhere Bedürfniß, wo die Wichtigkeit der An-

gelegenheit am größten ist, zu verwirklichen, ist eine Einrichtung unabweislich nöthig, von der allein die Lösung jener Aufgabe zu erwarten ist. Diese Einrichtung besteht in der Gründung naturwissenschaftlicher Institute. Der Hauptzweck solcher Institute besteht darin: vor Allem, ehe die vollkommenere Bildung der Schüler möglich wird, und damit sie möglich werde, Lehrer zu bilden, ein unerläßliches Verfahren, wenn nicht aus den neuen Real- und Gymnasialschulen von vornherein verpfuschte Anstalten gemacht werden sollen. Diese Institute sind gleichsam das Hauptdepot aller naturhistorischen Kenntniß, Bildung und Lehre. Sie haben den dreifachen Zweck: 1. den wissenschaftlichen Betrieb der Naturkunde im weitesten Umfange zu fördern, was in populären Vorträgen für alle Gebildeten und in wissenschaftlichen für Jene, welche sich dieses Studium zum Lebenszwecke machen, geleistet werden kann; 2. die Lehrer der Volks- und Mittelschulen für denselben Zweck zu bilden; 3. die Hörer der Medicin — was für die Reform dieses Studiums von besonderer und dringlicher Wichtigkeit ist — in der für sie nöthigen Propädeutik zu unterweisen. Ein solches Institut stellt also eine Anstalt dar, in welcher Jeder auf die seiner speciellen Bestimmung zusagenden Weise sich für Naturwissenschaft ausbilden kann.

Allein es kann nicht verkannt werden, daß zur Erreichung aller angeführten Zwecke in ihrem vollen Umfange nur vollendete naturhistorische Institute geeignet sein würden. Solche jetzt ... ins Leben zu führen, ist eine bare Unmöglichkeit.... Es handelt sich gegenwärtig nur darum: mit verhältnißmäßig geringen Mitteln die oben angeführten Zwecke so gut und so schnell als thunlich zu fördern; und dies würde nach der Ueberzeugung des treugehorsamsten Ministeriums am füglichsten durch eine Reihe von Maßregeln erreicht werden, deren Complex man am besten durch den Namen eines

provisorischen naturhistorischen Institutes

bezeichnen könnte. Dieses Institut bestände vorläufig nicht als eine eigene, in einem dazu bestimmten Gebäude concentrirte, mit allen Behelfen versehene Anstalt, sondern nur in einer gewissen Summe von vorläufigen Einrichtungen, deren Zweck es ist, den oben angedeuteten Unterricht anzubahnen.

Die Gesammtsumme der Kosten für das Institut beliefe sich nach dem beiliegenden Voranschlage auf 10.400 fl. L.-M. — Mit einem Aufwande also, der geringer ist, als die Pension manches einzelnen höheren Beamten, ist es möglich, eine Anstalt ins Leben zu rufen, welche in ihrer Wirkung eine nie durch Ziffern zu berechnende Bedeutung für das politische, soziale und moralische Glück, für die geistige Bildung aller Bürger des österreichischen Staates, für den Ruhm und die Größe unseres theueren Vaterlandes werden könnte und müßte. Der Minister des Unterrichtes, der Anstand nahme, diese Summe zu diesem Zwecke für ein Budget in Anspruch zu nehmen, würde nämlich durch seine Entschuldigung die Verantwortlichkeit jedem klaren, der es durch eine Vernachlässigung seiner übernommenen großen Aufgabe auf sich geladen hätte.

In diesem Sinne, getragen von dem Bewußtsein eine seiner heiligsten Pflichten durch Erfassung dieses Vorhabens erfüllt zu haben, ermuthigt durch die von den Völkern Oesterreichs mit innigen Segenswünschen mit unerschütterlichem Dank anerkannte Huld meines Kaisers und aufgeboten durch Pflicht und Gewissen, wage ich die ehrfurchtsvolle Bitte, Ew. Majestät wolle die allerhöchste Genehmigung zu ertheilen geruhen, daß für das ausgearbeitete Museum die Errichtung des Gebäudes, die Einrichtung, die Bibliothek und die Sammlungen [illegible] Wien, für [illegible] des naturwissenschaftlichen Unterrichtes im Allgemeinen und zur Bildung [illegible] Lehrer [illegible] und das [illegible] Personale [illegible] [illegible] [illegible]

provisorischen naturhistorischen Institutes in Wien allergnädigst zu ernennen.

III.

Ueber die Nothwendigkeit des Unterstaatssecretärs-Postens.

Am 10. Jänner 1849 brachte »Die Presse« einen Artikel, welcher die selbständige Besetzung der Unterrichtsministerstelle, welche bisher immer mit einem anderen Departement cumulativ verwaltet worden war, als eine unabweisbare Forderung der Verhältnisse hinstellte und sich mit der Frage nach einer geeigneten Persönlichkeit für dieselbe beschäftigte. Darauf verfaßte Feuchtersleben eine Erwiderung, die er auch thatsächlich der Redaction der »Presse« mit folgendem Begleitschreiben eingesendet hat:

»Geehrteste Redakzion!

Der Artikel vom 9. Jänner (im heutigen Blatte Ihrer Zeitschrift) veranlaßte mich zu beiliegenden Zeilen, die Sie als ein Zeichen meiner Theilname und Achtung für Ihr Institut betrachten wollen, und als das Wort eines in der Sache, um die es sich handelt, betheiligten und mit ihr vertrauten Mannes nicht unwillkommen sein dürften.

Daß ich meinen Namen nicht beisetzte und nicht beizusetzen bitte, werden Sie begreiflich finden. Mit dem Vorsatze, bei meiner jetzt einigermaßen wiedergekehrten Muße auch sonst Anläße zu etwa verwendbaren Mittheilungen für Ihr Blatt nützen zu wollen, geharre ich achtungsvollst

Wien, 10. Jänner 1849.

Feuchtersleben.«

Wien, 10. Jänner 1849.

»Der Artikel der Presse vom 10. Jänner (datirt vom 9. Jänner) über das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes in Oesterreich ist ohne Zweifel aus dem richtigen Gefühle eines Staatsbedürfnisses hervorgegangen, das Jeder theilt, dem es Ernst um das Wohl des Vaterlandes ist, und der es sich klar gemacht hat, daß die Quelle dieses Wohles nur in der Volkserziehung zu finden ist. Je wichtiger diese Aufgabe, desto behutsamer gilt es in der Beurtheilung der Mittel zu ihrer Lösung zu sein.

Der Verfasser des erwähnten Artikels sieht das einzige Mittel in der selbstständigen Besetzung der Ministerstelle für den Unterricht, ohne »die Krücke des Unterstaatssecretärs«; eine Ansicht, die im Grund-

satze ihre vollkommene Geltung anspricht, — wohl aber, für specielle Verhältnisse, in der Anwendung, dem sachkennenden Beobachter noch Manches zu bedenken gibt. Es bedarf nur eines unbefangenen, aber gründlichen Blickes in das Innere der Aufgabe gerade dieses Ministeriums, gerade in diesen Zeit- und Localverhältnissen, welche uns gegeben sind — um einzusehen, daß für ihre Lösung Stätigkeit eine unerläßliche Bedingung ist. In diesem Zweige der Staatsverwaltung, mehr als in irgend einem andern, kommt Alles darauf an, jeden gewaltsamen Uebergang von einem System zum andern zu vermeiden, einen ruhigen, folgerichtigen, sich selbst von Schritt zu Schritt fördernden Gang des Fortschrittes zu verfolgen. Hieran knüpft sich die Betrachtung, wie nachtheilig schon im Allgemeinen der vom Repräsentativ-Systeme fast unabtrennliche Ministerwechsel der Leitung dieses Verwaltungszweiges sein muß. »Oft hat ein Minister kaum die Zeit, sich auf seinem Gebiete zu orientiren, so wird er durch eine politische Combination schon wieder vom Schauplatz seines Wirkens abgerufen. Er hat vielleicht in der kurzen Zeit seines Regimentes irgend einen interessanten Versuch begonnen: sein Nachfolger, von anderen Ideen beseelt, wird ihn nicht fortsetzen, sondern vielleicht einen andern beginnen, um ihn gleichfalls, halb ausgeführt, wieder liegen zu lassen. Wären alle Unterrichtsminister Männer vom Fache, so wäre der Uebelstand vielleicht geringer; aber die politischen Rücksichten, welche bei der Zusammensetzung eines Ministeriums vorwalten, lassen nicht immer die Wahl eines Gelehrten, eines Pädagogen zu.« Diese sachgemäße Bemerkung eines Beurtheilers der französischen Unterrichtszustände trifft völlig, ja mehr noch als diese, — die unseren. Sie stellt für den Kenner der gerade bei uns, gerade jetzt waltenden politischen, localen und persönlichen Verhältnisse die entschiedenen, die — sagen wir es nur immerhin — schwer ersetzbaren Vortheile der Institution der Unterstaatssecretariate unverkennbar heraus, zu deren Anerkennung und Beibehaltung (auch für den Fall eines selbstständigen Ministers) wir hiemit, im Interesse der Sache ein dringendes Wort einlegen.

Ein zweites betrifft den Wunsch, daß das Vertrauen — die wahre Basis der Möglichkeit aller unserer Fortschritte — dem, wenn auch manchmal gerechten, doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen gewiß nachtheiligen Tadel vorgezogen würde. Machen wir billige Forderungen

und beurtheilen wir die Leistungen billig, so wird das Vertrauen auf beiden Seiten wachsen; man wird sich verstehen, verbinden und ein gemeinsames Ziel verfolgen. Man wird die Leistungen des Ministeriums Sommaruga unter den damaligen Verhältnissen und während des kurzen Zeitraumes seiner Dauer nicht verkennen; man wird über die des Ministeriums Doblhoff, denen unverkennbar ein durchdachter und energisch angegriffener Reformplan zu Grunde lag, nicht oberflächlich aburtheilen, da ihre Entwicklung unglücklich unterbrochen ward; man wird dem Ministerium des Grafen Stadion, der sich in der frühern Verwaltung in Istrien um den Unterricht dankenswerthe Verdienste erwarb, das Vertrauen nicht entziehen, bis sich — nach Ueberwältigung so vieler, für den Augenblick im Wege stehender Hemmnisse, ein Erfolg geordneter Maßregeln möglich macht. Ein Unterrichtsminister, der Fachverständiger in allen ihm anvertrauten Zweigen der Bildung wäre, möchte nicht so leicht zu finden sein, als es der erwähnte Artikel an seinem Schlusse hoffen läßt, — und es wird um so mehr Pflicht des Ministeriums und Wohlthat für die größte Angelegenheit unseres, sich umbildenden Staates sein, daß man den Rath des Unterrichtsministeriums mit den sachverständigen Capacitäten für jede Specialität, die zu vertreten ist, versehe.

Möge unser Vertrauen ein gegründetes sein und unsere Hoffnung sich bewähren!«

Feuchtersleben's Artikel ist jedoch nicht erschienen. Das Manuscript, welches bereits von Seite der Redaction mit den einleitenden Worten: »Von einem, um das Unterrichtswesen in Oesterreich vielfach verdienten Staatsmanne kommt uns auf die gegen die beabsichtigte Ernennung Zaleski's zum Unterrichtsminister ausgesprochenen Bedenken folgende Erwiderung zu«, versehen ist, trägt auf der Rückseite von Feuchtersleben's Hand den Vermerk: »N. B. wurde, über Einwendungen der Redakzion auf meinen Wunsch nicht abgedruckt. F.«

Gedichte.

Von **Hermann Hango.**

Edelweiß.

Ueber die andern Blumen der Heimat
lieb ich dich,
weil du die Kraft biſt und Eigenart,
aber beſcheiden dich gibſt
und den herrlichen Blick
nicht wendeſt um Beifall!

Sumpf und Moder ernähren
und der gemeine Thalkoth die Andern,
du aber, Stern,
biſt des harten, trotzigen Steinmarks
ſtrahlender Aufbluſt, und klarer
trifft dich des Aethers perlender Thau,
eh' er hinabſinkt, die Augen zu feuchten
den Kindern der Tiefe.

Wahrhaft ein edler Lohn und ein würdiges Sinnbild
biſt du dem reinen Ernſten,
ihm, der die eigene Bahn ſucht ins Steile
über den breiten, mühloſen Pfaden
des Pöbels!

Der zu dir ſtrebt, der Begeiſterte,
ſucht auch im Alltag
nicht der beſorgten Thorheit
neidbelauertes Gut,
nicht den ſchalen Gewinn
des ewig-kläffenden Haders
und feiſten Nutzen der Ichſucht.

Hoch auf umſtürmter Veſte,
über den Abgrund ſpielend,
winkſt du ihm tröſtend
und lenkſt ihn empor,
ein Gleichniß und ein Verheißen,
ihm ſelber nur deutſam:

»Alles iſt einzig der Selbſtlohn
der eigenen That —
ein Stern, ein Kranz, eine Krone!
Eitler denn ein verwelkendes Blümlein
iſt aller andre Begehr.«

Abendton.

Schon liegt die Klauſe tief im Dunkel,
und weißlich dampft des Baches Lauf;
am Himmel oben, voll Gefunkel,
ihr Auge ſchlägt die Venus auf.

Nur hier noch auf den Felſenhügeln
ein letzter Lebensſchimmer loht,
wie auf des Abendfalters Flügeln
ins Grau geſenkt der Streifen Roth ...

An den Mond.

Dich lieb' ich nicht, und habe doch genoſſen
mein höchſtes Glück
in Nächten, die dein Zauber überfloſſen — —
doch Alles nahmeſt du zurück.

Nun fürcht' ich dich und deines Blickes Trügen
wie einen Feind;
du lehrſt die ſchönſten Lippen küſſend lügen
und Narren glauben, was nur ſcheint ...

Angedruckte Briefe Anastasius Grün's.

Mitgetheilt von **Anton Schlossar.**

In dem Februarhefte der »Deutschen Revue« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1897) habe ich eine Zahl von Briefen Anastasius Grün's veröffentlicht, welche dessen politische Denkweise und Thätigkeit beleuchten und gewiß einen bemerkenswerthen Beitrag zur Geschichte eines Lebensabschnittes des ausgezeichneten Dichters und Staatsmannes bieten. Die Schreiben sind an den jüngeren, mit Auersperg mehr als 40 Jahre in freundschaftlichem Verkehre gestandenen Anton Laschan Ritter von Moorland, k. k. Regierungsrath und lange Jahre hindurch Bürgermeister der Stadt Laibach, gerichtet. Wenige Wochen nach dem Erscheinen des Heftes, worin diese Briefe abgedruckt waren, schied Laschan am 22. Februar 1897 im Alter von 86 Jahren aus dem Leben, mehr als 20 Jahre nach dem Tode seines berühmten, ihm vorangegangenen Freundes. Laschan war mit Auersperg im Jahre 1848 auf den Bänken des Parlaments in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. gesessen. Seine politischen Bestrebungen als Abgeordneter zielten nach derselben Richtung wie diejenigen des »Dichtergrafen«, der sich jedoch schon früher von dem damaligen parlamentarischen Leben zurückgezogen hatte, die Erfolglosigkeit der Bemühungen seiner Partei um die Durchführung des deutschen Einheitsgedankens aller deutschen Stämme, auch jener in Oesterreich erkennend. An dieser Stelle mögen noch zwei Briefe Auersperg's und das Bruchstück eines Schreibens an Freund Laschan aus den Jahren 1849 und 1850 zur Veröffentlichung gelangen, die aus verschiedenen Gründen noch nicht zum Abdrucke gebracht worden sind. Sie zeugen von der fortwährenden Aufmerksamkeit,

welche der Politiker Auersperg den Vorgängen im Frankfurter Parlamente zuwandte und sind neuerliche Beweisstücke des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den beiden Freunden und Landsleuten. Das Bruchstück des Briefes vom 7. November 1850 habe ich deshalb beigefügt, weil es kurz die Besprechung einiger politisch-literarischer Erscheinungen enthält, welche zu ihrer Zeit Aufsehen erregten.

Ueber die Persönlichkeit Laschan's, seinen Lebenslauf und seine übrigen Beziehungen zu dem Freunde Grafen Auersperg verweise ich, um Wiederholung zu vermeiden, auf den erwähnten Aufsatz in der »Deutschen Revue«, woselbst sich zum Theile nach dessen eigenen, mir gemachten Mittheilungen, Ausführlicheres hierüber findet. Eine weitere Erläuterung der hier abgedruckten Briefe ist für Denjenigen, der die parlamentarischen Verhältnisse jener berühmten Frankfurter Nationalversammlung in der Hauptsache kennt, wohl nicht nothwendig.

Thurn am Hart 16. Januar 1849.

Mein theurer verehrter Freund!

Ich ließ einige Zögerung in Erwiederung Ihrer freundlichen Zeilen vom 15. v. M. eintreten, weil ich nach so vielen trüben Phasen unserer Entwicklungsgeschichte schon gewissermaßen als Naturnothwendigkeit endlich wieder auf einen lichteren fruchtbareren versöhnenden Moment als Anknüpfungspunkt hoffte. Unser neues Ministerium, das wenigstens einige namhafte Organisationstalente in seiner Mitte zählt, schien anfänglich zu derlei Hoffnungen — wenn auch vorläufig vielleicht nur für die innere Administration, zu berechtigen. Aber die Enttäuschung blieb auch diesmal nicht aus. Was sagen Sie zu dem großartigen Mißgriffe, den das Ministerium durch die famose Erklärung Stadions über § 1 der Grundrechte begieng? Wie konnte es eine solche Kriegserklärung — zu der ich ihm von seinem Standpunkte aus das formelle Recht durchaus nicht bestreiten will — in die Versammlung zu schleudern wagen, ohne früher einer tüchtigen Bundesgenossenschaft in derselben sicher zu sein. Und nun erst das Benehmen des Reichstags. Zuerst das entschiedene Mißtrauensvotum und sogleich darauf ganz im Sinne der Ministerial-Erklärung, die man soeben gemißbilligt hatte, das bereitwillige Fallenlassen des verhängnißvollen

§ 1. Daß man das Theorem der Volkshoheit — das ſich übrigens wie das Recht zum Einathmen friſcher Luft von ſelbſt verſteht — an die Spitze der Grundrechte ſtellte und zwar mit einer gewiſſen abſichtlichen Augenfälligkeit, war dem Monarchen gegenüber ein Mangel politiſcher Delikateſſe, dem Volke gegenüber aber ganz überflüſſig, wenn nur die Grundrechte ſelbſt und die ganze Verfaſſung vom Geiſte jener Wahrheit durchdrungen bleiben, eben wie jedermann die Gottesluft einathmet, ohne daß die Bewilligung dazu auf dem ſchwarzen Brette angeſchlagen zu ſein braucht. Hatte aber der Reichstag einmal den Satz ausgeſprochen, ſo war es ein Ehrenpunkt ihn nicht mehr fallen zu laſſen. Das gewählte Auskunftsmittel nach dem Antrage Ullepitſch's, die entſprechende Faſſung jenes § in das eigentliche Verfaſſungswerk zu verweiſen, erhöht noch die Schmach, denn es geſellt zu der ſchweigſamen Dienſtwilligkeit noch die procraſtinirende Unſchlüſſigkeit, und die Kammer hat durch Annahme dieſes Antrages ſelbſt ein Stück altöſterreichiſche Politik gemacht u. bewieſen, daß auch ſie von unſerem Erbmiasma, der ewigen Sucht aufzuſchieben und abzuwarten, unfreiwillig und unbewußt imprägnirt iſt.

In unſerem engeren Vaterlande ſieht es nicht erquicklicher aus, da radotirt die Slovenia großmäulig wie ein Napoleoniſches Siegesbulletin, da katzbuckeln wieder die treugehorſamen Herren Stände, da fällt es aber Niemandem ein zu bemerken, daß unſer Land vorläufig eigentlich ganz taubſtumm iſt, weil es kein wahres volksthümliches Organ (worunter ich weder Slovenia noch die H. H. Stände verſtehen kann) zum Ausdruck ſeines Wünſchens und Wollens beſitzt: kurz es vergeht Einem alle Luſt, ſich am politiſchen Treiben hierlands thätig zu betheiligen, wenn ich auch nicht nothgedrungen zu Hauſe bleiben müßte, beiläufig aus demſelben Grunde wie jener Student, der ſein einziges Hoſenpaar ins Verſatzamt geſchickt hatte.

Auch aus Frankfurt weht mich keine troſtreiche Luft an, denn auch Gagern, auf den ich ſo große Stücke baute, ſcheint ſich auf das Feld der Intrigue, für die er Gottlob von Haus aus nicht geſchaffen war, geworfen zu haben; — öſterreichiſcherſeits hat auch Schmerling wieder die Sachlage verdorben, wenn er Miturheber der zweiten öſterr. Miniſterial-Erklärung ſein ſollte, aus der es mich wieder ſo wohlbekannt vormärzlich anſieht, während doch in dem eigentlichen, vorausgegangenen Programm

eine feste und würdige wenn auch nicht ganz deutsche Sprache geführt wurde.

Sie haben ganz recht zu bleiben, so lange alle übrigen Östreicher in Frankfurt tagen, wir können unsere Sache nicht von der Gesammt Deutsch Östreichs trennen; Sie schon gar haben auf das Gehaben des Slavismus bei uns keine Rücksicht zu nehmen, weil Sie schon ursprünglich durch die entschiedene Annahme einer Minoritätswahl gegen die Ansichten der nicht wählenden Slavomanen protestirt haben. Etwas delikater war mein Standpunkt, den ich meinen Wählern schriftlich erklärt hatte, nur in der Voraussetzung die Wahl anzunehmen, daß ihre und des Landes Mehrheit in der Anschlußfrage meine entschiedene deutsche Gesinnung theile. Die persönliche Wahrnehmung des Gegentheiles während meines Urlaubes erleichterte mir auch die durch meine Ihnen bekannten Privatverhältnisse gebotene Mandatsniederlegung.

Das Kistchen mit den von Ihnen freundlichst besorgten Sendungen habe ich vor einigen Wochen durch gütige Vermittlung Ihres Bruders erhalten. Meine Schuld hoffe ich persönlich berichtigen zu können, natürlich in Thurn am Hart oder in Neustadtl, nicht in Frankfurt. Ad vocem Frankfurt erlauben Sie mir die Bitte! Meine Frau hat zwei Kistchen mit Weihnachtsgeschenken mittelst Post bereits Anfangs December an die Familie Ihlée gesandt; es fällt ihr auf darüber noch keine Nachrichten zu haben; dürfte ich Sie daher bitten, im Vorübergehen bei Herrn Ihlée in der Zeil gefälligst nachzufragen, ob jene Sendung rechter Zeit eingetroffen sei.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr treuer Freund

Anton Auersperg.

Thurn am Hart 2. Mai 1849.

Mein theurer verehrter Freund!

Willkommen im engern Vaterlande! Sie treten von einem Krater, dessen allfällige neue Eruptionen noch durch die warnenden Spuren früherer Explosionen bezeichnet sind, auf einen anscheinend grünen Boden, unter welchem die feurige Esse aber bereits unterirdisch glimmt und nach dem Ausbruchspunkte sucht. Ich weiß nicht ob Sie bei dem Wechsel

gewonnen haben. Persönlich ist es mir eine große Beruhigung einen so bewährten Freund und Meinungsgenossen in meiner Nähe zu wissen.

Nach Frankfurt schrieb ich Ihnen lange nicht mehr, weil ich, nach den von der Heimath ausgehenden Constellationen längst schon Tag um Tag Ihre Abreise vermuthen mußte. Es ist mir ein wahres Seelenbedürfniß und wäre mir einmal wieder eine wahrhafte Freude Sie recht bald hier wiederzusehen! Kommen Sie daher sobald es thunlich. Sie haben Recht, in Thurn am Hart ist jedenfalls der beste Ort gefunden zu unserem ungestörten Zusammensein. Wüßte ich Ihr Eintreffen nur einen Tag früher, so könnte ich Ihnen wenigstens bis St. Berthelmae Pferde entgegenschicken. Nur messen Sie mir Ihre Zeit nicht gar so karg zu. Was sind 24 Stunden nach so langer Trennung und so wichtigen Ereignissen!

Also auf baldiges Wiedersehen! Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr aufrichtiger Freund

Anton Auersperg.

Aus einem Schreiben von Thurn am Hart 7. November 1850.

— — Mit Dank nehme ich Ihren freundlichen Antrag an und bitte Sie, mir den ganzen Pack nur immerhin direct mittelst der Fahrpost via Gurkfeld zu senden; verläßliche Privatgelegenheiten zwischen hier und Laibach sind so selten, daß es nicht lohnen dürfte eine solche erst abzuwarten. Mit Vergnügen würde ich Ihnen aus meinem neuesten Büchervorrathe einen Gegenantrag machen. So erfrischte ich erst kürzlich meine parlamentarischen Erinnerungen durch die Lectüre von Laube's »Das erste deutsche Parlament« und Biedermanns »Erinnerungen an die Paulskirche«, ersteres sehr anziehend durch lebendige dramatische Schilderungen, letzteres politisch tüchtiger, wiewohl von dem bekannten norddeutschen Standpunkte. Auch in den einheimischen Parteischriften habe ich mich etwas umgesehen, zur Orientirung. Andrian's »Centralisation und Decentralisation« kennen Sie wohl; das Buch ist ja schon eine Antiquität, aber jedenfalls besser und von praktischerem Blicke als man dem Verfasser zutrauen konnte. Eötves's Buch über »Gleichberechtigung der Nationalitäten« ist ein sehr tüchtiges, gesundes und geistvolles Werk, das ich Ihnen jedenfalls anempfehlen würde, falls Sie es noch nicht

kennen, (ebenſo per parenthesim deſſen »Dorfnotär« einen ſchon früher erſchienenen in Ungarn ſpielenden Roman voll naturwahrer Schilderungen.) Auch Somſſich's »Legitimes Recht Ungarns« iſt nicht zu überſehen, es iſt nicht ſo gewandt und formgerundet wie das Eötves'ſche Buch, enthält aber viel wichtige, beachtenswerthe Fingerzeige bei aller Schroffheit des Parteiſtandpunktes. Wünſchen Sie etwas von den genannten Schriften, ſo verfügen Sie darüber, jedes ſteht ſtündlich zu Ihrer Verfügung. — —

Anton Auersperg.

Edle deutsche Pferdezucht
Ist verdammt zur Landesflucht,
Daß zum Sturm auf heim'sche Erde
Sie gezäumt, gesattelt werde.

O wie gerne ließen wir
Jeden majestät'schen Stier,
Jeden Schöps von feinsten Haaren,
Jeden dummen Esel fahren!

Mit diesen Versen hat Ludwig Uhland im Februar 1859 seinem Unmuth darüber Luft gemacht, daß angesichts des drohenden Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich-Italien in den deutschen Bundesstaaten kein Verbot der Pferdeausfuhr erlassen wurde. Im October schrieb er an einen Frankfurter Freund und politischen Gesinnungsgenossen: »Oestreich hat freilich mit üblem Erfolg gekämpft, aber den Umstand sehe ich doch für einen ersprießlichen an, daß ein deutsches Heer selbst unter mangelhafter Leitung sich das Anerkenntniß entschiedener Kriegstüchtigkeit erwerben konnte. Auch ist es, von meinem Standpunkte, kein Unheil, wenn Oestreich immer mehr von italienischen Banden losgelöst und auf einen festeren Anschluß an das übrige Deutschland gewiesen wird.«

Lassen Sie sich, verehrter Herr, diese vorläufige Mittheilung eines Ineditums aus Uhland's letzter Zeit gefallen als kleines Zeichen meiner Dankbarkeit für so Vieles, was Sie auf dem Gebiete österreichischer Literaturgeschichte zu Tage gefördert haben, und auch für manche freundliche Begegnung in Wien.

Berlin. Erich Schmidt.

Gedichte.

Von **Leo Ebermann.**

Wunderlich.

Ob wir uns liebten, hab' ich nie gewußt,
So wunderlich iſt noch kein Paar geweſen;
Wir lagen uns nicht glühend Bruſt an Bruſt,
In weiſen Büchern haben wir geleſen,
Zuweilen auch manch träumeriſches Lied,
Dann ſpielte ſeltſam es um unſ're Mienen —
Ich war ganz ruhig, wenn ich Abends ſchied,
Und nie iſt ſie am Fenſter mir erſchienen.

Bei Sturmeswüthen, wenn der Donner klang,
Da ſchauten wir ins Ungewitterbeben,
Und jedes von uns beiden meinte bang,
So troſtlos läge auch vor ihm das Leben,
Dann faßte eines wohl des andern Hand
Und ſchwur im Unglück nie ihn zu verlaſſen —
Sie mied mich, wenn ſie mich auf Feſten fand,
Ich konnte zärtlich andere umfaſſen.

Und eines Tages grüßte ſie ein Mann,
Um ſeine Hand ihr und ſein Gold zu geben,
Zur ſelben Zeit zu flüſtern man begann,
Daß durch mein Lied die tiefen Zauber weben;
Wir haben traurig uns ins Aug' geblickt,
Den Wechſel preiſend laut, den wunderbaren —
Erſehnter Lorbeer hat mich nicht beglückt,
Ob ſie das Gold, hab' niemals ich erfahren.

Ein Erlebniß.

Sie hat gelächelt, als ich sie umfangen,
Sie schenkte lächelnd mir das tiefste Glück,
Mit einem Lächeln ist sie — fortgegangen
Und ließ in tiefem Staunen mich zurück.

Wenn wir einander — auf der Straße sehen;
Mich fiebert's, denk' ich, was ich ihr geraubt,
Sie aber blickt, als wäre nichts geschehen,
Ein wenig kühler nur neigt sie das Haupt.

Ich weiß es kaum, was sie zu mir getrieben,
Ich weiß es kaum, weswegen sie mich mied;
Ach, zwischen ihrem Haß und ihrem Lieben
War nur ein feiner Nervenunterschied.

Die Wiener Classiker der Musik.

Von Richard Kralik.

Wenn man hergebrachter Weise unter der classischen Periode Wiener Musik die zweite Hälfte des 18., das erste Drittel des 19. Jahrhunderts versteht, und wenn man die Namen Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert als die Träger jenes Ruhmes nennt, der die Stadt Wien zu einem Mittelpunkt classischer Musik für die ganze Erde gemacht hat, so ist das für das Musikleben unseres Jahrhunderts wohl richtig. Es ist auch richtig insofern, als während der Wirkenszeit jener fünf Männer keine andere Stadt mit dem musikalischen Wien sich auch nur halbwegs in die Schranken wagen durfte. Wenn man aber die Musikgeschichte von einem etwas höheren, eine weitere Fernsicht gewährenden Standpunkt überblickt, so entdeckt man mit Erstaunen, daß Wien von den ältesten Zeiten an wiederholt eine ähnliche centrale Stellung in der Entwicklung der Musik eingenommen hat wie vor einem Jahrhundert, wenn auch diese Stellung niemals so ausschließlich erscheint. Es wird zur tieferen Würdigung dieser letzten Blüthezeit wesentlich beitragen, einen vergleichenden Blick in jene älteren Perioden zu werfen.

Ich springe mit einem kühnen Satz gleich in die sagenhaften Zeiten der Völkerwanderung zurück, in die Zeit, da Hunnen und Gothen Vindomina umstritten — so hieß es damals —, wo Attila und Theodorich der Große hier geboten, wo die altgermanischen Sänger zum rauschenden Geschwirr ihrer Harfen die Thaten Etzels, Dietrichs, Siegfrieds, Rüdegers, Brünhilds und Kriemhilds verherrlichten. Es war die Zeit, wo Musik und Poesie eine einzige ungetheilte Kunst bildeten, wo man nicht Zeitungen las, sondern die neuesten Ereignisse von fahrenden Spielleuten sich vorsingen ließ. Es war die Zeit, wo im unmittelbaren Anschluß an die

Ereigniſſe ſelbſt das deutſche Heldenepos in ſeinen Urſprüngen entſtand in jener ſtabreimenden Form, die nur noch in kleinen Bruchſtücken erhalten iſt. Aber ſchon in dieſer Zeit muß, der ganzen Anlage der Heldengeſchichten nach, öſterreichiſchen, oſtgothiſchen Sängern die Ausbildung dieſer älteſten Kunſtübung zugeſprochen werden. Der Beweis dafür liegt in der Thatſache, daß im alten Epos gegenüber den ſozuſagen öſterreichiſch-ungariſchen Helden, alſo Dietrich, Etzel, Rüdeger u. ſ. w. alle anderen ausheimiſchen in den Schatten geſtellt werden. Aus dieſer erſten claſſiſchen Periode öſterreichiſcher Muſenkunſt ſind uns keine Melodien erhalten. Ich glaube aber, daß einige noch erhaltene ſkandinaviſche und färöiſche Volkslieder uns eine annähernde Idee geben könnten von der Art, wie man damals im volltönenden Altgothiſch die Heldenlieder ſang, ſpielte und tanzte. Auch keine Namen jener erſten Muſikclaſſiker kann ich anführen, wenn uns nicht etwa in dem Hauptſpielmann Iſung der alten Thidrekſage eine Erinnerung an einen jener fahrenden Sänger erhalten iſt, die noch mitten in den Ereigniſſen ſtanden, von denen ſie erzählten und fabulirten, etwa wie Homer ſich im Demodokos, dem phäakiſchen Sänger, abconterfeit hat.

Eine zweite claſſiſche Muſenzeit brach für Oeſterreich und Wien heran, als ſich faſt gleichzeitig mit nordfranzöſiſchen und provenzaliſchen Troubadours und Trouvères der deutſche Minnegeſang entfaltete. In dieſer lyriſchen Periode der deutſchen Literatur wurde auch das Epos in die Form gegoſſen, in der es uns überliefert iſt. Das Nibelungenlied iſt in einer Minneſängerſtrophe abgefaßt und kann von Anfang bis zum Schluß nach ihr abgeſungen werden. Es hat ſich noch in einem Volksliede bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts eine Melodie erhalten, die genau den charakteriſtiſchen Bau der Nibelungenſtrophe mit dem verlängerten Schlußvers hat; es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß nach ihr fahrende Spielleute das Nibelungenlied auf dem Hohen Markt oder dem Neuen Markt abgeſungen haben. Aber wir haben noch reichlichere Muſikreſte aus jener Zeit der Minneſänger. Zu einigen Strophen von Walther von der Vogelweide ſind in einem Codex aus Benedictbeuern Noten in Neumenform erhalten, die aber wohl Niemand ſo leicht wird entziffern können. Dagegen haben wir in zwei anderen, der Jenaer und der Kolmarer Handſchrift ſehr ſchön lesbare Noten zu vielen Minneſängern,

so daß wir uns eine sehr gute Vorstellung machen können von jener höchsten Blüthezeit der deutschen Poesie, wo die kreuzfahrenden ritterlichen Dichter von Burg zu Burg zogen und ihre Lieder zur Harfe oder Fiedel am Hofe der Babenberger zu Wien, zu Mödling und am Leopoldsberge erschallen ließen. Es ist eine einfache, kräftige, markige, ausdruckvolle Musik, einfach durch ihre Einstimmigkeit, kunstvoll durch den mannigfach verschlungenen Bau der Verse und Strophen. Sie ähnelt den bekannten Intonationen des kirchlichen Chorals, der ja auch gleichzeitig mit der weltlichen Musik seine Blüthezeiten hatte. Denn während dem ältesten Völkerwanderungsgesang die einfachen ambrosianischen Hymnen zur Seite gingen, lassen jetzt auch Sänger der geistlichen Minne ihre Sequenzen erschallen. Mit den uns noch erhaltenen Melodien der weltlichen Minnesänger, die in dem süßen wohlklingenden Mittelhochdeutsch Herrendienst, Frauendienst und Gottesdienst besangen, könnten wir nicht einen, sondern mehrere Concertabende füllen. Unter diesen Resten sei außer zwei Melodien von Walther nur ein wirkliches Bußlied des wohlbekannten Tannhäuser's erwähnt, und ein Lied des niederösterreichischen Sängers Litschauer aus Stadt und Schloß Litschau. Dann sind uns auch über vierzig Melodien zu Tanzliedern des bekannten Minnesängers Neidhart von Reuenthal erhalten, dessen Grab an der Stefanskirche eben restaurirt wird, von dem die bekannte Geschichte mit dem ersten Veilchen geht, und der durch seine Abenteuer und Schwänke mit den Bauern und Bäuerinnen des Marchfelds und Tullnerfelds bis in die Zeit der Buchdruckerkunst populär blieb. Mit diesen Weisen, nach denen sich sehr gut tanzen läßt, könnte man auch noch mehrere Kränzchen und Bälle musikalisch versorgen.

Eine dritte musikalische Blüthe, ein drittes classisches Zeitalter beginnt mit dem Anfang der neueren Zeit, mit der Regierung Maximilians, des letzten Ritters. Es ist das die Blüthezeit der niederländischen und deutschen Contrapunktik. Als Herr von Burgund vereinigte Maximilian in seiner Kapelle beide nationalen Musikstyle, deren Wesen in der kunstvollen Mehrstimmigkeit besteht. Während nämlich im frühen Mittelalter wie im Alterthum die Musik wesentlich einstimmig war, mit nebensächlicher Begleitung von Instrumenten, hat sich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die Kunst des mehrstimmigen Gesanges herausgebildet. Der einstimmige kirchliche Choral, das einstimmige weltliche Volkslied, sie

werden jetzt in höchst kunstvoller Weise von drei, vier oder mehr Stimmen ausgeführt, die sich gegenseitig nachahmen, verschlingen und so eine volltönige Harmonie bewirken. Die früheren Sänger und Erfinder von Liedweisen sind jetzt zu Tonsetzern, zu Componisten geworden, die gewöhnlich nicht ihre eigene Melodie, auch nicht mehr ihr eigenes Gedicht musikalisch bearbeiten. Aus den vielen Tonsetzern sei nur Heinrich Isaak der Deutsche, der größte dieser Zeit, Hofmusicus Kaiser Maximilians in Wien, herausgehoben. Er ist wahrscheinlich der Componist des berühmten »Innsbruck, ich muß dich lassen«. Seit dieser Zeit standen in kaiserlichen Diensten immer Componisten von europäischem Rufe. Die Niederländer Jakob Vaet und Christian Hollander dienten den Kaisern Karl V. Ferdinand I., Maximilian II., der Krainer Handl oder Gallus dem Kaiser Rudolf II.

Eine vierte musikalische Blüthezeit Wiens könnte man im Jahrhundert vom dreißigjährigen Krieg bis auf Karl VI. erkennen. Es ist die Zeit, wo fast alle habsburgischen Kaiser nicht nur die Musik pflegten, sondern selber in mehr als dilettantischer Weise ausübten als wirkliche Componisten. Es ist die Zeit der höchsten Blüthe der ausstattungsreichen Wiener Hofoper nach italienischem Muster, es ist die Zeit, wo Johann Josef Fux, der österreichische Palestrina, in Wien eine Nachblüthe des reinen Palestrinastyls erstehen ließ.

Ueberblicken wir die Musikgeschichte Wiens bis zu dieser Zeit, so sieht man, daß unsere Stadt als ein Mittelpunkt der Tonkunst seit jeher ausersehen war, und daß es vielleicht nur die Schuld widerstrebender Verhältnisse war, wenn diese bevorzugte Stellung nicht immer genügend ausgenützt wurde. Vor Allem scheint es mir aber die Schuld einer nachlässigen Ueberlieferung und einer minder sorgfältigen Pflege zu sein, wenn nicht immer das Höchste erreicht wurde, oder wenn die hier gelegten Keime nicht immer zur vollen Blüthe kamen, wenn der Ruhm heimischer Kunst gegenüber anderen Stätten von treuerer Pflege verblaßte. So ist ja unsere erste epische Blüthe uns nur mehr durch das bewußt, was der Norden an Uebersetzungen und Fortbildungen erhalten hat. Selbst unser Nibelungenlied hat nicht die höchstmögliche Vollendung erfahren, die diesem classischen Stoffe gebührt hätte. Unsere zweite lyrische Blüthezeit hat an der Concurrenz anderer Stätten, z. B. der Wartburg, gelitten,

und nicht in einheimischen Handschriften sind die Lieder und Sangweisen dieser Zeit erhalten. In der dritten Blüthezeit, als die kaiserliche Hofkapellmeisterstelle in Wien der höchste musikalische Ehrenplatz der Welt war, hat man sich die Namen allerersten Ranges doch oft entgehen lassen. Wien kann z. B. nicht wie München mit einem Orlando Lasso prunken, nicht nur zum Schaden seiner Reputation, sondern wohl auch zum Schaden der Kunst. Denn nur dann, wenn der größte Meister am günstigsten Orte sich entfalten kann, entsteht das Ueberwältigendste. Auch in der leopoldinischen, vierten Blüthezeit wird die Kunstpflege nicht im höchsten Style aufgefaßt, sie bleibt zu höfisch im engeren Sinne, ohne sich zu wahrhaft imperatorischer Weltbedeutung aufzuschwingen. Die großen Talente dieser Zeit sind in Italien und in Norddeutschland.

Dessenungeachtet darf man nicht verkennen, daß all das, was in mehr als zwölf Jahrhunderten auf dem Wiener Boden für Musik geleistet worden ist, die Vorbedingung dafür war, daß nun seit der Mitte des 18. Jahrhunderts fünf Männer: Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Künstler ersten Ranges, neben- und nacheinander Wien zur unbestrittenen Musikhauptstadt der Welt machen konnten. Davon ist nur Einer, der letzte, Schubert, ein geborener Wiener, nur Einer noch ein Oesterreicher im engeren Sinne, nämlich Haydn, nur Einer noch ein entschiedener Süddeutscher aus dem damals noch nicht österreichischen Salzburg. Gluck kommt von der bayrisch-böhmischen Grenze über Böhmen nach Wien, Beethoven, als entfernter Nachkomme der Niederländer, vom Niederrhein. Dennoch verwienern Alle gleichmäßig, durch den historischen Zauber des Ortes bezwungen. Sie bringen in verschiedener charakteristischer Weise das Typische des Wienerischen zum classischen Ausdruck.

Wenn ich dies Wienerische vorerst nur im Gemeinsamen und Allgemeinen zu charakterisiren suche, so mag es in einer lebendigen, lebenslustigen, warmherzigen, begeisterungsfrohen, etwas romantisch angehauchten, das Langweilige, Steife, Akademische und Doctrinäre hassenden Beweglichkeit des Geistes bestehen, die aber jede Sache, jede Situation bis ins Tiefste und Höchste auszuschöpfen sucht, sich ganz hingibt, sich ganz ergreifen läßt und ergreifen will, die das Erhabene menschlich, das Komische mit künstlerischem Ernst behandelt. Die Seite des Gefühls und der Phantasie ist reicher und voller ausgebildet, als die Willens- und Ver-

ſtandesſeite. Das Rohe, das Trockene, das Geſuchte iſt ihm fremd, nicht aber das Eigenthümliche, das Intereſſante. Die Luſt wird durch Frömmigkeit, die Weichheit durch eine herbe Grazie temperirt. Anmuthige Natürlichkeit will keine geſpreizte Poſe aufkommen laſſen. Dem Volksthümlichen, dem Bodenſtändigen wird ſein Recht gewahrt. Vielleicht iſt es thöricht, das Undefinirbare definiren zu wollen, aber jeder Wiener oder Zugereiſte fühlt das eigenthümliche Wiener Genre (»dem Weana ſei Schan«), das vielleicht eben nur in einem ausgeſprochenen Stylgefühle für die eigene Beſonderheit und in der liebevollen Pflege derſelben beſteht, die ſich in dem ſelbſtbewußten Spruch äußert: »Mir ſan mir!« Es ſcheint ſomit das Wieneriſche ein charaktergebendes Element zu ſein, ein beſonders günſtiger Nährboden für Muſenpflanzungen, der aber freilich ohne ſorgſame Pflege allein auch nichts Großes hervorbringen kann. Man wird zur Erklärung dieſer günſtigen Grundlage auf die charakteriſtiſche Lage Wiens am Kreuzungspunkt der Donau und der Alpen recht im Herzen von Europa, an dem Kreuzweg des Nordens, Südens, Oſtens und Weſtens, an der Vermittlungsſtelle mannigfaltiger, alter und neuer Culturnationen erinnern können, woraus auch die weltgeſchichtliche Stellung Wiens als Kaiſerſtadt, als Vorburg der Chriſtenheit gegenüber dem Orient u. ſ. w. zu erklären iſt.

Nach dieſen allgemeinen Erwägungen werden wir im Stande ſein, die Bedeutung der einzelnen »Claſſiker« beſſer würdigen zu können. Als der bis dahin ganz im herrſchenden italieniſchen Modegeſchmack befangene Operncomponiſt Chriſtoph Willibald Gluck plötzlich im Jahre 1762 als 48jähriger den entzückten Wienern ſein muſikaliſches Drama »Orpheus und Eurydice« vorſetzte, da war es der echte Wiener Styl, der dabei zum Durchbruche kam. Es war das Natürliche, Einfache, Gediegene, gegenüber dem Angeſchwollenen, dem »Pflanz«, der übertriebenen Muſikmacherei der Zeit. Man kann die großartige Reform Gluck's auf dem Gebiete der Bühne nicht hoch genug anſchlagen. Er griff damit auf cäſariſchem Boden auf die claſſiſcheſten Traditionen des Alterthums zurück. Bekanntlich war ja das antike, das griechiſche Drama weſentlich mit Muſik verbunden. Bei den Griechen und Römern gehörte die Muſik mit in die Definition des Dramas, ein Drama ohne Muſik war nicht denkbar. Erſt die pompöſen Chöre und Chortänze, die Melo-

dramen, Lieder und Recitative machten das dramatische Kunstwerk aus und verhalfen ihm zu seiner großen Wirkung. Das griechische Drama war gerade so angelegt, wie die musikalischen Mysterienspiele des Mittelalters, wie die Singspiele und die Volksstücke der neuern Zeit, die eben ihre höchste Blüthe im Wiener Volksstück, im Raimund'schen Märchenspiel mit Chören, Melodramen, Couplets u. s. w. gefunden haben. Als man um das Jahr 1600 in Florenz das alte Ideal des griechischen Dramas wieder ins Leben rufen wollte, da entstand die Oper. Man war damit allerdings von einem Extrem in das andere gefallen; während im Schauspiel zu wenig Musik ist, ist in der Oper zu viel. Die Musik überwog auch immer mehr, besonders die mit Coloraturen überladene Virtuosenarie und daneben das trockene, langweilige, ausdrucksloſe Recitativ. Gluck that nun den großen Schritt, daß er wieder den Chor in seine alten wohlbegründeten Rechte einsetzte. Dies ist so sehr die Hauptsache, daß auch heute noch in seinen Opern die Chorgesänge und Chortänze nach meinem Geschmack das Frischeste und Wirkungsvollste geblieben sind. Aber auch die Arie und das Recitativ hat Gluck reformirt. Die Arie hat er vereinfacht, verinnerlicht, der schlichten deutschen Liedform genähert, die Recitative hat er belebt, ausdrucksfähiger gestaltet. Er hat, kurz gesagt, wie er sich selber ausdrückt, die Musik zu ihrer wahren Bestimmung zurückgeführt, die da ist, die Dichtung zu unterstützen, den Ausdruck der Gefühle und das Interesse der Situationen zu verstärken, ohne die Handlung zu unterbrechen. Er hat sich nichts daraus gemacht, wenn der alte Händel als absoluter Musiker ihm vorwarf, weniger vom Contrapunkt zu verstehen, als sein Schuhputzer.

Außer dem Orpheus hat Gluck in Wien noch die »Alceste« und »Paris und Helena« in gleichem Style aufgeführt. Dann hat er, etwas allzu ungeduldig nach weiteren Erfolgen, den Wiener Boden verlassen, um in Paris, unterstützt von Marie Antoinette, der Tochter seiner Kaiserin, die beiden »Iphigenien« und die »Armida« auf die Bühne zu bringen. So großartig und durchaus wieder neu diese Pariser Werke Gluck's sind, so möchte ich doch das Bedauern aussprechen, daß dadurch wahrscheinlich eine noch weitergehende, alles vollendende Reform des Dramas, und die congeniale Verbindung der Musik mit der gleichzeitigen

deutschen Literaturblüthe verhindert worden ist. Gluck hatte nämlich schon die Chöre zu Klopstock's vaterländischen Dramen im Kopfe entworfen; leider ist er nicht dazu gekommen, sie aufzuschreiben. Er hat auch nur die Musik zu 6 Oden von Klopstock veröffentlichen können. Es ist gar nicht abzusehen, welche Kunstwerke aus einer weitergehenden ebenbürtigen Durchdringung von Musik und Poesie hervorgegangen wären. Es ist zu bedauern, daß Gluck, der doch so viel Werth auf Poesie legte, daß er den Compositionen seines Schülers Salieri vorgeworfen haben soll, sie röchen zu sehr nach Musik, ja daß er von sich selber sagte, er suche mitunter zu vergessen, daß er Musiker sei, — es ist zu bedauern, daß Gluck sich doch mit minderwerthigen italienischen und französischen Operntexten begnügte, und daß die Meisterwerke der deutschen Literatur ohne würdigen musikalischen Schmuck blieben. Man kann sagen, daß durch dies gespannte Verhältniß von Poesie und Musik unsere deutsche Kunst eigentlich, um wienerisch zu sprechen, verpatzt wurde. Es fehlte durchaus das einander befruchtende Ineinanderarbeiten der beiden tönenden Künste, wie es zur höchsten Vollendung nöthig ist.

Gluck hat die Prophezeiung ausgesprochen, daß seine Werke die Jahrhunderte überleben werden, da sie mit den Gesetzen der Natur übereinstimmen, die keiner Mode unterworfen sind. Dies ist das Wienerische an ihm, und vielleicht auch noch der Umstand, daß er, wie er sich auch wiederholt rühmt, mehr Dichter und Seelenmaler als Musikant ward.

Dieselbe von Anmuth und Poesie umwobene natürliche Seelenmalerei ist auch das Charakteristische des zweiten Wiener Meisters: Josef Haydn's. Aber, wenn in Gluck die heroischen Töne der altösterreichischen Heldensänger wieder erwachen, so lebt in Haydn jene Freude an Natur, Frühling und Frühlingsluft wieder auf, die einst unseren Minnegesang belebt hat. In diese Erbschaft theilt er sich mit Mozart, nur überläßt er diesem das Gebiet der eigentlichen Minne und hält sich mehr an die harmlosere, leidenschaftsfreie Natur.

Ich habe einmal beabsichtigt und auch angefangen, mir ein musikalisches Bilderlexikon anzulegen, d. h. ein Buch, wo das in Noten ausgedrückte musikalische Bild möglichst vieler Begriffe und Vorstellungen zu finden sei, z. B. Freude, Schmerz, Tanz, Marsch, Behagen, Humor, Sonnenaufgang, Vogel, Löwe, Schlange, Engel, Wind, Gewitter, Sturm, Blitz und

Donner, Licht, Feuer, Dunkel, Wald, Baum, Schwert, Ring u. s. w. Dieses Lexikon sollte beweisen, daß die Musik allzeit im Stande war, oder wenigstens allzeit es unternommen hat, solche mehr oder weniger bestimmte Vorstellungen zu malen. Das Material für ein solches Lexikon liegt in der Musik aller Jahrhunderte von den Resten griechischer Musik und vom Gregorianischen Choral bis auf Orlando Lasso, Palestrina, Richard Wagner und Liszt. Dabei würde aber Vater Haydn eine besonders reiche Quelle sein, wie jeder weiß, der seine beiden großen Oratorien, »Schöpfung« und »Jahreszeiten«, gehört hat. Aber auch in seinen reinen Instrumentalsachen, in seinen Symphonien, Sonaten, Quartetten, scheint jedes Thema ganz deutlich etwas besonderes zu sagen, eine Stimmung auszudrücken. Es ist nicht bloß abstracte Musik, kein ausgerechnetes, abgezirkeltes Tönespiel, es ist eine Rede, Ausdruck eigener Gefühle, Mittheilung derselben an andere. Das ist es, was seine Musik so lebendig macht. Es ist der Geist, die Seele, die darin wirkt, die sich die Form geschaffen hat, deren Hauch wir immer noch, trotz Zopf und Puder, vernehmlich spüren.

Die musikalische Sprache, in der Haydn dies Alles ausdrückt, ist ja auch uns keine fremde; es ist die des Volksliedes, und zwar gerade die des österreichischen Volksliedes, des österreichischen Volkstanzes. Volkskunst, Volkspoesie hat sich ja immer als die werthvollste Erneuerin der höheren Kunstformen erwiesen. Die großen Meister aller Zeiten und aller Kunstgebiete haben viel mehr dem Volke und seiner naiven Kunstübung zu verdanken, als umgekehrt. Auch in unserer viellehrenden und so übermäßig volksbildenden Zeit wäre es vielleicht angezeigt, wenn diese Volksbildner zuerst auf die vorhandene Bildung des Volkes eingingen, sie würdigen lernten. Sie würden dadurch zur Einsicht kommen, daß das, was man dem Volke von unserer fragwürdigen Civilisation aufzupfropfen sucht, unbedeutend und fragmentarisch ist im Vergleiche zu den traditionellen Schätzen, die das Volk seit Jahrhunderten als Weltanschauung, Sitte, Gebrauch, Kunstübung, Poesie u. s. w. besitzt, — Schätze, die von allen irdischen Dingen am wenigsten leicht veralten.

Es ist in dieser Beziehung charakteristisch, daß Haydn seine berühmteste und populärste Composition, die wir heute etwas volltönig »Volkshymne« nennen, nur als »Volkslied« bezeichnet wissen wollte. Er,

das Kind des Volkes, der seine Kunst aus dem Volke geschöpft hatte, durfte auch ohne magisterhafte Anmaßung es wagen, dem Volke seine Melodie als Volkslied zu bieten.

Die Idee zu einem solchen Volksliede soll Haydn aus England gebracht haben, aus demselben Lande, das zuerst das Verständniß für Volkspoesie bei Herder erweckte. Die »Schottischen Melodien« sind bekanntlich sowohl für die Literatur wie für die Musik von Bedeutung geworden. Haydn's Melodie ist aber Volkslied nicht nur in Österreich geblieben. Es dient allen deutschen Stämmen zum Ausdrucke höchster nationaler Begeisterung. Es ist sogar kirchliches Volkslied geworden als Melodie zum »Tantum ergo«. Es war ja von Haydn ursprünglich als Gebet gemeint und scheint auch sein musikalisches Motiv aus der gregorianischen Intonation des »Stabat mater« zu schöpfen.

So kommen wir allmälig auf Haydn's religiöse Musik zu sprechen. Man hat den Meister den eigentlichen Begründer des Weltlichen in der Musik genannt, man hat seine Messen wegen der Heiterkeit der aus ihnen sprechenden Gemüthsstimmung für unkirchlich erklärt. Für unsere Zeit gewiß mit Recht; aber zwei Dinge kann man dagegen anführen: erstens, daß uns die Religiosität keines Musikers so gut, gründlich und allseitig bezeugt ist, als gerade die Haydn's, und zweitens, daß zu allen Zeiten die höchsten Formen und Ausdrucksweisen der weltlichen Musik auch für den Ausdruck kirchlicher Andacht verwendet wurden. Die ersten Hymnen der Kirche stehen in ebenso innigem Zusammenhange mit der damaligen antiken weltlichen Volksmusik wie später die Sequenzendichtung. Palestrina hat genau in demselben Palestrinastyl, den er später auf Messen und Hymnen übertrug, ursprünglich weltliche Madrigale componirt u. s. w. Es ist ein musikgeschichtlicher Irrthum zu glauben, daß es einen vom weltlichen Styl ganz verschiedenen Kirchenstyl gibt. Ja, die übergroße Heiterkeit Haydn's in seinen Messen scheint mir eher für die außerordentliche Frömmigkeit des Meisters zu sprechen, dem überall wohl wurde, wenn er den Namen Gottes hörte, der sich aber doch ganz zu Hause und ganz behaglich, ganz kindlich und zufrieden nur im Hause Gottes fühlte, nicht in seiner Wohnung bei seiner Xanthippe, nicht bei seinen ehrenwerthen Gönnern, nicht bei seinen Collegen.

Haydn war auch schon insofern der Glücklichste von unseren Musikclassikern, als er am wenigsten Anfeindung zu bestehen hatte. Er starb im Vollbesitze aller Anerkennung. Dem viel glänzender auftretenden Mozart ist es nicht immer so gut gegangen. Mißkannt wurde er schon in Salzburg; in Wien ließen ihn gleich von Anfang an die mißgünstigen Italiener nicht festen Fuß fassen. Kaiser Josef zweifelte, ob nicht der Sonatenmeister Clementi noch geschickter sei. Manchen imponirte selbst die Zauberflöte nicht so sehr wie die vielen Dutzende von Zauberopern eines Wenzel Müller. Mozart war eben gar zu genial. Er brachte gar zu viel Neues, Schönes, Großes. Ich selber erinnere mich, als ich in meiner Jugend zum ersten Mal Figaro's Hochzeit hörte, daß ich fassungslos wie in ein Meer von blendendem Sonnenlicht hineinstarrte, ohne eine Einzelheit festhalten zu können. In die Tiefe dieser Musik drang ich erst später ein, später als in die Musik der Meistersinger. Mozart scheint mir überhaupt derTiefsinnigste unserer Wiener Classiker zu sein, trotz seiner Schönheit und Anmuth. Er deckt eben, wie man von ihm passend gesagt hat, seine Abgründe mit Rosen zu. Es ist gerade nicht nothwendig, daß der Tiefsinn immer strenge Falten zieht. Aber wenn man gewisse Stellen aus Figaro's Hochzeit, dem Don Juan, der Zauberflöte, dem Requiem hört, so bekommt man den Eindruck, als sei es noch Niemandem geglückt, mit der wortlosen Sprache der Musik näher an die Räthsel des Lebens und des Todes, der Liebe und der Leidenschaft, des Schmerzes und der Lust, des Daseins und des Jenseits, des Sehnens und der Seligkeit heranzukommen. Verglichen mit Mozart's innerlichen Wirkungen kommen mir die großartigsten und zweifellosesten Stellen der größten Tondichter mehr äußerlich, mehr gemacht, mehr von dieser Welt vor. Es ist das jener unnennbare mystische Hauch der Genialität, der uns umwebt, wenn Mozart sein Bärbchen auch nur eine Stecknadel suchen läßt. Noch flagranter wirft sich dies Problem der Genialität auf, wenn wir erfahren, daß Mozart eines seiner allerernstesten Stücke, einen erschütternden Satz in F-moll ursprünglich für eine Spieluhr geschrieben hat. Man würde das heutzutage symbolistisch nennen. Mir kommt vor, als ob dort, wo Beethoven über Mozart hinaus zu streben scheint, wo er titanischer uns bedünkt, in Wahrheit die Steigerung keine innerliche ist, sondern eine mehr virtuose. Er führt mich nicht so entschieden wie Mozart oder Haydn aus dieser Welt der Claviere, Concerte und Theater in eine Jenseits von Dur und Moll gelegene.

Man muß aber nicht glauben, daß unserem Mozart seine musikalischen Offenbarungen im Traume zu Theil wurden. Das ist ein Haupt-irrthum, daß man meint, dem Genie werde Alles leicht. Das Gegentheil ist eher wahr. Mozart selber bezeichnet seine dem Altmeister Haydn gewidmeten Quartette als die Frucht einer langen mühseligen Arbeit. Die Genialität besteht nur darin, daß die Arbeit an der richtigen Stelle eingesetzt wird, daß sie auf das Wesentliche gerichtet ist, daß sie sich nicht verzettelt und vergeudet. Mit welchem Sinne für das Wesentliche hat Mozart schon seine Opernstoffe ausgewählt und dann gestaltet. Er war darin wie Gluck mehr Dichter fast als Musiker. Man kann beinahe sagen, daß er mit seiner Zauberflöte, mit seinem Don Juan, mit seinem Figaro die deutsche Literatur bereichert hat. Er hat damit Typen des volksthümlichen, idealen Dramas aufgestellt. Bekannt ist die Wirkung, die er damit auf die deutsche Literatur ausübte, bekannt ist die große Hoffnung, die Goethe und Schiller zu einer Zeit, da sie am gesprochenen Drama fast verzweifelten, in die Oper, insbesondere in die Mozart'sche Oper setzten. Sie erwarteten von der musikalischen Seite eine Erneuerung und Idealisirung der Bühne. So überwältigend, so imponirend erschienen unseren berühmtesten Weimarer Classikern die künstlerischen Errungenschaften unserer Wiener Classiker. Sie schienen ihnen der Vollendung näher zu liegen als ihre eigenen Arbeiten. Mich bedünkt allerdings, daß diese Ansicht auch über das Ziel schieße. Die richtige Mitte scheint mir ein Drama, überhaupt ein musikalisch-poetisches Kunstwerk zu sein, wo sich Musik und Poesie wirklich die Waage hält, wo die Musik nur zur Hebung, Schmückung und Vertiefung der Poesie da ist, in noch entschiedenerer, griechischerer Weise als es bei Gluck, Mozart und Richard Wagner der Fall ist.

Nicht mit Unrecht hat man die wehmüthige Erhabenheit des Requiem für Mozart's höchste und eigenthümlichste Leistung erklärt. Hier spricht sich die ganze Tiefe Mozart's aus, ebenso wie in einer Briefstelle an seinen Vater, wo er den Tod den wahren Endzweck unseres Lebens, den wahren besten Freund des Menschen nennt. Es ist das gleichsam metaphysische Streben, das auch seine heitersten Sachen zu durchwehen scheint. In diesem Sinne ist einmal der Ausspruch gethan worden, daß Mozart so jung sterben mußte, da sein Genius sonst der Welt zu viel verrathen haben würde.

In Beethoven, unserem vierten Classiker, sehen wir eine derbe, humorvolle, realistische, niederländische Natur auf den Wiener Boden verpflanzt. Wenn wir die Bilder des Meisters aus seiner früheren Zeit betrachten, so erspähen wir weniger den Schöpfer der Mondscheinsonate, als den lebensprühenden Humoristen. Humor ist noch bis in die letzten Quartette und die neunte Symphonie die charakteristische Grundstimmung seiner Muse. Dabei darf nicht die psychologische Thatsache vergessen werden, daß Melancholie und Humor sich sehr nahe liegen und gegenseitig fordern. Mir kommt vor, als ob heutzutage das wirkliche Porträt Beethoven's durch Zurückdrängung dieser humoristischen Züge etwas gefälscht würde. Man übersieht die realistischen Elemente in der Kunst Beethoven's, oder man möchte sie gerne wegidealisiren. Aber man erinnere sich im Vergleich zu Gluck, Haydn und Mozart an Beethoven's Lebensgewohnheiten, seine Briefe — man findet darin mehr Bürgerlich-Behagliches, um nicht zu sagen Philiströses, als bei jenen. Auch sein Schaffen ist realistischer, zeitgemäßer, gelegentlicher als man sich immer vorhält. Das was über den Fleiß des Genies gesagt wurde, gilt von ihm noch mehr als von irgend einem andern. Wir besitzen Beethoven's Skizzenbücher, wo wir seine wohlbekannten unsterblichen Gedanken verfolgen können, nicht als plötzliche Eingebungen des Augenblicks, sondern als Producte ausdauerndster Feile. Oft treten dem Meister die Gedanken zuerst in höchst unscheinbarer Gestalt auf. Würde er sich wie ein gewöhnliches Talent dabei beruhigt haben, so hätte er die Mittelmäßigkeit nie überschritten, ja kaum erreicht. Er aber feilt und arbeitet, verändert und bosselt so lange an seinem Motiv, bis es kaum mehr zu erkennen ist, bis es endlich das Gepräge des Genius in jeder Note an sich trägt. Diese Skizzenbücher sind die unschätzbarste Schule der Kunst. Denn sie offenbaren ein Geheimniß des genialen Schaffens, das sonst von schädlichen Vorurtheilen ganz verschleiert ist. Dieselbe Lehre predigen ja auch die Skizzenbücher großer Maler. Auch hier ist es oft erstaunlich, wie gerade die genialsten, die höchsten Namen durch unabläßige Arbeit eine ursprünglich unbedeutende Skizze Schritt für Schritt zum ewigen, scheinbar nothwendigen Meisterwerk ausgestalten.

Eine andere nicht genügend gewürdigte Thatsache ist die innige Verbindung des Beethoven'schen Schaffens mit der wirklichen Welt und

der Zeit, mit Politik, mit Gelegenheitsereignissen. Er ist einer der actuellsten Künstler gewesen. Er beginnt mit Cantaten zum Tode Kaiser Josefs, zur Thronbesteigung Kaiser Leopolds. Seine berühmteste Symphonie wird ein musikalisches Gemälde Napoleon Bonaparte's, er schreibt Gesänge für die Wiener Freiwilligen, er schildert als musikalischer Journalist die Schlacht bei Vittoria, verherrlicht durch Gelegenheitscompositionen den Wiener Congreß, die Einweihung der Josefstädter und einer Pester Bühne. In novellistischer Weise zieht er aus persönlichen Erlebnissen die Anregungen zu Sonaten, Symphonien und Quartetten. Selbst in seine große Messe hört man den Kriegslärm jener Zeiten hinein tosen. Wie niederländisch genrehaft ist auch der herrliche Fidelio gerathen im Vergleich zu allen andern Opern. Wie realistisch ist es, wenn Beethoven in seinem Skizzenbuch sich die erlauschten Naturstimmen der Bäche aufschreibt und dieses Material zum Aufbau der Pastoralsymphonie benützt. Ich selber habe einst das Gemurmel des Schreiberbaches bei Heiligenstadt mit der Beethoven'schen Aufzeichnung und Verwendung verglichen und als ziemlich übereinstimmend constatiren können. Man sieht aus alledem, wie mächtig Beethoven von der Wirklichkeit der Dinge erfaßt wurde, wie fest er der Natur ins Auge sah, wie wenig gleichgiltig ihm die geschichtliche Welt da draußen war. Er hat mit größerem Realismus als irgend ein Musiker die ihn umgebende Natur und die sein Leben begleitenden Weltereignisse wiedergegeben. Er hat das große historische Weltendrama, das er erlebt hat, mit Ouverturen, Zwischenactsmusik, Chören und Melodramen, mit Festaufzügen und Weiheklängen ausgestattet. Das ist vielleicht sein Hauptkunstwerk, das allerdings die Schranken eines Concert- oder Theaterabends gesprengt hat. Aber das Wirken jedes großen Künstlers ist ein Gesammtkunstwerk, das nicht vom beschränkten Standpunkt eines Theaterkritikers betrachtet werden darf, sondern aus himmlischer Vogelperspective. Es ist ein Schauspiel für Götter, für congeniale Geister, die im Stande sind, das in einer Gesammtanschauung zu vereinigen, was der Tag und das drängende Leben zerstreut und zerpflückt.

Wenn wir nun Schubert, den fünften Wiener Classiker, mit einem Wort charakterisiren sollen, so müssen wir im Geiste der Romantik sein innerstes Wesen erkennen. Er führt das dem großen Lebensstrom am meisten abgekehrte Leben. Er haust in einem Träumeland der Poesie

wie Odyſſeus, als er bei den Phäaken iſt. Es iſt ein ſublimirtes Wienerthum, in dem er webt, ein ſtyliſirtes und durch Guitarren, Ständchen, Mondſchein, Mittelalter ꝛc. geſchmücktes. Er ſieht die ihn umgebende Frohnatur nicht mit dem derben Auge eines Niederländers, ſondern mit dem verſchönernden Auge des Romantikers, der ſeine eigenen Gefühle Allem aufprägt. So etwa hat Schwind, Schubert's Freund, die Natur und die Menſchen geſehen. Er legt die moderne Kleidung in claſſiciſtiſche Falten, er macht aus jedem Mädchen eine Fee oder Prinzeſſin, aus jeder Hütte einen Märchenbau, aus jedem Wald einen Märchenwald. Die romantiſche Muſik des Wieners Schubert iſt einer der vielen Beweiſe, daß Wien eine eigentlich romantiſche Stadt iſt. Wenn man nur einheimiſche Tendenzen hätte walten laſſen, ſo würde in Wien nicht Renaiſſance, Gothik, Barocke oder Rococo, ſondern jener romaniſch-romantiſche Styl herrſchend geworden ſein, den wir in den Märchenbildern Schwind's und in einigen Bauten van der Nüll's und des jungen Ferſtel ſehen. Und erſt in einem ſolchen Styl würden uns die Melodien Schubert's vollkommen heimiſch wiederhallen. Es wäre das der Styl, in dem ſich auch die Märchenſtücke Raimund's erſt als das zeigen würden, was ſie ſind, nämlich als die höchſten Kunſtwerke des neueren Dramas, in denen thatſächlich ſeit den Zeiten der Griechen, auf ganz originaler Grundlage, das richtige Verhältniß von Poeſie und Muſik zur vollſten, volksthümlichſten Wirkung erreicht iſt. Und wenn Jemand das Amt hätte oder die Macht, alle Kunſtbethätigungen Wiens zielbewußt nach einer gedeihlichen Richtung hinzulenken, damit ſich die Kräfte nicht zerſplittern, nicht gegenſeitig hemmen, nicht auf unfruchtbare Ziele verirren, ſo könnte man ihm nichts Beſſeres rathen, als alle die Keime, die in der Romantik Schubert's, Schwind's und Raimund's aufgeſproſſen ſind, aufs Sorgfältigſte zu pflegen; von hier aus ſcheint mir am eheſten eine einheitliche Kunſt und Cultur, ein Styl organiſch entwickelbar zu ſein, ein Styl, der ſchließlich nicht nur für Wien und Oeſterreich von belebender Bedeutung wäre.

Die romantiſchen Neigungen Schubert's ergeben ſich nicht nur aus den Vertonungen romantiſcher Gedichte und Schauſpiele, ſondern aus der ganzen Grundſtimmung ſeiner Muſe. In dieſer Beziehung iſt für ihn der große Modulationsreichthum charakteriſtiſch. Die älteren Meiſter gehen ſelten

über leitereigene Harmonien hinaus, bei Gluck, Haydn, Mozart ist neben Tonika und Oberdominante schon die Unterdominante und beide Medianten selten. Es mag dies mit einer Anlehnung an die volksthümliche Harmonik der Alpenlieder zusammenhängen. Schubert's Harmonienwechsel ist aber unvolksmäßiger, er weicht absichtlich jenen einfachen Modulationen aus, er will fremdartig, romantisch wirken, nicht aus Eigensinn, sondern weil seine Muse Lust und Schwungkraft genug hat, den heimischen Boden blos mit den Zehen zu streifen, weil sie über die Wirklichkeit hinausstrebt. Es ist ein kühneres Wagen in ihr. Das ist ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche. Aber man kann nicht Alles zugleich haben wollen: Idealismus und Realismus, Dur und Moll. Jedenfalls ersieht man aus dieser, wie ich hoffe, nicht zu einseitigen Charakteristik, daß Schubert's Musik mehr ist als die Idealisirung Wiener Bänkelgesangs. Seine Muse ist eine ernste Muse. Was ihr etwa fehlt, ist höchstens, daß sie der Wirklichkeit nicht immer fest genug ins Auge gesehen hat. Karl Löwe, Schubert's bescheidenerer nordischer Zeitgenosse, hat durch realistischere Zeichnung gleicher romantischer Stoffe manchmal noch tiefere Wirkungen erzielt. Interessant ist aber, daß in den Ossian'schen Gesängen, die Beide meisterhaft vertont haben, ihr Styl sich fast zu verschmelzen scheint. Mag aber auch in Declamation, Haltung, Zeichnung, Malerei, Stimmung hier Schubert einen gefährlichen Nebenbuhler gefunden haben, im rein Musikalischen schlägt er jeden Mitbewerber.

Mit Beethoven's und Schubert's Tod endigt die classische Musikperiode Wiens. Manche Namen reihen sich gleichzeitig den fünf Koryphäen an. Salieri verbindet als Schüler Gluck's, als Nebenbuhler Mozart's, als Lehrer Schubert's die ganze Gruppe.

Aber wie jene Periode nicht die erste, sondern schon die vierte Blüthe der Musik in Wien bedeutet, so ist auch seither die musikalische Tradition nicht abgebrochen, obwohl es gerade nun talentfeindlichen Elementen gelang, den Genius von Wien abzuschrecken und zu exiliren. Es folgte die Virtuosenzeit. Aber unsere Kurzsichtigkeit erkannte in dem größten Virtuosen, in Liszt, leider nicht auch den ebenbürtigen Nachfolger und Fortsetzer unserer Classiker. Die große Bewegung der neudeutschen Musik ging für Wien halb verloren, obwohl es Zeiten gegeben hätte, wo man Liszt und Richard Wagner an Wien hätte fesseln können. Es wäre der

Kunst und den Künstlern zum größeren Heile gewesen, am meisten der Stadt selber. Wie ganz anders hätte sich Liszt's Genius in Wien entfalten können als in Weimar! Wie ganz anders würde eine Weihefestbühne in Wien wirken, als sie in Bayreuth wirkt. So unnütz es scheint, über derlei abgethane Dinge nachträglich zu jammern, so muß es doch gesagt werden als Lehre für die Gegenwart und für künftige Zeiten. Es ist unglaublich, mit welch geringen Mitteln, mit wie wenig Entgegenkommen, ja bloßem Dulden, man den Genius fesseln und ihm so für Jahrzehnte zum Segen, Glück, Freude und Wohlstand spendenden Schutzgeist einer Stadt, einer Generation machen kann. Bitterkeit muß den Kunst- und Menschenfreund erfassen, wenn er sieht, welche magere Gastfreundschaft den schöpferischen Meistern ersten Ranges geboten wurde, die dann erst, fünfzig oder hundert Jahre nachdem sie halb verhungert und vergessen verkommen sind, als die eigentlichen Träger des Weltruhms, der Ehre, des Ansehens einer Stadt erkannt werden. Aber das ist der Lauf der Welt; es scheint, als ob es so sein müßte; denn wir haben durch lange und beschämende Erfahrungen nicht viel gelernt. Alle großen Musiker haben sich ja trotzdem nach Wien gesehnt. Karl Löwe hat es zu spät bedauert, daß er im trüben Norden und nicht in Wien — sein Martyrium durchgemacht hat. Schumann ist es fast ebenso ergangen. Brahms, der eine Zeit lang als der Nebenbuhler Richard Wagner's angesehen wurde, ist zwar bei uns — vielleicht schon aus Opposition gegen den anderen verhaßteren Meister — gut aufgenommen worden, und hat, obwohl auch er anfangs sehr rücksichtslos von Publicum und Kritik behandelt wurde, doch Wien zu seiner dauernden Heimstatt ausersehen. Aber, o wehe, wie ist es erst dem jüngst verstorbenen Bruckner ergangen! Der Umstand, daß er zu den Wenigen gehörte, die wirklich etwas »können«, hat hingereicht, ihn zeitlebens und bis über den Tod hinaus zum Stichblatt aller schlechten Witze zu machen. Es besteht in der That eine Verschwörung aller Unfähigen, aller Unwissenden, aller Unvermögenden, die glauben, ihre gute Sache an dem schöpferischen Künstler rächen zu müssen. Vielleicht wird dies von der allgerechten Vorsehung zugegeben, um den Künstler nicht gar zu übermüthig werden zu lassen. Er soll wohl für die ungeheuere Gnade des Künstlerthums ein Gegengewicht bekommen, damit er unverdienter Weise nicht gar zu glück-

lich werde, damit die anderen Unbegabteren nicht allzu sehr benachtheiligt scheinen. Vielleicht gehört das zu den Geheimnissen der göttlichen Weltgerechtigkeit. Das ist aber kein Grund, daß wir uns den Henkern der Kunst zugesellen.

Nach diesen rückwärts gewendeten Betrachtungen dürfen wir zum Schlusse auch einen Blick in die Zukunft der Musik wagen, auf Grund der Erfahrungen unsere Erwartungen oder Wünsche aussprechen. Wenn wir nun aus der Geschichte der Musik eine Lehre ziehen können, so dürfte es die Warnung sein, die Musik nicht allzu sehr ihrer Schwesterkunst, der Poesie, zu entfremden. Wo die beiden Hand in Hand gehen, werden die dauerndsten Kunstwerke erstehen, wo sie sich trennen, werden beide darben. Beide müssen eine uneigennützige Rücksicht auf einander nehmen. Beide müssen zur Einsicht kommen, daß ohne ein Zusammenwirken nichts Vollendetes herauskommen kann. Poesie ohne Musik ist schwunglos, Musik ohne Poesie ist haltlos. Alle großen Reformen der Musik sind darin Eins gewesen, die Musik wieder ihrer Stellung zur Poesie zurückzuführen, die allzu wuchernden Auswüchse des reinen Musikantenthums und Virtuosenthums zurückzudrängen. So hat Palestrina die Musik durch Austreibung der niederländischen contrapunctischen Künsteleien und durch strengeren Anschluß an den Text gereinigt und gerettet. Die Begründer der monodischen Musik und der Oper sind um das Jahr 1600 noch weiter in dieser Tendenz gegangen. Als wiederum die absolute Musik mit ihrem selbstgefälligen Virtuosenprunk die Opernarie überwucherte, hat Gluck durch Zurückziehen auf den poetischen Standpunkt wieder Musik und Kunst reformirt. Richard Wagner und seine Schule haben das gleiche Programm ausgegeben. Aber mich bedünkt, als ob wir jetzt wieder in einer Periode des allzu üppigen Musikalismus stecken würden. Die Zeit riecht, wie Gluck sagen würde, wieder allzusehr nach Musik. Die Musik bläht sich, zu ihrem eigenen Schaden, zu sehr auf, und es thäte ein Palestrina oder Gluck Noth, der uns zeigte, daß wir vor lauter Uebermaß von Mitteln keine Wirkungen mehr erzielen. Ich stelle mir diese Reform allerdings noch radicaler vor, als sie Palestrina oder Gluck ausführten. Das Ideal der mit der Poesie vereinigten Musik liegt nämlich noch weiter zurück, es liegt in jenen Zeiten der Griechen und der mittelalterlichen Dichter, wo Dichten und Componiren überhaupt keine getrennten

Kunſtzweige waren, wo derſelbe Künſtler ein Drama ſchrieb und die dazugehörige Muſik componirte, wie es Aeſchylos, Sophokles, Euripides gethan haben, wo der Componiſt ſich ſeine eigenen Texte ſchrieb, wie es Pindar, Sappho, wie es Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eſchenbach thaten. Eine ſolche Reform wird zum Heile der Poeſie wie der Muſik, zum Heile der Cultur und unſerer Nerven ſein, die, wie mir ſcheint, gerade durch die Ueberhäufung mit polyphoner Muſik am meiſten zu leiden haben. Schon darum wird eine ſolche Reform nothwendig ſein, weil die pſychologiſche Aufnahmsfähigkeit ihre Grenzen hat. Man fürchte keine Beeinträchtigung der Kunſt. Ihre Größe und Erhabenheit beſteht ja nicht in phyſiſcher Häufung von Stimmen und Inſtrumenten, ſondern in den einfachſten, aber richtig verwendeten Mitteln. Dieſe einfachen Mittel wird aber die Kunſt umſomehr ergreifen müſſen, je mehr ſie wieder, ihrer alten und eigentlichen Aufgabe gemäß, auf das ganze Volk wirken ſoll.

Beethoven.

Neunte Symphonie, vierter Satz.

Von **Friedrich Adler.**

Ich bin ein Mensch und will meine Freude!

Schal wird der Trunk,
Den das Glück credenzt
Millionen von Lippen;
Ungenossen und unempfunden
Bringt er nur dumpfes
Gefühl der Trägheit.
In mir aber
Sollte er aufglüh'n
In unendlicher Gluth,
Und von dem Rausche
In meiner Brust
Sollte in tausend Herzen hinüber
Springen der Funke
Doppelten Lebens,
Doppelten Heils!

Aber vergebens!
Ein Spiegel bin ich,
Den Licht nicht traf,
Eine klangvolle Saite,
Die den Meister nicht fand,
Ein Echo, harrend auf ein erlösendes Wort,
Das nicht gekommen.

Und nun ſchau' ich in Bitterkeit
Zurück auf den Weg.
Mir ſchlägt kein Herz,
Das ſelig macht,
Mir ward kein Boden,
Auf dem ich ſtehe,
Einſam leb' ich
Mit meiner Seele,
Und ſelbſt die Pforte,
Durch welche die Welt des Klanges einſtrömt,
Iſt mir verſchloſſen.

Und doch, du klagendes Herz,
Belügſt du mich nicht? —
Was immer mir geſtorben,
Eins lebt in mir:
Die Kraft zu ſchaffen,
Die mich gleich macht dem Gott!

Laſſ' ſie zerſplittern, die morſche Welt!
Ich bau' ſie aus Nichts
Herrlicher, reiner,
Und all das, was im Traum ich erſehnt,
Gibſt du mir, meine Kunſt:
Unendliche Seligkeit,
Wonne ſonder Reue,
Das Schweben über dem Abgrund
Ohne Sorge, ohne Grauen.
Wunderbar Geheimniß,
Das aus Geräuſchen Töne bildet,
Aus nüchternen Worten hehren Geſang,
Leuchtende Farben aus grauer Erde —
Du überwindeſt
Des Leibes Gebrechen,

Du füllſt mit Göttern
Den entvölkerten Himmel
Und überſchütteſt mit blühenden Blumen
Die Wüſte der Seele!

Aus der Nacht,
Aus dem Trotz mit dem Schickſal
Ringt es ſich auf —
Im Herzen innen
Wallt und wogt mir
Ein uferloſes Meer,
Und ſiegreich tönt
Aus Leid und Noth,
Aus dem flüchtigen Taumel des Lebens,
Aus dem wilden Schäumen des Grolls,
Aus ſchmerzlich nutzloſem Sehnen
Hell und klar
Nicht die Verheißung des Glücks,
Das Glück ſelbſt,
Und meine Seele jauchzt:

Freude, ſchöner Götterfunken!

Ein Brief Mosel's an Castelli.

Mitgetheilt von **Richard Batka.**

Für die Geschichte der Musik in Wien zur Zeit Beethoven's ist Ignaz Franz von Mosel (1772—1844), dem Hanslick's Geschichte des Wiener Concertwesens keineswegs gerecht wird, von nicht geringer Bedeutung. (Vgl. Grillparzer-Jahrbuch IV, 121—144.) Eine biographische Skizze dieses Mannes, die auf Authenticität Anspruch erheben kann, steht in dem »Universal-Lexikon der Tonkunst« (Stuttgart 1837), welches der mit Mosel literarisch verbundene G. Schillings herausgab. Danach datirt Mosel's Interesse für die dramatische Musik seit 1807, wo er zum ersten Male Gluck's »Iphigenie auf Tauris« hörte und ihm darin das Ideal der Oper in seiner Vollkommenheit aufging. »Sein Streben richtete sich nun dahin, eine Bühnencomposition in diesem Sinne zu versuchen«, doch hinderte ihn daran die langwierige Krankheit und der Tod seiner ersten Gattin. Schon ein Jahr darauf (1809) vermählte er sich wieder, und zwar mit der ebenso anmuthigen als begabten Pianistin Katharina Lambert, und unter ihrem Einfluß wurde sein Drang nach musikalischer Bethätigung immer stärker. Aus diesem Drang ist auch der folgende für die Grundsätze des Schreibers ebenso wie für das literarische Renommé des Adressaten bezeichnende Brief zu erklären, den Mosel an Castelli richtete, um von demselben ein Libretto zu erhalten. Sein Wunsch ging allerdings nicht gleich in Erfüllung, vielmehr mußte er für seinen dramatischen Erstling (1811) einen Text von Kotzebue (»Die Feuerprobe«) benutzen. Zwei Jahre später wurde sein erstes großes Opernwerk, die lyrische Tragödie »Salem« an der Hofoper aufgeführt, deren Buch ihm nun doch Castelli verfaßt hatte.

Wien, am 26. Sept. 1810.

Verehrter Herr v. Caſtelli!

Verzeihen Sie, wenn ich die Ehre Ihrer Bekanntſchaft ſchon ſo bald zu meinem Vortheile zu wenden ſuche, und ſchreiben Sie dieſe meine Freyheit dem Vertrauen zu, das Ihre anerkannten vorzüglichen Talente jedem einflößen, der ſie zu ſchätzen weiß, und der Hoffnung, die ich häge, durch Ihren Beyſtand einen lange genährten Wunſch endlich zu erreichen.

Schon ſeit mehreren Jahren nämlich fühle ich das Verlangen, die theoretiſchen Kenntniße des Tonſatzes, die ich mir von meiner Jugend an, theils durch Anleitung bewährter Künſtler, theils durch eigenes unabläſſiges Studium zu erwerben ſuchte, auch praktiſch anzuwenden. Von jeher neigte ſich mein Geſchmack zur Vokalmuſik, und zwar zur dramatiſchen Vokalmuſik; allein der Mangel eines guten Buches, auf das, beſonders bey dem erſten Verſuche eines Tonſetzers, ſo viel ankömmt, hat mich bisher immer verhindert, mein Vorhaben auszuführen. Gedruckte Gedichte ſind entweder ſchon von bekannten Meiſtern in Muſik geſetzt, oder wegen der großen Anzahl der erforderlichen Sänger auf unſerem, an guten Sängern ſo beſchränkten Theater nicht ausführbar, oder man wagt, daſs, während man daran arbeitet, ein anderer Komponiſt, der das nämliche Sujet gewählt, dasſelbe ſchon vollendet hat, und aufführen läſst, wo dann alle darauf gewandte Zeit und Mühe rein verloren iſt. Manuſcripte ſind aus der natürlichen Urſache nicht zu erhalten, weil kein Dichter von Bedeutung ſein Werk gern einem Tonſetzer überläſst, der von ſeinen Fähigkeiten noch keinen ausgezeichneten Beweis lieferte, ſondern ſich lieber an bekannte und beliebte Komponiſten wendet, von deren Mitwirkung er ſeinen Stücken einen glücklichen Erfolg, wenn nicht mit Gewiſsheit, doch mit Wahrſcheinlichkeit verſprechen kann.

Aus dieſem Grunde fällt es mir auch nicht ein (wie Sie vielleicht bey bisherigem Durchleſen meines Briefes beforchten haben) Sie zu bitten, mir eines Ihrer vortrefflichen dramatiſch-lyriſchen Gedichte zur muſikaliſchen Behandlung zu vertrauen; nein! mein Anliegen iſt in der That viel beſcheidener; die Willfahrung kann Ihnen kaum einige Minuten Zeit, und gar keine Mühe koſten; mir aber dennoch die Gelegenheit ver-

schaffen, eine Laufbahn zu beginnen, an deren Eingang ich schon so lange immer unentschlossen stehe.

Es ist Zeit, zur Sache zu kommen. Meine Neigung und vielleicht auch mein Talent ist zwar ungleich mehr für die tragische dramatische Musik, als für die komische; allein ich denke, man soll jeden ersten Versuch im Kleinen machen, und so dürfte denn doch ein kleines komisches Sujet zu meinem Vorhaben am besten taugen. Schletter's Jaques Spleen, der auf dem Hoftheater aus dem Repertorium der Lustspiele schon lange weggestrichen zu seyn scheint, dürfte ein artiges Operettchen geben, wenn einige Stellen des Dialogs in Arien und mehrstimmige Singstücke verwandelt würden. Diese Verwandlung nun ist es, worum ich Sie, verehrter Herr v. Castelli, bitte. Was Ihnen für Ihre größeren, für Weigls und dergleichen Meister bestimmten Singspiele zu wenig gut dünkt, ist hieher noch vortrefflich, und Sie könnten daher dieses kleine Stück im eigentlichsten Sinne mit den Spänen ausstatten, die ihren bedeutenden Opern entfallen. Ohne noch vorauszusetzen, daß Sie die Güte haben wollen, diesem meinem Wunsche zu willfahren, glaube ich doch ihn, da ich ihn nun schon einmal aussprach, auch völlig detailiren zu sollen.

Sieben bis acht Musikstücke dürften für dieses kleine Singspiel hinreichend seyn; nur müssten sich darunter wenige Arien (höchstens eine für Therese, für Bertram und für Jaques) und meistens mehrstimmige Stücke, Duetten, Terzetten u. dgl. befinden, weil das mehr animirt. Wenn die Magistratsperson entweder gar nicht, oder nur im Schlusschor singend eingeführt würden, ließen sich die übrigen Personen desto leichter gut besetzen. Die Stellen, wo die Tonstücke einzuschalten wären, bleiben ganz Ihrer Wahl überlassen.

Seit ich das Vergnügen gehabt habe, die Bekanntschaft des ebenso hochachtungswerthen als bewundernswürdigen Operndirectors v. Weigl gemacht, und mich durch seinen biederen humanen Charakter von dem Ungrunde der gegen ihn kursirenden Verläumdungen überzeugt zu haben, fürchte ich für die Annahme und Ausführung meines Versuches keine Kabalen.

Es wird daher blos darauf ankommen, ob Sie mir von Ihren poetischen Schätzen einige überzählige Verse wollen zukommen lassen, um

damit ich mich hinſetze, und endlich einmal ſelbſt etwas, und nicht immer nur über das Geſchriebene ſchreibe.

Ich bitte Sie, die Gewogenheit zu haben, mir auf eben dem Wege, auf welchem Sie dieſen Brief erhalten, ein Paar Zeilen zu antworten, und von der aufrichtigen Achtung überzeugt zu ſein, mit der ich die Ehre habe zu bleiben

Euer Wolgeboren ergebenſter
Moſel.

Der Bibliotheksport.

Von **Eduard Pötzl.**

Es gibt zweierlei Arten von Bibliotheksport: der eine besteht in der Anschaffung einer bändereichen Bücherei, die lediglich dem Zwecke dient, das Studirzimmer eines Geld- und Bildungsprotzen gewissermaßen durch eine literarische Tapezierung auszuschmücken. Eine solche Bibliothek wird bestellt, geliefert und aufgestellt, aber nie benützt. Der Besitzer will in den Augen der Leute blos als ein Mann erscheinen, der sich auch den Luxus der Literatur gönnen kann. Eine Waffensammlung besitzt er schon, desgleichen eine Sammlung von alten Uhren, altem Porzellan, vielleicht auch eine kleine Bildergalerie von Copien nach alten Meistern nebst Originalen von modernen Stümpern; er betreibt den Jagd-, Fecht- und Schießport — warum sollte er sich nicht auch den Sport gönnen, eine Bibliothek sein eigen zu nennen?

Von dieser Sorte Bibliotheksport soll hier nicht die Rede sein. Es gibt einen zweiten, den nur Menschen betreiben können, die wirklich viel mit Büchern zu thun haben, für die eine Bibliothek die nothwendige Magazinirung des Wissens ist, indem sie ihnen in jedem Augenblicke das Vergessene in Erinnerung zurückruft oder die Schätze vielleicht noch unbehobener Wissenschaft spendet, wenn sie gerade gebraucht werden. Das wäre nun an und für sich allerdings kein Sport. Eine wohlgeordnete Bibliothek wird nämlich ihrem Eigenthümer niemals das gewähren können, was mit der Bezeichnung »Sport« gemeint ist. Eine ungeordnete Bibliothek aber — und nur von einer solchen soll hier die Rede sein — vermag ihrem Besitzer einen körperlichen Sport ohnegleichen zu bieten, weil sie die höchsten Leistungen der motorischen Nerven erfordert, wenn der Suchende auf irgend einen Band ausgeht, den er gerade braucht. Nach den Erfahrungen, die ich mit meiner, seit der letzten Renovirung

des Studirzimmers ungeordnet gebliebenen Bibliothek gemacht habe, kann ich nur befürworten, daß ein schreibender Mensch, dem an seiner leiblichen Gesundheit gelegen ist, seine Bibliothek überhaupt nie ordnen möge. Eine geordnete Bibliothek wird ihm stets Mangel an Bewegung verursachen. Man braucht da blos vom Schreibtische aufzustehen, die paar Schritte bis zu einem der Regale zu machen und schon findet man das gewünschte Buch. Dies ist vom hygienischen Standpunkte aus vollkommen zu verwerfen. Wer auf gesunde Leibesbewegung und deren segensreiche Folgen hält, soll seine Bibliothek Zeitlebens in einem katalogfosen Urzustande lassen; denn diese Unordnung nöthigt ihn täglich zu einer Fülle von Bewegung, die alle Kennzeichen tüchtiger Zimmergymnastik an sich trägt.

Setzen wir den Fall, der schreibende Mensch bedarf eines bestimmten alten Schmökers zu der Arbeit, die er eben vor sich hat. In der ungeordneten Bibliothek wird er diesen Band natürlich zunächst unter den übrigen alten Schmökern suchen, an deren Besitz er sich erinnert. Doch ebenso natürlich ist es, daß dieser Band nicht unter den ehrwürdigen Fossilien steht. Bei dieser Entdeckung wird unser Mann zunächst mit dem Kopfe schütteln, was an sich schon eine kleine gesunde Uebung der Halsmuskeln ist. Hierauf wird er sich auf die Suche nach dem nöthigen Bande begeben.

Die Durchstöberung der *untersten* Bücherreihen erfordert unbedingt ein längeres Liegen und Rutschen auf dem Bauche von einem Regal zum anderen. Das Ersprießliche dieser Uebung kann man in jedem Zimmerturnbüchlein nachlesen.

Die nächsten *unteren* Reihen lassen sich nur in der großen Kniebeuge überblicken, von welcher der Suchende anfänglich so erschöpft wird, daß er Pausen in seinem anstrengenden Geschäfte machen muß, um sich auszuschnaufen. In den leicht zu erreichenden *mittleren* Reihen befindet sich ein Buch, das man dringend braucht, überhaupt niemals. So bleibt Einem nichts übrig, als die *obersten* Reihen zu durchforschen, wozu man sich auf eine Leiter wagen muß.

Nun kann es nichts Gesünderes geben als Aufstieg und Abstieg — auch auf einer Leiter — und einen längeren Aufenthalt in »Höhenluft«, wie er durch das Besichtigen der obersten Reihen nothwendig wird. Es ist so

ziemlich sicher, daß das Buch auch in den obersten Reihen nicht gefunden wird, und nun stellt sich der Suchende hin, um seiner Empörung in kräftigen Worten wider das Dienstmädchen oder den Diener Luft zu machen, die nach seiner Ansicht das Buch verräumt haben. Je kräftiger die Ausbrüche des Zornes, desto wirksamer die damit verbundene Lungen- und Kehlkopfgymnastik.

Nach kurzer Erholung beschließt unser Mann, sich neuerdings an das Werk des Nachforschens zu machen. Er wiederholt also die ganze Reihe der gymnastischen Uebungen: Bauchlage, Kniebeuge, Klettern und Kopfschütteln, bis er müde ist wie ein Jagdhund. Das nämliche Resultat. Jetzt überkommt ihn eine dunkle Erinnerung, daß einzelne Bücherreihen doppelt gestellt sind. Er fängt also an, die vorderen Reihen abzutragen. Bedenkt man das Gewicht der fortzuschleppenden Bücher, so unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Arbeit mit einem ausgiebigen Hantelturnen vollkommen gleichbedeutend ist. Die zur Schmiegsamkeit des Körpers so nothwendige Rumpfbeuge ist darin auch inbegriffen. Das gesuchte Buch zeigt sich auch in den doppelt gestellten Reihen nicht, weshalb der Suchende vor Zorn einen Luftsprung macht, so daß auch diese Seite des Turnens nicht vernachlässigt wird.

Kommt an jenem Tage das gesuchte Werk absolut nicht zum Vorschein, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß der Grimm des in seinen Hoffnungen Getäuschten ihn verhindern wird, seine Arbeit am Schreibtisch fortzusetzen, sondern daß er vielmehr Hut und Stock ergreift und auf die Straße eilt. Um wie viel gesünder ihm nun der Aufenthalt in frischer Luft ist, anstatt des Sitzens am Schreibtische, braucht wohl des Näheren gar nicht erörtert zu werden.

Nach Tagen solchen Bibliotheksports taucht das sehnsüchtig gesuchte Werk endlich irgendwo in einer Lade auf. Man könnte nun denken, daß die Turnerei damit ein Ende hätte. Mit nichten! Denn der Schreibende bedarf in kürzester Zeit eines anderen Bandes, der selbstverständlich in der ungeordneten Bibliothek wieder Tage lang nicht gefunden wird und ihm neuerlich Anlaß zu den geschilderten turnerischen Kunststücken gibt.

Seitdem meine Bibliothek wie Kraut und Rüben durcheinander liegt, befinde ich mich körperlich ungemein wohl. Ich erinnere mich, auf einen vermißten Sophokles volle neun Stunden traumlos geschlafen zu

haben, was mir früher nie gelingen wollte. Auf einen abgängigen Band von Jean Paul (der sich später hinter der Weber'schen Weltgeschichte ergreifen ließ) verspeiste ich zwei Portionen Selchfleisch mit Kraut und Knödel; und die Unauffindbarkeit von Goethe's Farbenlehre brachte mich in so wohlthätigen Schweiß, daß ein in mir aufkeimender Schnupfen allsogleich spurlos verschwand.

Radfahren soll auch ganz gute Wirkungen haben; aber was ist es im Vergleich zu der Körper und Geist gleichmäßig stählenden Bewegung in einer täglich neue Räthsel aufgebenden Bücherſammlung!

Ich habe geglaubt, diese kleine Skizze der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten zu sollen, weil möglicherweise Andere davon Nutzen ziehen können. Es gibt nämlich Bibliothekare, welche dermaßen Ordnung halten unter ihren Büchern, daß sie (die Bibliothekare) träge Verdauung und hypochondrische Anwandlungen bekommen. Diesen allzu gewissenhaften Mitbürgern kann geholfen werden. Mögen sie nur ein paar Tage lang ihre Gattinnen oder einen Tapezierer oder auch ein Dienstmädchen mit der Reinigung und Wiederaufstellung der Bücher betrauen, so besitzen sie dann Jahre lang zu ihrem Heile die Nöthigung, erfrischenden Bibliotheksport zu treiben. Einer Bibliothek hat es noch nie geschadet, wenn sie nicht in Ordnung war. Aber der Stoffwechsel des Menschen muß in Ordnung sein — das ist die Hauptsache!

Zwei Sitzungen des Schauspieler-Parlaments.

Eine Episode aus der Burgtheatergeschichte.

Von **Oskar Teuber.**

Sie war constituirt, die Wiener Theaterrepublik mit dem Kaiser an der Spitze. Josef II. hatte das von dilettantischen Pächtern und Bühnenleitern an den Rand des Abgrundes gebrachte »théâtre près de la cour de Vienne« zum »Nationaltheater« erklärt, die Schauspielergesellschaft in kaiserlichen Sold genommen, aber keineswegs einem absoluten Hofregime unterworfen. Im Gegentheile, das neue Theater an der kaiserlichen Burg zu Wien erhielt eine gefährlich-demokratische Verfassung, es wurde eine bedenklich-freie Theaterrepublik. Der Oberstkämmerer (Graf Orsini-Rosenberg) und sein Hofrath von Kienmayr, der mit dem Titel eines »Vicedirectors« beschwert war, hielten sich der künstlerischen Führung so fern als möglich und griffen nur selbstthätig ein, wenn der Kaiser persönlich in theatralibus etwas zu befehlen oder zu verbieten geruhte. An einem Tage der Woche vereinigten sich die älteren Mitglieder des Personals, Damen und Herren, zu einer parlamentarischen Sitzung, der sogenannten »Versammlung«, welche die Auswahl der Stücke, die Feststellung des Repertoires, die Besetzung der Rollen u. s. w. beschloß, die Vorfälle der letzten Tage erörterte, Lob und Tadel votirte und bis zur Endlosigkeit discutirte und debattirte. Einer aus dem Parlamente, der »Wöchner«, war das Executivorgan des Schauspielerparlaments, aber nur eine Woche währte seine Herrlichkeit; dann löste ihn der nächste College ab, und nach einer gewissen Frist traf ihn Amt und Würde abermals. Damen waren von dieser Würde ausgeschlossen; es gab nur Wöchner, keine — Wöchnerin am alten Burgtheater. Der Diensthabende wachte über Ordnung und Disciplin im Hause; er übermittelte die Versammlungsbeschlüsse den Organen des Kaisers und holte deren Wünsche oder Befehle ein.

Niemals zuvor waren deutsche Schauspieler so — frei gewesen; aber nicht lange währte das Paradies dieser Freiheit, denn die Schauspieler des Kaisers wußten es nicht zu schätzen. Schon in der zweiten Parlamentssitzung — man schrieb den 19. April 1776 — mußte den Beisitzern eingeschärft werden, die intimen Sitzungsscandale nicht in die Oeffentlichkeit zu tragen. Der Autor, welcher sich in den Mund dieser Künstler gab, ihnen das Schicksal seines Stückes anvertraute, konnte darauf rechnen, durch irgend eine liebenswürdige Indiscretion von den kleinen Bosheiten zu erfahren, welche bei der Erörterung der Novität gesprochen worden waren. Einer dieser mißhandelten Autoren, von dessen Talentlosigkeit sich die Parlamentsmehrheit schon nach Lectüre des ersten Actes überzeugt und deshalb auf die Fortsetzung verzichtet hatte, erfüllte die Stadt Wien mit seinem Protestlärm, der außerparlamentarische Theaterklatsch wurde in Folge dessen bei Strafe der Entlassung verboten. Auch beschloß man, künftig alle Stücke sofort vorzulesen, alsbald die Urtheile darüber in Gestalt weißer und schwarzer Bohnen zu sammeln und den Autoren jede Kritik zu ersparen. Einem Dichter, der sich über die Abweisung seines Stückes gegen die Gesellschaft in der spitzfindigsten und spöttischesten Weise geäußert hatte, wurde folgende, als Princip geltende Abweisung zu Theil: »Dies Schreiben habe ich der Versammlung vorgelesen und Folgendes ist bestimmt worden: es wäre nicht nothwendig, auch nicht gewöhnlich, einem Verfasser, dessen Stück für das Nationaltheater untauglich gefunden worden, erst auseinander zu setzen, warum es nicht anzunehmen war; nur, wo man glaubt, ein Stück ließe sich durch Abänderungen brauchbar für uns machen, gebe man unmaßgebliche Vorschläge, was in diesem Falle diensam erscheine.« Eine Schmähschrift gegen die Ehre der hohen Versammlung wurde über Beschluß des Parlaments schleunigst und ohne Aufsehen verbrannt, um sie der Kenntniß der Oeffentlichkeit zu entziehen.

Vor einen kritischen Casus aber sah sich die Versammlung an einem bösartigen Junitage des Jahres 1776 gestellt. Eines ihrer heiligsten Privilegien war angetastet worden; ohne die Genehmigung des Schauspielerparlaments, ja über alle die hochweisen Köpfe der Senatoren hinaus war ein neues Mitglied engagirt worden: Madame Johanna Richard-Sacco, die geniale deutsche Gattin eines unbedeutenden wälschen Balletmeisters.

Nun hätte, laut Paragraph so und so viel der republikanischen Theaterverfassung die Berufene vor dem Tribunal der Versammlung zu erscheinen und eine Probe ihres Könnens abzulegen gehabt, worauf erst die rollenden weißen oder schwarzen Bohnen der »gelehrten Richter und Richterinnen« über Aufnahme oder Ablehnung entschieden hätten. Wie freuten sich namentlich die Richterinnen, in erster Reihe die auf ihrem Rollenthrone schwankende, allezeit seufzende und schmachtende Mademoiselle Teutscher, Gebler's feder- und pinselgewandte Freundin, auf diesen Augenblick — ihrer schwarzen Bohnen durfte der Eindringling sicher sein! Und nun sollte diese grausame Freude zerstört werden?! Die Versammlung forderte Aufklärung von dem amtirenden Wöchner, welcher in dieser bösen Stunde der berühmte J. H. F. Müller, der Sendbote des Kaisers in deutschen Landen, war.

Müller, ein eleganter und gewandter Theaterdiplomat, verbeugt sich nach allen Seiten. Mit geheimnißvoller Miene versichert er, daß es der ausgesprochene Wille des Hofes sei, besagte fremde Actrice Sacco in Wien agiren zu lassen, doch — meint er noch geheimnißvoller — sei ihm von zuverlässiger Seite gemeldet worden, daß Seine römisch-kaiserliche Majestät höchstpersönlich befohlen hätte, sothane Actrice habe erst unter den Schauspielern eine Probe zu machen, ehe sie öffentlich aufträte. Sein ganz unmaßgeblicher Vorschlag gehe nun dahin, vor allem Anderen Seine Excellenz den Herrn Grafen Rosenberg unterthänigst zu befragen und demselben gehorsamst vorzustellen, daß diese Probe an einem Abende, wo man nicht spiele, in den gewöhnlichen Schauspielstunden, bei hinlänglicher Beleuchtung, in Gegenwart Seiner Excellenz und einiger Cavaliere, welche hochderselbe dazu einladen wollte, des Herrn Hofraths v. Kienmayr und endlich der ganzen (Theatergesellschaft) gemacht würde....«

Das Auditorium murmelt und — murrt, will noch weiter hören, und Müller fährt besorgt fort: »Da dieses der erste Fall unter der kaiserlichen Direction ist und da es Seine Majestät selbst befohlen haben, so können wir umso eher auf eine so feierliche Probe bringen. Wir weichen dadurch verschiedenen Vorwürfen aus, wenn unsere Vorgesetzten zugegen sind. Wir erleichtern es dem Neuauftretenden, wir laufen nicht Gefahr, vom Publico zu hören: warum habt Ihr Diesen und Jenen, ohne seine Talente zu wissen, auftreten lassen?«

»Wir können dem, dessen übriges gutes Spiel durch einige Provinzialgewohnheiten verunstaltet wurde, mit guten Erinnerungen zur öffentlichen Vorstellung an die Hand gehen. Wir setzen uns endlich dadurch in Ansehen, und Niemand, der dieser gegenwärtigen neuen Actrice folgt, die Verdienste haben soll, darf sich dem Gebrauche, erst unter uns zu spielen, in der Folge entgegensetzen. Nicht ich allein, sondern ein großer Theil der Mitglieder ist dieser Meinung ....«

So weit kam Müller, weiter nicht. Denn nun erhob das weibliche Element des Parlaments sehr vernehmlich seine Stimme gegen die pompöse Feierlichkeit, gegen das fremde Auditorium -- sie wollten unter sich sein, allein, ganz allein urtheilen und verurtheilen. Der bedrängte Wöchner erhob sein mahnendes Wort: er ermahnte die erregten Herren Anwesenden — so besagt es das Protokoll — »daß jeder in der Versammlung seine Meinung ohne Geschrei vortrage, auf seinem Platze sitzen bleibe und sich des Zusammenredens enthalte«.

Ohne Beschluß trennte sich die Versammlung; wie ein eiskalter Wasserstrahl traf sie aber am nächsten Sitzungstage die Kunde, daß Herr Müller, der verwichene Wöchner, sich durchaus geirrt hatte und gänzlich »unzuverlässig« berichtet worden war. Seine Majestät Josef II. war ja der Kaiser der Theaterrepublik und in dieser Eigenschaft durfte er sich schon erlauben, mit seinem Machtworte einzugreifen, wenn die Bäume der Schauspieler-»Demokratie« in den Himmel zu wachsen drohten. Mittelst Allerhöchster Entschließung wurde »genehmigt«, daß Madame Sacco, »weil sie als eine schon berühmte Actrice auswärts bekannt sei, von der Probe vor der Gesellschaft dispensirt sei«. Das war mehr als Abkühlung der erhitzten Gemüther; das war eine furchtbare platzende Bombe. Und ihre Wirkung ward noch vermehrt, denn rasch darauf forderte der Vicedirector Hofrath v. Kienmayr »mittelst Handbillet«, daß der neuen Actrice die Minna v. Barnhelm, die Julie im »Weltweisen« und die Hauptrolle in dem neuen Stücke »Erwin und Elmire« vom Herrn Goethe zugetheilt werde, »damit sie gleich Anfangs das hiesige Theater kennen lerne«. Damit sei aber nicht ausgesprochen, daß die bisherigen Inhaberinnen dieser Rollen dieselben als »abgegeben« zu betrachten hätten. Diese tröstliche Phrase tröstete nicht: das erste Debut der Sacco am 10. Juni vernichtete ihre tiefgekränkten Feindinnen gänzlich.

Madame Sacco wurde die Gebieterin des Burgtheaters, und zwar so gänzlich, daß sich die ganze Republik vor dieser Souveränin beugte. Sie dictirte; sie spielte und spielte nicht und lächelte verächtlich, wenn ihr der Wöchner die schüchternen »Weisungen« der Versammlung überbrachte. Die Republik krümmte sich wie der Wurm, wenn er auch von dem schönsten Füßchen getreten wird. Sie appellirt an die Theater-Excellenz — diese schüttelt die Achseln und zeigt verlegen nach dem Theaterhofrath, der noch verlegener der unmaßgeblichen Meinung ist, man solle die Göttliche bitten, den Befehlen der Versammlung nach Thätigkeit zu gehorchen. Madame Sacco aber war für das Burgtheater nicht zu Hause, wenn der arme Theaterdiplomat vulgo Souffleur demüthig an die Thüre pochte. Das Gebot des Kaisers lautete: zweimal der Woche muß diese erlesene Künstlerin spielen, dafür ist die »Versammlung« verantwortlich. Und nun *wollte* sie nicht, aber die Republik hatte dieses Schmollen zu entgelten.

Warum kam Madame nicht selbst, ihre constitutionellen Rechte auszuüben; warum sah man sie nicht im Kreise der Versammlung? Bange fragten sich die Senatoren darnach, die Diva aber wagten sie nicht zu fragen. Plötzlich jedoch war sie da, in dem ganzen Glanze ihrer fremdartigen Schönheit. Die sanfte Teutscherin, welche von dieser ungebetenen Rivalin bereits um ein Bündel der kostbarsten Rollen beraubt worden war, kämpfte mit Mühe einen ihrer rührendsten Weinkrämpfe nieder, die übrigen Republikanerinnen begnügten sich mit ironisch-tiefen Bücklingen, die Herren waren galant bis zur Demuth — mit einer Sultanin verdirbt sich's der grimmigste Republikaner nicht gern. Und salbungsvoll bringt der Wöchner das Thema auf das dringend nothwendige System der motivirten, schriftlichen Absagen, sintemalen einzelne, höchst verehrungswürdige Actricen sich an dieses System nicht zu kehren belieben, das ganze Repertoire in schmähliche Verwirrung und die hochansehnliche Versammlung in Mißcredit beim Allerhöchsten Hofe bringen. Kürzlich — man gab »Minna von Barnhelm« ..... so weit kommt der Wöchner. Ein Thränenstrom der schönen Teutscherin unterbricht ihn, und Madame Sacco meldet sich zum Worte. Es ist äußerst kurz. »Dringende häusliche Geschäfte«, erklärt sie mit jenem Tone der Wahrheit, der auf der Bühne so entzückt — »zwingen mich, der verehrten Versammlung

Adieu zu ſagen....« Spricht und rauſcht von dannen. Sprachlos aber iſt die Verſammlung; zufolge jener außerordentlichen Aufregung, welche in der modernen Zeit parlamentariſche Gewohnheit geworden iſt, muß die Sitzung unterbrochen werden. Und wie ſie an einem anderen Tage wieder aufgenommen wird, erſchüttert ein hofräthliches Handbillet die Republik in ihren Fugen.

»Auf Befehl Seiner Excellenz des Herrn Grafen Orſini-Roſenberg haben künftig, da es ihnen ohnehin beſchwerlich fallen werde, doch ohne ihren Nachtheil, Frauenzimmer die Verſammlung nicht mehr zu beſuchen.« Das war Sacco's Geſchoß. Herr Stephanie der Aeltere hatte den ehrenvollen Auftrag, dieſen »hohen Antrag« zur Kenntniß der Verſammlung zu bringen; da aber »Antrag« in dieſem Falle gleichbedeutend mit »Befehl« war, blieb das Frauenzimmer von nun an ausgeſchloſſen aus dem republikaniſchen Theaterparlamente Wiens. Nur die altehrwürdige Madame Weidnerin, verwichene Huberin und Lorenzin, blieb von dieſem Verbote ausgeſchloſſen; ſie repräſentirte das weibliche Element im Wiener Theaterregiment, das Regieren ſelbſt behielt ſich die ſchöne Hand der Sacco vor, bis eine neue Zeit die ganze Republik und dieſe Sultanin ſtürzte und das Regiecollegium auf ſeinen ſchwankenden Thron erhob. Aus den Protokollen der Parlamentsſitzungen jener republikaniſchen Zeit aber wollte ich dem in allen Zeitaltern des Wiener Theaters gegenwärtigen Freunde etwas erzählen; ſie Alle, die ich dabei hervorholte aus der Verſenkung, zählen ja zu ſeinen allerbeſten — Bekannten.

Festgedicht [1])

zu Eduard von Bauernfeld's 70. Geburtstage.

13. Januar 1872.

Von **Ferdinand v. Saar.**

Thalia, die Muse des Lustspieles spricht:

Seit einst Prometheus mit der heil'gen Flamme,
Die er vom Sitz der Götter kühn geraubt,
Ein kurzes, doch sich stets erneu'ndes Leben
Den thongeformten Bildern eingehaucht:
Hat sich der Widerstreit von Leid und Lust
Im sterblichen Geschlechte fortgeerbt.
Und wie die Einen hier, trotz Kraft und Muth,
Schon auf des Daseins Gipfeln untergingen,
Indeß, fernab vom Kampf und Streit, sich dort
Beglückte noch die vollsten Rosenkränze
In die gebleichten Locken selig schlangen:
Da rang sich aus dem zweifelnden Gemüth
Des Menschen auch die bange Frage los:
Was überwiegender auf Erden sei —
Glück oder Unglück, und ob man verfluchen,
Ob man sie preisen solle des gewalt'gen
Titanen That. — — —

Und wer zuerst nach einer Antwort suchte,
Das war die Dichtkunst, die als holder Anfang
Des großen Sich-Besinnens dieser Welt
Dem ernst'ren Geistesringen froh voraufging
Und ihren Auserwählten Kraft verlieh,
Die ird'schen Loose in den gold'nen Schalen

[1]) Dieses zu einer Feier im Freundeskreise verfaßte Gedicht erscheint hier zum ersten Male gedruckt.

Der Schönheit mitempfindend abzuwägen.
So sang Homer von Ilios' Glanz und Fall,
Von Hektor's Tod, vom Leide des Achill —
Doch hat er nicht versäumt, die heitersten,
Des Lebens schönste Bilder in des klugen
Odysseus Fahrten lächelnd aufzurollen.
Und alle Daseins-Hochgenüsse priesen —
Den Lenz, den Wein und Eros' ew'gen Zauber. —
In Liedern schon Anakreon, Ovid
Und selbst der weisere Horatius.

Doch tiefer noch hat jenes ernste Spiel,
Das auf Kothurn und Soccus, im Gewand
Des Scheins, das Menschenleben selber darstellt,
Dem ungelösten Räthsel nachgespürt.
Und hier ist es Melpomene, die ält're
Und ernste Schwester, die mit düst'rem Blick
Die tiefsten Geister um sich her versammelt.
Von Sophokles, der die Gewalt des Schicksals
In ihrer ganzen Fruchtbarkeit gezeigt;
Von jenem Briten, der die dunklen Mächte
Des Menschen eig'ner Brust entsteigen ließ,
Bis zu den lichten Sternen Schiller, Goethe —
Und jenem schroffen Genius, der im Drang,
Des Schmerzes eh'rne Pforten aufzusprengen
Voll wilder Hast den eig'nen Leib zertrümmert. — —

Und doch — auch mir, die ich die Thorheit mehr,
Als Schuld und Uebel in der Welt gewahre
Und all das buntverworr'ne Erdentreiben
Mit Schellenklang und munt'ren Geißelhieben
In heit're Harmonie zu lösen liebe:
Auch mir ist es vergönnt, mit stolzem Blick
Im Kreis der Meinen, die des Lebens Ernst
Stets heiter faßten, froh umher zu sehen.
Da ist mein Erster — Aristophanes,

Der einſt die Schwächen ſeiner Zeit verſpottet
Und ſo das reiche Leben der Hellenen
Der ſpät'ſten Nachwelt thaufriſch überliefert.
Auch Meiſter William hat aus ſeinem Füllhorn,
Dem unerſchöpflichen, mir reiche Gaben,
Phantaſtiſch wunderbare, zugeſtreut —
Am Seineſtrand der kauſtiſche Franzoſe,
Wie. Laſter ſich und Thorheit dicht begegnen,
In ſcharfen Typen dauernd hingeſtellt.
Und hier am Donauſtrom, in ew'ger Jugend,
An Schöpfungstrieben reicher als der Lenz,
Des deutſchen Herzens Kraft und Innigkeit
Mit geiſt'ger Anmuth und behender Laune
So wie kein Zweiter mehr in ſich vereinend:
Beſchenkt ſchon lange mich ein Lebender;
Ein Lebender, der unbewußt, wie's einſt
Der Grieche that, das Leben ſeines Volkes
(Das man noch immer die Phäaken nennt,
Weil man ſein tiefſtes Weſen nicht erfaßt)
In luſt'gen Bühnenſpielen aufbewahrt. —
Drum halt' ich heut' ihm einen Kranz bereit,
Den mir die Mitwelt längſt für ihn geflochten.
Gern ſchläng' ich bunte Blumen noch hinein;
Denn allzu ernſt dünkt mich der dunkle Schmuck
Für ſeine heit're, furchenloſe Stirn.
Doch iſt's die Muſe, die dem Dichter naht.
Mitbürger mögen ſtolz mit Eichenlaub
Den Menſchen krönen, und dem Freund die Freunde
Das theure Haupt, an welchem blos die Locke
Der Jahre ungehemmten Flug empfunden,
Mit kaum erblühten Roſen froh umſchlingen:
Dem Abbild, das dereinſt der Nachwelt bleibt,
Ziemt nur der Lorbeer, der ſich dauernd hält!

(Sie bekränzt die Büſte Bauernfeld's.)

Zu Bauernfeld und zu Grillparzer.

Von J. Minor.

1. Der Domino.

Der folgende Briefwechsel zwischen Bauernfeld und einem Domino der Faschingdienstag-Redoute vom Jahre 1856 bedarf keiner Einführung, kaum einer erläuternden Zuthat. Er bildet nicht blos einen interessanten Beitrag zu dem Leben des Dichters, sondern er illustrirt auch das Wiener Faschingsleben jener Tage in einer wahrhaft prächtigen Weise. In dem ersten Briefe fordert der Domino den Dichter zur Correspondenz heraus: hier herrscht noch ganz der Ton der Redoute und des Maskenscherzes. Seine Neugierde wird gestachelt, aber durch ein neckisch hingeworfenes Erkennungsmittel nur vermehrt und nicht befriedigt. Die Baumann's-Höhle oder die Gnomen-Höhle war jene lustige Gesellschaft, die sich bei dem trefflichen Alexander Baumann, dem Dichter des »Versprechens hinter'm Herd«, versammelte und sich an einer einfachen Tafel mit Witz und Spott köstlich unterhielt. Bauernfeld weiß sich an dem dünnen Faden nicht weiterzuschlingen; er versucht deshalb mit einem resoluten Coup, sogleich in seinem ersten Briefe die Maske zu lüften, indem er Zweifel an der Identität der Briefschreiberin mit dem munteren Domino vorschützt. Nun aber tritt etwas ganz Unerwartetes ein, und der Briefwechsel nimmt plötzlich die Wendung zum Ernste. Ein dreiactiges Lustspiel von Bauernfeld: »Unter der Regentschaft« fällt im Burgtheater durch. Es muß ein harter Fall gewesen sein; denn Bauernfeld hat selber das Lustspiel später aus der Gesammtausgabe seiner Schriften weggelassen und Laube ignorirt den Abend schonend in seinem »Burgtheater«. Bauernfeld, der im verflossenen Jahre (1855) drei Stücke auf die Bühne gebracht hatte, wurde mitten in der Arbeit und in voller Schaffenslust von dem Gedanken

niedergeworfen: »Das Burgtheater iſt mir verloren«: und in der That iſt er erſt drei Jahre ſpäter, und auch dann blos mit einem einactigen Stücke nach dem Franzöſiſchen, wieder auf der Bühne des Burgtheaters erſchienen. Es war der kritiſche Moment in ſeinem Leben und Wirken. Und da ereignet ſich, was gewiß außerhalb der Mauern unſeres vielgeſcholtenen Wien ſich nirgendwo zugetragen hätte: dem poète sifflé, dem ſeine Freunde und Bekannten ſcheu aus dem Wege gehen, naht ſich der Faſchingdienſtag-Domino mit einem Troſtbriefe, der ſo linderndes Oel auf die brennende Wunde gießt, daß der unglückliche Dichter ihn augenblicklich beantwortet, und zwar nicht, wie er ſich ſelber vorwirft, auf einem Zettel, ſondern in einem wirklichen Briefe, der im Original mit ſeiner weiten Handſchrift vier Seiten füllt. Und weil ihm der Mißerfolg ſo nahe geht, daß er ihm das Selbſtvertrauen zu nehmen droht, kommt die unbekannte Tröſterin zum zweiten Male und ſucht die Schuld auf die Schauſpieler und auf den Geſchmack des Publicums zu wälzen. Der verzweifelte Dichter antwortet dieſes Mal zwar nicht umgehend, aber doch in der erſten Stunde, in der ſein Gemüth wiederum frei iſt, und nun glaubt er auch ein Recht zu haben, daß die theilnehmende Freundin ihre Maske abnehme. Sie mag das ſelber gefühlt haben; weil aber äußere und vielleicht auch innere Gründe ihr das unmöglich machten, iſt der Briefwechſel eingeſtellt worden; wenigſtens liegen mir keine ſpäteren Briefe mehr vor. Von den Domino-Briefen iſt überhaupt blos der erſte in meinem Beſitze, der zwar die Form eines wirklichen Briefes hat, aber doch in einer Abſchrift abgeſchickt worden ſein muß, weil er ſonſt eben nicht bei den Briefen Bauernfeld's liegen könnte. Möglicherweiſe haben ſich die übrigen Briefe in Bauernfeld's Nachlaſſe erhalten. Hier folgt, was ich in Händen habe.

Brief des Domino.

1.

So came thy every glance and tone,
When first on me they breath'd and shone;
New, as if brought from other spheres,
Yet welcome as if lov'd for years!

Bis zur nächſten Redoute iſt's noch ein Jahr, und obſchon das Leben ſo kurz iſt, iſt ein Jahr doch ſehr lang, zu lang, wollte man es blos leben, damit es vorbei ſei — auch würden Sie mich bis dahin

gewiß vergessen haben, wenn es nicht etwa jetzt schon der Fall ist, was ich zwar so eitel bin nicht zu glauben, wie es dieser Brief beweist, für den ich so viele rechtfertigende Beweggründe habe, daß ich mich nur wundere, wie ich so lange damit zögern konnte — ich führte sie weiter nicht an, da ich nur zu gut weiß, daß es keine Entschuldigung für mich gibt, wenn ich bei Ihnen einer bedarf.

Ohne meine Hilfe wird es Ihnen niemals gelingen mich zu finden, da ich Ihren Kreisen nicht angehöre und nur von Einem glänzenden Stern (aber einem verschwiegenen!) des strahlenden Himmels der Baumanns-Höhle gekannt bin; deshalb, wenn ein klein wenig Sympathie zwischen uns ist, wenn die Erinnerung an die Französisch-Englisch-Italiänische Dienstags-Redoute Sie einen deutschen Wiedersehens-Mittwoch wünschen läßt, so schreiben Sie mir — bei Ihrer Neugierde, und ich hoffe Sie sind neugierig, bei der Langweile, die Sie in meiner Gesellschaft nicht hatten, das fühlte ich, der aber in der Redoute ein berühmter Mann, auf den alle unberühmten Dominos fahnden, fast unvermeidlich verfallen ist, bei allen indischen, nordisch- und griechischen Göttern, vor Allem aber bei der Geist- und Herzfesselnden Grazie Ihrer bezaubernden Muse — schreiben Sie! Daß die Teufelinne der Donau-Insel, die übrigens für Sie verloren ist, oder irgend eine ungriechische Helena etwas erfahre, haben Sie nicht zu fürchten.

Die Adresse: Mlle. Viola, poste restante. — Bald!!! sehr bald! ich bitte!

(Briefe Bauernfeld's.)

2.

Wer bürgt mir dafür, daß die Schreiberin der anonymen Zeilen, welche ich vor ein paar Tagen erhielt, wirklich die liebenswürdige Maske von der Redoute ist? Wenn aber keine Mystification im Spiele ist, was hat die Unbekannte für einen Grund, Ihre Person vor mir länger zu verbergen? Ich habe kein Geschick, mit einer Dame, die in Wolken schwebt, zu correspondiren; dagegen würde ich höchst erfreut seyn, ihr wahres Wesen kennen zu lernen. Darf ich diese Gunst nicht ansprechen? Vielleicht kann der Stern aus der Gnomenhöhle unser Zusammentreffen vermitteln. In der Hoffnung eines günstigen Bescheides verbleibe ich einer Unbekannten

ergebenster

17. 2. 56. Bauernfeld.

3.

An der aufrichtigen Theilnahme meiner Unbekannten kann ich um so minder zweifeln, als sie mir in einem Moment freundlich tröstend naht, in welchem Freunde und Bekannte gewöhnlich nur durch beredtes Schweigen glänzen. Ich danke Ihnen herzlich dafür. Leider steht die Sache nicht so günstig, als sie der gemüthlichen Seele einer Frau erscheinen mag! Ich habe nach und nach mein langjähriges Verhältniß zum Publicum verloren — das Schlimmste, was einem Schriftsteller meiner Art widerfahren kann — ja einem Schriftsteller überhaupt! Kaum das größte Genie — geschweige unser Eins — kann sich über den Mangel von Vertrauen hinweg setzen, womit man seinen Leistungen entgegen kommt. Fühlen wir, daß uns die Magie der Anziehung fehlt, so wankt auch unser Selbstvertrauen. Ich läugne nicht, daß ich das seit längerer Zeit verloren habe. Ob ich es wieder gewinnen werde? Schwerlich! In meinen Jahren ändert man sich nicht mehr. Aber die Zeit ist anders geworden — vielleicht bin ich nicht mehr im Stande, ihr zu folgen — dann ist's das Beste, vom Kampfplatz zu scheiden. Wenn dasjenige, womit ich sonst ein ganzes großes Publicum gewann, jetzt nur mehr einige Freunde und Gleichgesinnte anzieht, so würde ich einen großen Fehler begehen, mich ferner aufzutischen. Jedenfalls ist das Burgtheater für mich verloren. — Ich danke Ihnen wiederholt und herzlich für Ihre Theilnahme. Wollen Sie sich mir durchaus nicht persönlich bekannt geben, so erfreuen Sie mich wieder durch einige Zeilen. Ich werde sie augenblicklich beantworten wie Ihre letzten. Wenn ich keine ordentlichen Briefe schreibe, sondern nur Zettel, so werden Sie das der Stimmung zuschreiben, in welcher sich gegenwärtig befindet

Ihr dankbarster

1. 3. 56. Bauernfeld.

4.

Meine liebenswürdige unbekannte Freundin möge mir verzeihen, daß ich Ihren Trostbrief erst heute beantworte — allein theils Geschäfte, theils unangenehme Ereignisse ließen mich zu keiner ruhigen Stunde und Stimmung kommen. Die erste sei Ihnen geweiht. —

In einigen Punkten mögen Sie Recht haben — ein Durchfall läßt sich aber weder beschönigen, noch entschuldigen. Konnten die Schauspieler mein Stück nicht spielen, so hätt' ich es nicht aufführen lassen sollen; ist das Publicum in eine andere Strömung geraten, so muß man ihm andere Stücke bringen — vielleicht auch die alten, in etwas anderer Form. Das Publicum ist ein Kind, und ein Kind läßt sich durch Vernunft oder Vernunftgründe zu nichts bringen, sondern abwechselnd durch Schmeicheleien und Gewalt. Das Genie erzwingt sich die Anerkennung — wir kleineren Leute müssen allerlei Kunstgriffe anwenden, wenn wir gelten wollen, müssen die bittere Pille der Wahrheit dem verzogenen Kinde versüßen u. s. w. Wer öffentlich auftritt, will wirken — wer also nicht wirkt, hat seinen Zweck verfehlt. Ueber dies Dilemma kommt ein poëte sifflé nicht hinaus! — Doch ich schwatze von mir und immer von mir! Wovon auch sonst? Soll ich von dem Unbekannten sprechen, dem geheimnißvoll Verschleierten, welches durchaus aus seinem mystischen Versteck nicht hervor will? — Sie sagen, daß Sie es gut mit mir meinen und ich glaube dies auch aus dem Ton Ihrer Briefe heraus zu fühlen — warum verbergen Sie sich also vor mir? Haben Sie einen Grund dazu? Ich kann mir keinen haltbaren ersinnen! Kenn' ich Sie vielleicht bereits? Ich glaube kaum. Ich bin in Gedanken die Reihen meiner Freundinnen und Bekannten durchgegangen und habe nicht eine Einzige entdeckt, welche es für nöthig fände, eine Maske vorzunehmen. Es wäre freundlich von Ihrer Seite, wenn auch Sie die Maske fallen ließen oder mich wenigstens hoffen ließen, daß dies über kurz oder lang geschehen wird. Ein mündlicher und lebendiger Verkehr ist jedenfalls besser als ein schriftlicher. Jemand, der es so gut und uneigennützig mit einem ihm halb Unbekannten meint, sollte selber verlangen, ihn näher ins Auge zu fassen und zu prüfen, ob er denn auch einer so warmen Theilnahme würdig sei.

In der Hoffnung, daß Sie meinen Wunsch erfüllen oder mir wenigstens die unbegreiflichen Gründe angeben werden, welche seiner Gewährung vielleicht im Wege stehen sollten, bin und bleibe ich

Ihr

15. 3. 56. Bauernfeld.

2. Der Mittelpunkt.

Unruh:
... Ich redigirte ein kritisches Journal, ich recensirte.
Baron:
Ich ahne Schlimmes!
Unruh:
Zuerst wurde Goethe beim Kopf genommen. Ich bewies, daß ihm der Mittelpunkt fehle.
Baron:
Was heißt das?
Unruh:
Ich weiß es selbst nicht recht, aber die Leute nahmen es gut auf ...
Bauernfeld's »Bürgerlich und Romantisch« I, 8.

Bekanntlich hat sich Saphir in der Figur des Lohnlakais Unruh angegriffen geglaubt, und Bauernfeld hat in den Gesammelten Schriften (III, 323) dem nicht widersprochen.

Aber den oben citirten lapidaren Satz wird man in seinen Werken vergebens suchen. In der Recension von Bauernfeld's Lustspiel (Saphir's Werke, Brünn, IX, 27 ff.) kommt er natürlich nicht vor. Ich vertrage nicht soviel von Saphir, um beschwören zu können, daß er ihn niemals ausgesprochen hat. Wenn er es aber wirklich gethan hat, dann hat er, wie so oft, sich mit fremden Federn geschmückt.

Der Satz gehört nämlich Friedrich Schlegel, der in seinen Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Literatur (gedruckt 1815) seine Charakteristik Goethe's mit den Worten abschließt (II, 317): »Indessen wird doch auch in unserem Dichter oft unter all der mannigfaltigen Bildung, der geistreichen Ironie und dem nach allen Directionen hinströmenden Witz fühlbar, daß es dieser verschwenderischen Fülle von geistigem Spiel an einem festen inneren Mittelpunkt fehle.«

Dieser Satz von echt Schlegel'scher Verwegenheit ist schon vor Bauernfeld aufgegriffen und satirisch festgenagelt worden. L. Robert, der Bruder der Rachel, ließ in den Rheinblumen 1825 ein kleines Drama zur Feier von Goethe's 75. Geburtstag: »Zum 28. August 1823« erscheinen, das sich an den Faust'schen »Prolog im Himmel« anlehnt, und worin es mit deutlichem Bezug auf Friedrich Schlegel heißt:

Orthodoxe.

Wenn wir ihn nicht verstehn, und das geschieht zur Zeit,
So weiß die Ursach ich, doch einzig in wie weit
Ein Orthodoxe weiß. Ich hab' es nicht ergrübelt
Mit frevelnder Vernunft, ich hab's herausgefibelt,
Daß er ein Voltair' ist[1]); es strömt in seinen Dichtungen
Der Trotz, die Ironie nach allzu vielen Richtungen,
Er glaubt noch nicht genug, verehrt noch den Verstand,
Ist aufgeklärt-human, ist heidnisch-tolerant,
Und kurz, mit Einem Wort, in allem seinem Thun,
Fehlt jener Mittelpunkt, auf dem wir müssig ruhn.

Mephistopheles.

Ich bin der Geist sonst der Verneinung,
Doch diesmal bin ich Eurer Meinung.
Ihm fehlt der Mittelpunkt im jeglichen Gedicht;
Und wem der Punkt im Punkt des Punkts gebricht,
Der hält sich an Natur, und läßt das Denken nicht.

Die Massiven.

Du Erzeuger der L(ucinde),[2])
Dieser Mißgeburt der Sünde,
Wirfst dich auf als Sittenrichter,
Sagst, daß unserm größten Dichter
In dem Innersten der Seele
Stets das feste Centrum fehle?
Nein, mein wohlgenährter Feister,
Kugelrunder, Allzudreister,
Goethen, unserm Dichterkönig,
Fehlt der Mittelpunkt so wenig,
Als Peripherie dir fehlet,
Seit dich nichts so sehr beseelet,
Als das Trinken und das Essen,
Seit du nennst Vernunft vermessen,
Und das Denken reine Sünde:
Du Erzeuger der L(ucinde)!

Offenbar ist L. Robert die Stelle in dem damals eben (1822) erschienenen zweiten Bande von Schlegel's Sämmtlichen Werken (S. 313 f.) aufgefallen. Wilhelm Müller hatte seine Freude an Robert's Entgegnung und er hat die Antwort der Massiven bald darauf in einer Recension wieder abdrucken lassen (Vermischte Schriften V, 400).

[1]) Vgl. Schlegel a. a. O.: »In Rücksicht auf die Denkart aber, wie sie sich auf das Leben bezieht und das Leben bestimmt, könnte unser Dichter auch wohl ein deutscher Voltaire genannt werden.«

[2]) Das Wort »Lucinde« ist hier und in der letzten Zeile blos durch Punkte angegeben, aber in L. Robert's Gedichten, Mannheim, 1838, II, 47 f. ausgedruckt.

R. M. Meyer hat schon darauf aufmerksam gemacht (Herrig's Archiv, 96. Band, 7 ff.), daß der bildliche Ausdruck vom »Mittelpunkt« bei den Romantikern, wie bei Goethe beliebt ist, und das Athenäumsfragment, wo der junge Friedrich Schlegel, der in seinen Kritiken wie im Leben immer darauf aus war, den Leuten ins »Centrum« zu bringen, sagt: »Ein Künstler ist, wer sein Centrum in sich selbst hat«, hat er sich nicht entgehen lassen. Wenn er aber gleich wieder in der »Lehre (?) vom Mittelpunkt« den Kern der Kunstlehre und auch der Ethik der Romantik sehen und in dem Wort einen ganz bestimmten terminus technicus finden will, so kann ich ihm auch hier wieder nicht folgen. Es ist zunächst schon ein bedeutender Unterschied, ob das Wort von einem Gedicht oder von der Persönlichkeit des Dichters gebraucht wird. In beiden Fällen aber wird es meiner Meinung nach immer nur bildlich gebraucht und der Sinn ist, je nach dem Zusammenhang ein ganz verschiedener. Es ist darum gar kein Widerspruch, wenn derselbe Schlegel, der Goethe den Mittelpunkt abspricht, an einer anderen Stelle (Gespräch über Poesie, Sämmtliche Werke 1823, V, 302) die Worte stehen läßt: »Für denjenigen, welcher auf den Geist des Dichters im Allgemeinen sieht, bleibt der ‚Meister' der faßlichste Inbegriff, um den ganzen Umfang seiner Vielseitigkeit, wie in einem Mittelpunkte vereinigt, einigermaßen zu überschauen;« denn augenscheinlich bedeutet das Wort hier und dort etwas ganz Anderes. Es ist aber auch keineswegs auf den Kreis Goethes und der Romantiker beschränkt. Selbst unser Grillparzer braucht es gern. Er macht dem orthodoxen Romantiker Z. Werner denselben Vorwurf, den der orthodoxe Schlegel Goethen gemacht hat, wenn er ihm nachruft (II^5, 29):

Im Sinnenrausch, im Rausch des innern Sinns
Ward er von dir gesucht und nicht gefunden —
Des geist'gen Archimed δός μοι πού στῶ,
Der heut und gestern immer gleiche Punkt,
Der ew'ge Mittelpunkt. Schlaf wohl, du Armer,
Nun hast du ihn!

und es ist hier ebenso wenig die Ethik der Romantik, die er ausdrücken will, als in den folgenden Zeilen auf Menzel ihre Aesthetik (III^5 111):

Du juste-milieu-Husar!
Im Mittelpunkte nie und nie ein Rechter,
Und weil doch mittelmäßig ganz und gar
Des Mittelpunktes Ausdruck und Verfechter.

Schon vor Goethe und den Romantikern hat K. Ph. Moritz die Damen in Weimar von dem »Mittelpunkt« unterhalten. Karoline Herder berichtet darüber ihrem Manne nach Italien (Herder's Reise nach Italien, herausgegeben von Düntzer und F. G. v. Herder, Gießen 1859, S. 203 f., 228) am 25. December 1788: »Wir kamen auf Goethens Werke; da sagte er mir, wie er durch das Studium der Perspective darauf gekommen sei, den Mittelpunkt in einem Stück aufzusuchen; den müsse man nun nicht am Ende des Stücks, sondern in der Mitte suchen, so wie alle Stadien vom Mittelpunkt ausgehen, und sich in den Anfang und das Ende verlieren. So ist in Egmont der Mittelpunkt die Scene, da Klärchen vor Egmont kniet, und frägt: ‚Bist du der Egmont ꝛc.', und er antwortet: ‚Nein, der Egmont bin ich nicht ꝛc., dein Egmont bin ich', und Klärchen: ‚So lass' mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese.' Hier sei der höchste Punkt des Stücks. Er und Klärchen. Politik ist ihm nichts gegen dieses Verhältniß; an dieser Scene hängt nun sein Tod und Klärchens freiwilliger Tod. Moritz hat noch Vieles und Manches auseinandergesetzt, das hier zu weitläufig ist. Mich dünkt, es sei eine gute und leichte Art, die Sache, worauf es ankommt, zu suchen. Er selbst hat hier nur erst den glücklichen Fund durch das Studium der Perspective gethan, und ist selbst darüber in seiner gehaltenen Gemüthsart sehr zufrieden, weil Goethe ihm Recht gibt. Im Werther setzt er in den Mittelpunkt den Brief: ‚Hätte ich Flügel eines Kranichs ꝛc.'; kurz, Werther's Geist und Gemüthsart ist zu groß für seine Menschheit gewesen, er hat sich so zu sagen überwachsen, und der geringste Anlaß, sei's Liebe oder etwas Anderes, brachte ihn an sein Ende. In Clavigo ist der Mittelpunkt die Scene, da Clavigo sagt: ‚Brich der Pflanze die Krone ꝛc.' Collision der politischen Größe und der Wahrheit des Herzens ist der Gegenstand des Stücks. Er hat mir gar schöne, glückliche Stunden durch diese Aufklärung gemacht. . . . Den Montag war nun wieder die Rede davon, und wir frugen nach dem Mittelpunkt in Götz von Berlichingen; den sollten wir aber selbst aufsuchen, sagte er; er hätte ihn auch gefunden, und es Goethe gesagt; da hätten sie zusammen sehr gelacht.« (Es ist offenbar die Stelle gemeint, wo Götz den Namen des Vetters von Rippach zum Fenster hinausruft; Der junge Goethe 2, 327.)

Auch nach Goethe und den Romantikern kommt das Bild natürlich noch oft genug vor. Rosenkranz glaubt für die »Seraphine« von Gutzkow »einen Mittelpunkt gefunden zu haben« (Prölß, Das junge Deutschland, Stuttgart, 1892, S. 727) und gern bedient sich der wehrhafte Gegner der Romantik, R. Prutz, des Ausdruckes. In seinen Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart (Leipzig 1847) heißt es S. 101: »Daher dieser Ruf nach einem Mittelpunkt, einem Centrum, welcher diese ganze Zeit der Romantiker erfüllt;« S. 155 leitet er den Trieb der Romantik, sich in Cliquen und Coterien aufzulösen, davon her, daß »man die Massen verachtete, des Mittelpunktes in sich selbst entbehrte, und, um sich nicht ganz zu verlieren, nothwendig kleine, persönliche Centra erkünsteln mußte«. Hier stehen die Worte Mittelpunkt und Centrum im bildlichen und im ursprünglichen Sinne neben einander. Und ebenso sagt Laube in seinem »Burgtheater« (352) von einem modernen Lustspieldichter: »Ein Zusammendrängen seiner Eigenschaften in einem Brennpunkt scheint diesem Autor unerreichbar zu bleiben; er cultivirt immer nur vereinzelte Theile seiner Fähigkeit, er sucht auf den verschiedensten Wegen seinen Mittelpunkt.« Hier sagt Brennpunkt dasselbe wie Mittelpunkt, ein verschiedenes Bild, aber doch nur ein Bild für dieselbe Sache.

Ich möchte durch diese Zeilen Niemandem Anlaß geben, Friedrich Schlegel als Modell für den Unruh aufzustellen. Schlegel's Satz, so falsch er ist, hat seinen Sinn, den L. Robert leicht herausgefunden hat; und Schlegel wußte, im Gegensatz zu Unruh, recht gut was er meinte. Wenn Unruh fortfährt: »Ich sprach ferner von Goethe's verknöcherter Poesie, von dem Mangel einer höchsten Idee u. s. w.«, so könnte man diesen »Mangel« zur Noth noch auf Schlegel beziehen. Aber das folgende: »Werther hieß mir ein Narr, Egmont ein Egoist, Iphigenie und Tasso waren kalt wie Eiszapfen« paßt nur auf Saphir, der »das Schimpfen zu seinem Metier erwählte«, der in seiner Recension von Goethe's Clavigo (Schriften XVI, 118 ff.) von der »Marmorgallerie der Goethe'schen blutlosen Drama-Helden« redet, in dem Götz einen »einzelnen feudalistischen Stamm knöcherner Ritterlichkeit« sieht und von Egmont sagt: »Egmont ist Egmont geblieben, aber die Niederlande sind nicht mehr die Niederlande.«

3. Grillparzer bei Goethe.

Der 2. October 1826, an dem Grillparzer bei Goethe speiste, ist von Kanzler Müller in dem folgenden Gedicht besungen worden (L. Robert's Gedichte, Mannheim 1838, I, 100 ff.):

An Goethe.

Zum 2. October 1826.

Es lebe hoch, was Leben schafft
Und neues Glück beschert,
Des Rosenweines Wunderkraft
Treu hat sie sich bewährt.
Dort schmückte unsrer Wünsche Kranz
Der Freunde theures Haupt,
Neu in der Stunden heiterm Tanz
Sehn wir es frisch umlaubt.

Und über Alpen fliegt der Blick,
Der Gruß ins Wunderland,
Wo heute liebendes Geschick
Den Freund uns neu verband;
Ihn, dem die froh verjüngte Brust
Hesperiens Hauch durchglüht!
Und nun in der Erinnerung Lust
Ein Tempe auferblüht.

Schon schlingt zum festlichen Verein
Sich traulich Hand zu Hand,
Da tritt der Sänger zu uns ein
Vom fernen Donaustrand;
Und schnell hat seines Blickes Gruß
Das Herz ihm zugewandt,
Ein Jeder fühlt im Frohgenuß
Sich längst schon ihm verwandt.

Hat er nicht Sapphos Liebesgluth
Uns lebenswarm gemalt,
Auf düsterm Grund Medeens Wuth
Mit Flammenblitz umstrahlt?
Doch blieb die Sehnsucht ungestillt
Mehr als des Ruhmes Glück,
Mehr als das goldne Vlies selbst gilt
Ihm unsers Meisters Blick.

Und in des Herzens tiefstem Grund
Wird ihm sein Glaube wahr,
Neu liebend gibt der Meister kund
Wie werth er stets ihm war.
Es lebe hoch, was Leben schafft
Und jedes Glück uns mehrt:
Des Meisters alte Zauberkraft,
Die neu sich stets bewährt.

v. Müller.

L. Robert hat eine Erwiderung an den Kanzler Müller gerichtet (a. a. O. 102—104), in der er zuerst dem Schmerz der Deutschen Ausdruck gibt, daß Goethe ihnen so lange vorenthielt, was er dem Ausland reich verlieh:

Kein Wort des Theuern, Hochverehrten
Von heimisch-neuer Poesie.
Sie kann sich nicht mit Kränzen zeigen,
Da ihr der Meister keine flicht,
Sie sieht in seinem tiefen Schweigen,
Ein niederschlagend Strafgericht! —

Doch nein! Auf des Gesanges Flügel
Naht sich ein Bote unserm Kreis,
Bringt vom geweihten Sonnenhügel
Dem Würdigsten ein Lorbeerreis.
Schenkt ein von schäumend-rosenrothen!
Klingt freudig an und trinkt und singt

Dem langerſehnten lieben Boten,
Der unſers Fürſten Huld uns bringt!
Ja uns — denn dieſe Ehrenſpende
Ward einem Deutſchen ja gewährt,
Und welcher echte Deutſche fände
Sich in dem Landsmann nicht geehrt. —

L. Robert.

So ſchlecht die Gedichte gerathen ſind: für den Werth, den Goethe und die deutſchen Dichter auf den Beſuch Grillparzer's bei dem Alten von Weimar legten, reden ſie eine laute Sprache, ſind ſie ein werthvolles Zeugniß.

Prolog

zur Feier des Todestages Franz Grillparzer's.

Verfaßt von **Richard Jellner**, gesprochen von **Sophie Wachner** im Deutschen Volkstheater am 21. Jänner 1897.

Wenn der Held in der Tragödie
Nach des Lebens stolzen Wünschen,
Nach den Lockungen des Ruhmes
Und des Herzens flücht'gem Glücke,
Selbst sich treu, zusammenbricht
Von des Schicksals Macht gefällt:
Dann zieht still durch alle Herzen
In wehmüthig süßem Nachklang
Läuternde Erinnerung.

Unser Dichter, den wir feiern,
War als Künstler und als Mensch
Solch ein Held in der Tragödie
Des Geschickes. — Wie der Ahnen
Unheilvolles Erbe zog es
Durch die düstern, freudeleeren
Jahre seiner Jugend hin.
Pflichtenernst und Wahrheitsliebe
Und der Dämon des Genies
Finstern Wahnes Zwillingsbruder —
Ward als Nachlaß ihm der Eltern.
Angstvoll wendet sich sein Blick
Nach dem Innern, die geheimsten
Tiefen seiner Seele schaudernd
Zu durchforschen, zu zerfasern:
So ward ihm der Wunder größtes,

Ward der Menſch ihm offenbar,
Der verzweifelnd unterliegt
In dem Kampfe mit dem Fatum.
Aus dem hoffnungsleeren Abgrund
Stieg empor ſein erſtes, größtes
Vielverkanntes, vielgeſchmähtes
Meiſterwerk, ſtieg auf die »Ahnfrau«.

Und auf weichen, träumeriſchen,
Feierlichen Moll-Accorden
Trug die Phantaſie den Dichter
Auf in hohe, lichtumfloßne
Selige Gefilde, trug ihn
Fern ins ſonndurchglühte Land
Seines Lope, nach Hiſpanien,
Trug ihn zu den ewig heitern
Küſten der Hellenen hin,
Wo ſein eigenes Geſchick,
Die Tragödie des Künſtlers,
In verklärtem Abbild ihm
Seine Sappho widerſpiegelt. —

Altes Oeſt'reich, juble, jauchze,
Denn erſtanden iſt dein größter,
Unvergänglich großer Sohn!

Armer Dichter! Hat das Schickſal
Zu den düſtern Gaben, die es
Deinem Genius in die Wiege
Legte, doch die trauervollſte
Dir, dem Manne, aufbewahrt:
Eine Heimat, die du liebſt, und
Die dich läſtert, dich verkennt, die,
Unterm Druck lichtſcheuer Mächte
Und in geiſt'ger Nacht verkümmert,
Taub iſt deinem Seherwort,
Blind dem Leuchten deines Sterns! —

So biſt weltfremd du geworden,
Da die Welt ſich dir verſchloß.
Tiefe Schwermuth und das Mißtraun
Gegen Menſchen und dich ſelber
Zog ins Herz dir. Deine Seele
Mit dem hohen, ſtarken Streben,
Voll von Leidenſchaft und Flugkraft
Schloß ſich ab und kam in Zwieſpalt
Mit der rauhen Wirklichkeit.
Eins nur ſuchſt du noch hienieden,
Eins: des Innern ſtillen Frieden
Und die ſchuldbefreite Bruſt;
Denn die Größe ſchien gefährlich
Und der Ruhm ein leeres Spiel! —

Die Geſtalten deiner Dichtkunſt
Spiegeln dies dein innres Leben:
Unbewehrt zum Kampf ums Daſein,
Fern von reifer, klar bewußter,
Prometheiſch ſtolzer Mannheit,
Die vom Himmel reißt die Fackel,
Fallen leidend ſie als Opfer
Trag'ſcher Unkraft. — Tauſendfältig,
So wie du, erſetzen ſie
Was an Kraft zum Glücke mangelt,
Durch ihr reiches Seelenleben,
Das auf unerforſchten Pfaden
Im Helldunkel abwärts leitet
Bis zum Urquell aller Menſchheit.
Wie einſt Fauſt, ſo fandeſt du
Jenen goldnen Zauberſchlüſſel,
Der erſchließt das Reich der Mütter.
Dort ward dir des Räthſels Löſung,
Das verhüllt des Menſchenwunders
Wunderbarſten Kern: das Weib.

Hat die Scheu von deinem Dämon
Grausam deine Hand gefesselt,
Wenn du zagend wolltest greifen
Nach des Lebens höchstem Preis,
Nach der Liebe Wonne-Leid:
So hat Phantasie vermählet
Dir den Inbegriff des Weibes,
Mannigfaltig, sinnbethörend,
Bräut'gam, dir, im Wunderland!

Von der herben, anmuthsvoll in
Sich beschlossnen Träumerin
Aus dem Tempel Aphroditens
Bis zum Kind der Lust und Laune,
Das Toledos König haschte,
Von Melittas zarter Blume
Bis zur Götterfreundin Sappho,
Von der schwachen, schwanken Erny
Bis zur sinnenden Libussa,
Von Medeens blut'gem Bilde
Bis zur klar bewußten Esther
Hat in wunderbare Vielheit,
Wie das Sonnenlicht im Prisma,
Sich dein Ideal erschlossen
In ein leuchtend Farbenspiel!

Nimmer hat zuvor ein Dichter
Erster Liebe zartes Keimen,
Scheues Sich-Verschließen und den
Ausbruch wilder Leidenschaft
Minniger als du besungen! --

Eigenartig wie du selber,
Sich nur ähnlich, wuchsen alle
Die Gestalten deiner Dichtung
Aus dem Boden ihres Wesens:

Die Idee ward Eigenleben,
Wie ſie deinem Haupt entſprang.
Keine Typen, nicht Begriffe,
Beiſpiele moral'ſcher Uebung,
Blutleer, hohl und ſchattenhaft
Haſt geſtellt du auf die Scene:
Nein! Willkürlich wie der Zufall,
Wie das Leben mannigfaltig
Haſt voll tiefſter Seelenkenntniß
Du gemiſcht die Elemente
Und mit Schöpfershauch belebt:
Widerſprechendes wird Einheit,
Und darüber webt und waltet
Unerbittlich hoher Rathſchluß
Allgewaltiger Natur!

Reich aus der Geſtalten Fülle
Floßen dir die Stoffe zu;
Jede Lage deines Lebens
Iſt ein Quell poet'ſchen Findens,
Und am grell bewegten Treiben
In dem Buch der Weltgeſchichte
Feſſelt dich nur das: Warum?

Deiner Wiener altererbte
Freude an phantaſtiſch-kühnen
Zauberſpielen ward auch dir, doch
Wandelt ſich in Dichterhänden
Bunter Flitter zum Symbol.

Auf dem Wege nach der reichen
Unermeßnen Welt des großen
Briten findeſt rück ſich wendend
Du das deutſche Dichterpaar,
Dem bei Kleiſt und Leſſing ſtehend
Du als Dritter dich geſellſt.

Deine Phantaſie beflügeln
Calderon und Lope; ihnen
Dankt dein Schaffen Lebensfülle,
Sinnlich packende Gewalt
Und der Rede Bildlichkeit.

Doch der Schüler ward zum Meiſter,
Und der Form gefäll'gen Schein
Füllt er mit prophet'ſcher Weisheit.
Nicht der Täuſchung holde Lüge
Kündeſt du; das Sein der Dinge,
Menſchenſchickſals tiefſte Gründe
Offenbarſt du unerſchrocken,
Ahnherr der modernen Kunſt! —

Alſo biſt ein ernſter Mahner
Deinem Volke du geworden
Zur Vertiefung, die als Urſprung
Alles Großen dir erſchien.
Wahrheit führteſt du im Wappen,
Dichterfürſt! und dein Vermächtniß
Iſt dein Spruch: Weh dem, der lügt! —

Wer gelebt für alle Zeiten,
Findet ſpäten Dank. Als Greis
Hörteſt du den Jubel Jener,
Die den Mann dereinſt verkannten.
Mildes Weh der Endlichkeit
Breitet jetzo heil'ge Weihe
Ueber die Vergangenheit
Und die Tragik deines Lebens.
Wenn wir heute dein gedenken
An dem Tag, da du geſchieden
Aus der wirren, harten Welt,
Soll nicht Trauer uns umfangen:
Denn verklärt, von ird'ſchen Schlacken

Rein ſtehſt du vor unſerm Blick:
Unvergänglich, unvergeſſen,
Dauernder als Erz und Stein! —

Doch die Schuld, die einſt Alt-Oeſterreich
Frevelnd hat auf ſich geladen,
Will Jung-Oeſterreich freudig ſühnen,
Doppelt heißen Dankes voll! —
Und ſo weit der deutſchen Dichtkunſt
Geiſtbefreiend Scepter reicht,
Lauſcht man dir und preiſt dich jubelnd
Einen, der den Beſten gleicht:
Und der Dornkranz iſt zerflattert,
Und das Leid, es zog vorbei,
Und die Nachwelt flicht den Lorbeer
Dir, Unſterblicher, ums Haupt! —

Ein Censurexemplar von Grillparzer's: „König Ottokars Glück und Ende."

(Ein Beitrag zur Wiener Theatergeschichte.)

Von **Jakob Zeidler.**[1])

Unter den Auspicien Maria Theresias und Josef II. wurde von Geistlichen und Lehrern, von Staatsmännern, Beamten und Militärs, wie Denis, Sonnenfels, Gebler, Ayrenhoff, der Zusammenhang zwischen der Dichtung Deutschlands und Oesterreichs, der in den Tagen der Gegenreformation gelockert worden war, wieder hergestellt. Unter kräftiger Einwirkung der Staatsgewalt wurden Hanswurst und seine Verwandten vertrieben und dem Alexandrinerstücke das Hof- und Nationaltheater erobert. Die fortschreitende Literatur und die Censur strebten lange Zeit hindurch denselben Zielen zu. Nicht selten versahen angesehene Schriftsteller zugleich das Amt des Censors. In der nachjosefinischen Zeit, da die französische Revolution die Staatsmänner ängstlicher machte, richtete man wieder höhere Schranken gegen das Eindringen der deutschen Literatur auf. Der Druck der napoleonischen Gewaltherrschaft aber öffnete den Classikern und Romantikern die Wege nach Oesterreich und rief daselbst einen neuen Aufschwung deutscher Literatur hervor, wobei wieder Staats-

[1]) Die vorliegende Arbeit, verehrter Freund, liegt seit Jahren im Pulte, da ich sie gern in einen größeren Zusammenhang der Censurgeschichte hineingestellt hätte. Sie haben nun in Ihrer Arbeit »Zur Geschichte der Wiener Theatercensur« I. (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft VII. Jahrgang. Wien. Verlag von Carl Konegen. 1897. S. 238—240) den Rahmen zu zimmern begonnen, in welchen auch meine Forschung sich einfügt. Wollen Sie daher den bescheidenen Findling als kleines Geburtstags-Xenion freundlich aufnehmen zur Erinnerung an die Jahre vielfältiger gemeinsamer Arbeit. Den Charakter meiner Studie wollte ich durch Umarbeitung im Hinblick auf Grillparzer-Jahrbuch VII. nicht verändern; aber im Ganzen und in zahlreichen Einzelnheiten werden meine Ergebnisse durch Ihre Arbeit erst ins richtige Licht gesetzt.

gewalt und Schriftstellerwelt Schulter an Schulter miteinander marschirten. Freiherr von Hormayr, der seit 1802 in Wien lebte, bildete den Mittelpunkt aller patriotischen Kunstbestrebungen. Im »Oesterreichischen Plutarch«, im »Taschenbuch für vaterländische Geschichte«, im »Archiv«, in zahlreichen Artikeln der »Vaterländischen Blätter« speicherte der vielgeschäftige Historiker Material aus der vaterländischen Geschichte auf, immer im Hinblick auf künstlerische und dichterische Verwerthung: denn die Wissenschaft sollte wirksam für die Gegenwart werden. Es sollte eine österreichische Kunst, eine österreichische Literatur, vor Allem ein österreichisches Theater entstehen. Hormayr selbst hatte 1805 einen »Friedrich von Oesterreich« und einen »Leopold den Schönen« erscheinen lassen. Collin, der Dichter der »Wehrmannslieder», begann eine epische Bearbeitung des Ottokarstoffes, Hormayr wies ihn auf dramatische Behandlung hin. Ladislaus Pyrker, der später das Epos »Rudolphias« erscheinen ließ, trat 1810 mit einer Anzahl patriotischer Dramen auf. Auch sonst fand Hormayr zahlreiches Gefolge — ich erwähne nur Matthäus Collin, Kollmann, Kalchberg. Der Rudolf-Ottokarstoff erscheint wiederholt. Schon 1785 war auf dem Nationaltheater ein »Rudolf von Habsburg« aufgeführt worden von dem Württemberger Werthes, der wie Pyrker und Körner auch einen »Zrinyi« geschrieben hat. 1812 gab man im Theater an der Wien ein schwächliches Schauspiel »Rudolf von Habsburg« von M. H. Mynart, 1813 wurde Kotzebue's: »Ottokar und Rudolf« aufgeführt. Hofrath Mosel, dessen Haus den Mittelpunkt des musikalischen Wien bildete, forderte Karoline Pichler auf, einen Operntext auf das Sujet: »Rudolf von Habsburg« zu schreiben. Später wies er den eingesandten Text allerdings als nicht passend zurück. Endlich erschien der große vaterländische Dichter, wie ihn die Epoche der Freiheitskriege geträumt hatte, und brachte die Tragödie »König Ottokars Glück und Ende«. Seit den Jahren 1813 und 1814 hatten sich aber Wandlungen vollzogen, welche ein Ringen zwischen Censur und Dichter hervorriefen, das nur durch das Eingreifen der höchsten Gewalten zu einer für den Dichter günstigen Lösung gebracht werden konnte.

Der Dichter hat die Geschichte dieses Kampfes in seiner Selbstbiographie erzählt, das Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft hat im ersten Jahrgang briefliche und actenmäßige Belege über den Verlauf des

berühmten Censurromanes gebracht. Das merkwürdigste Document ist wohl der authentische Text des tiefergreifenden Briefes Grillparzer's an den Präsidenten der obersten Polizei- und Censurhofstelle, Josef Graf von Sedlnitzky, in welchem der Dichter dem hohen Beamten gegenüber direct die Frage nach Sein oder Nichtsein seiner, ja der dramatischen Poesie in Oesterreich überhaupt, an das Schicksal seines »Ottokar« knüpft. »Wenn E. E. meinen Ottokar verbiethen« — ruft der Dichter aus tiefster Seele — »rauben Sie mir die Frucht jahrelanger Arbeiten, meine Aussicht auf die Zukunft, vernichten mich und in mir vielleicht eine Reihe aufkeimender Talente, die mein Beispiel sich zur Warnung nehmen und sich zur Gemeinheit der Journale oder der Posse der Leopoldstädterbühne flüchten werden, von denen mich enthalten zu haben, an mir so hart bestraft wird.« Das Stück wurde bekanntlich über Antrag der Hof- und Staatskanzlei verboten, über kaiserliche Anordnung jedoch freigegeben und am 19. Februar 1825 zum ersten Mal im Burgtheater aufgeführt. Damit ist aber »Ottokars« Censurgeschichte noch nicht beendet. Am Tage der ersten Aufführung erschien das Buch bei J. B. Wallishausser und fand reißenden Absatz. Das Theater an der Wien hatte nur auf das Erscheinen des Buches gewartet, um sogleich mit dem Einstudiren des Dramas, das als Druckwerk keine besondere Honorirung nothwendig machte, zu beginnen. Schon am 23. Februar 1825 erhob die Hoftheater-Direction bei der Polizeistelle Einspruch gegen eine Aufführung des Stückes im Theater an der Wien. Graf Sedlnitzky gab dem Einspruch keine Folge. Der Oberstkämmerer erstattete Bericht hierüber an den Kaiser, und die Sache kam zur Verhandlung im Staatsrath. Hier drang die Ansicht des Freiherrn von Kübeck durch, »daß sobald das Manuscript in Druck gelegt sei, der freie Gebrauch des gedruckten Werkes in jeder Art und Jedermann insofern gestattet sei, als nicht eine Beschränkung durch die Gesetze stattfinde. Diese aber verbieten nur den Nachdruck der im Inlande aufgelegten Werke und fordern bei gedruckten dramatischen Werken nur eine nochmalige Censurbewilligung vor ihrer Aufführung«. Der Kaiser entschied demgemäß für die Polizeihofstelle — und am Ostermontag 1825 ging »Ottokar« post tot discrimina rerum im Theater an der Wien in Scene.[1]) Innerhalb

[1]) Literatur siehe Grillparzer's Werke in Sauer's Ausgabe XV[4] S. 123 ff., ferner Carl Glossy im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. I. Bd. 1890, S. 253 f.

acht Tagen wurde er siebenmal gegeben und erhielt sich weiter auf dem Spielplan, bis am 31. Mai 1825 die inhaltsreiche Aera Pálffy dieser Bühne mit Grillparzer's Trauerspiel schloß.

Moritz Rott, welcher Jaromir, Karl Moor, Wilhelm Tell und andere classische und unclassische Helden in vorstädtischen Lapidarstyl übersetzte, hat auch die Rolle Ottokars im Theater an der Wien creirt.[1] Grillparzer war nicht sehr entzückt über den Vorstadt-Ottokar und sagt über die Aufführung: »Wie diese beschaffen war, kann man daraus abnehmen, daß der mit der Rolle des Ottokar betraute Schauspieler, der jetzt in Berlin engagirte Herr Rott, am Tage nach der ersten Darstellung im Burgtheater einen meiner Bekannten über den gestrigen Erfolg, vor Allem über die Art fragte, wie Anschütz den Ottokar gehalten habe. Als dieser ihm sagte: streng, heftig, hart; erwiderte Rott, der das Stück noch gar nicht kannte: ich werde ihn mild geben.« [2]

Die Anekdote mag wahr sein: aber merkwürdig, der »milde« Ottokar Rott's war so recht nach dem Herzen der Censurhofstelle. Sollte der Vorstadtmime seine Auffassung wirklich nur im Widerspruch gegen den Burgschauspieler gewonnen haben, so wurde er durch die Censurbehörde alsbald in derselben lebhaft bestärkt. Das Censurbuch des Theaters an der Wien von 1825 tilgt oder mildert alle Stellen des Textes, welche den Schauspieler veranlassen könnten, den Böhmenkönig recht »streng«, »heftig« oder »hart« darzustellen. Das ganze Trauerspiel wird in diesem Buche mehr auf den Conversationston gestimmt und alle grelleren Accente ins Allgemeine abgetönt. Dem ersten Anblick nach erscheinen die Einwirkungen dieser zweiten Censur als unbedeutende Einzelnheiten, genauere Untersuchung lehrt aber, daß sie vielfach in das Gefüge des Dramas eingreifen und geradezu einen »milden Ottokar« geschaffen haben. Ich denke daher vor dem Vorwurf philologischer Kleinkrämerei gefeit zu sein, wenn ich auf eine nähere Besprechung dieses Censurbuches eingehe.

und Anmerkungen dazu S. 345 f., S. 347 f. Zur Censurgeschichte vgl. die entsprechenden Partien bei E. Kuh, Ad. Fäulhammer, Laube, ferner Heinrich Anschütz, Erinnerungen, Wien 1866, S. 296 ff., s. a. Costenoble in dem von Carl Glossy und Jakob Zeidler herausgegebenen »Aus dem Burgtheater 1818—1837«.... Wien 1889. 2 Bde. an vielen Stellen.

[1]) Vgl. J. Zeidler, Traum ein Leben. I. Feuilleton der »Wiener Zeitung« 1887, Nr. 177.

[2]) Grillparzer, Selbstbiographie l. c. XV[1], 123 ff.

Die sogenannte Carl'sche Bibliothek des Theaters in der Leopoldstadt in Wien, welche ich einmal zum Zwecke der Wiener Theatergeschichte mit gütiger Erlaubniß der Direction durchforscht habe, enthält als Nr. 223 einen Papierband gr. 8° mit dem Titel: »König Ottokars Glück und Ende. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. Mit K. Würtembergischen und Großherz. Badenschen Privilegien. Wien 1825. Druck und Verlag von J. B. Wallishausser.« Auf der Umschlagdecke rechts oben ist mit Tinte geschrieben »Souflirbuch«. Auf der zweiten Seite des Schmutzblattes sind mit Bleistift die für jeden Act nöthigen Decorationen verzeichnet, darunter, was für uns wichtig ist, auch der »Sarg« im V. Act. Die Decorationen rührten von Arrigoni her. Das Titelblatt erweist aber unser Soufflirbuch auch als Censurbuch. Rechts oben steht in verblaßten Tintenbuchstaben: »Praes. den 5. März 825 Rother m. p.« Unter dem Druck von Grillparzer's Namen steht mit etwas schwärzerer Tinte: »Für das k. k. priv. Th. a. d. Wien Friedrich Demmer m. p.« Am unteren Ende des Buches ist an der Rückenseite von dem vorletzten Blatt bis zum Schmutzblatt der schwarzgelbe Faden, welcher das Siegel der Censurbehörde hielt, durch das ganze Buch gezogen. Das Sigill fehlt, da links unten ein Stück des letzten Blattes abgerissen ist. Von der Censurclausel sind aber folgende Worte erhalten: »wird om. del. cor. cor. gestattet« — dann unterzeichnet: »Polizeyhofstelle 17. März 1825.« Von der Unterschrift sind nur die drei Buchstaben: »Zett« vorhanden: denn gerade an dieser Stelle setzt der Riß ein. Mehr als 25 Stücke aus den Jahren 1823—1827, welche ich in Censurexemplaren in den Händen gehabt habe, weisen in den gleichen Schriftzügen den Namen »Zettler« auf. Es ist Alois Zettler, welcher bis 1828 bei der Polizei- und Censurhofstelle wirkte. Er ist 1778 zu Brüx in Böhmen geboren, absolvirte seine philosophischen Studien in Prag und lehrte seit 1801 als Humanitätsprofessor an der k. k. orientalischen Akademie in Wien. Christoph Kuffner hat eine Sammlung seiner Gedichte herausgegeben, welche in süßer, deminutivaliebender Sprache alltägliche Gefühle ausdrücken. Als Soufflirbuch ist das Exemplar vollständig »eingerichtet«. Wir sehen den Regisseur an der Arbeit. Da bei Grillparzer eine Eintheilung in Auftritte fehlt, hat sie die Regie vorgenommen, und zwar:

Act I in 14,
Act II in 8,
Act III in 8,
Act IV in 10 und
Act V in 12 Scenen.

Die Eintheilung ist ziemlich äußerlich nach dem Auftreten der Personen gemacht, bietet also nichts besonders Lehrreiches dar — und es mag daher genügen, beispielsweise die Eintheilung des I. Actes vorzuführen. Ich citire die Seitenzahlen nach der Gesammtausgabe von 1872, welche ich mit dem Censurexemplar von 1825 verglichen, und in die ich seinerzeit dessen Inhalt diplomatisch getreu übertragen habe. Die Vergleichung mit Sauer's Ausgabe bietet ohnedies keine besondere Schwierigkeit.

Scene I der Regie auf S. 5 umfaßt nur die Verse, welche Elisabeth spricht.
Scene II von der Ankunft des alten Merenberg. S. 5—6.
Scene III von Seyfrieds Erscheinen. S. 6—8.
Scene IV. Benesch von Diedit̃z und Milota kommen. S. 8—9.
Scene V. Bertha von Diedit̃z kommt. S. 9—12.
Scene VI. Zawisch tritt ein . . S. 12—18.
Scene VII. Die Königin tritt . . . . S. 18—25.
Scene VIII. Thronsaal . . . S. 26—33.
Scene IX. Der Kanzler. S. 33—39.

Die folgenden Scenen schließen an das Erscheinen der Stände von Steiermark, von Kärnten, die Ankunft des Königs von Ungarn, Rudolfs und endlich XIV »Margaretha kommt mit Schriften.« Von VII—XIV sind die Scenenbezeichnungen übrigens oft so angebracht, daß nicht klar ersichtlich ist, wo die Scheidung eigentlich gedacht ist. Dies genüge über die Sceneneintheilung. Außerdem sind am Rande die nöthigen Bemerkungen angebracht über Auf- und Abgang der Personen: also z. B. I. 1. »Seyfried an der S. R. Thr. mit Hellebarde« oder »Ein Diener ist gekommen« dazu: »NB. mit Balsam-Fläschchen» und dergl. mehr. Glocken- und Actuszeichen fehlen natürlich nicht, mitunter ist an den Rand eine Skizze gezeichnet, um die Gruppirung der Personen in Ensemblescenen anzudeuten. Kurz, das Buch ist ein völlig ausgearbeitetes Regiebuch. Die Regiestriche, Zeichnungen und Bemerkungen sind mit Bleistift gemacht. Die Censurstriche und Bemerkungen sind mit Tinte geschrieben. An vielen Stellen finden sich Bleistiftstriche, die später mit Tinte überfahren worden sind. Der Grund dieser Erscheinung kann entweder in einer ersten flüchtigen Durchsicht oder in der Arbeit einer zweiten Hand

liegen. Lange Zeit herrschte bei der Censurbehörde der Brauch, eingesandte Stücke an Literaten zur Besprechung zu übergeben und im Anschluß an dieselbe die Censuren zu machen. Um der Andacht zum Kleinen gerecht zu werden, sei erwähnt, daß an einer einzigen Stelle mit andersfärbiger, graublauer Tinte geschrieben ist, nämlich S. 38 für »Kitzel« das Wort »Trieb«. Die Tendenz, Schwächung des Ausdruckes, stimmt zu den übrigen Censuren, und die Aenderung ist wohl das Product einer letzten Durchsicht.

An manchen Stellen hat die Censur nur ein Wort oder einen Satz gestrichen, während ein Bleistiftstrich durch die ganze Stelle geht. Ist hier die Censur milder gewesen, als ein vorarbeitender Literator? Oder — hat die Regie auf eine Stelle völlig verzichtet, welcher die Censur das charakteristische Wort genommen hatte? Jedenfalls haben wir dreierlei Striche und Schriften in dem Buche zu unterscheiden: die Censur erster Hand, die Censur letzter Hand und die Regie. Ich habe sie im Folgenden der Kürze wegen mit Cens. A., Cens. B. und Regie und den Nummernbezeichnungen (1), (I) und [1] bezeichnet. Ich citire im Folgenden wieder nach der Ausgabe von 1872 und beginne mit dem Personenverzeichnisse.

Personen:

Text: Rosenberge. Cens. A. corr. Rosenburge (1.)

[Merenbergs Frau] Regie del. [1.]

Der Kanzler des Erzbischofs von Mainz. Cens. A. corr. Ein Abgesandter von Mainz (2.)

Erster Aufzug.

S. 7. Die Rosenberg! Der Vater — pfui, des Kupplers. Cens. A. corr. . . . Rosenburg . . . der Schande (3.)

S. 9. Benesch: Ha, Närrin, du? Cens. B. del. (I.)

S. 10. Zu späte Scham, ist jetzo Zeit zu schämen? Cens. B. del. (II.)

S. 11. Benesch: Wir hätten sie wohl dir vermählen sollen? Cens. B. del. (III.)
Seyfried: 's war besser, Herr, als jetzo solche Schmach!

S. 14. Zawisch: Erst führtet Ihr das Mädchen still ihm vor . . . . -- gebt nur Acht. Cens. A. del. (4.)

S. 14. Zawisch: Weiß Gott! ich glaub', einmal zu Nacht, bei Wein, Cens. A. del. Gefiel mir selbst ihr roth . . . . corr. mir selbst gefiel (5.)

S. 15. Zawisch: Pocht nicht so hart an der Gedanken Thor!
— Milota: Weil du Gewißheit vorgabst. . . . Cens. B. del. (IV.)

S. 16. Zawisch: Und, als Ursini, noch dem Throne stehn zunächst,
Auf dem Sanct Peters Macht ob Herrschern herrscht. Cens. A. del. (6.)

S. 16. Zawisch: Und wär' er älter als der Engel Fall. Cens. A. del. (7.)

S. 17. Beneſch: Wenn du, wenn du dich unſrer Sach entziehſt,
Biſt du kein Roſenberg; ein Schurk . . . . Cens. B. del. (IV.)
— . . . Er iſt kein Roſenberg.

S. 17. Zawiſch: Die ihr auf offner Straße Racheplane
Zu tauben Wänden ſchreit und offnen Ohren } Cens. B. del. (V.)
Verſchwört euch auf dem Markt und treibt
im Zimmer Aufruhr. } Cens. A. del. (8.)

S. 18. Margaretha: Bringt ſie in ihr Gemach... Regie corr. Bringt Bertha... [2.]

S. 19. Margaretha: Der ſtarre Milota, der Geiſ'rer Beneſch ..... -- die böſen Engel. Cens. B. del. (VI.)

Es war ferner die ganze Stelle bis: »Doch was ſoll Erbrecht, das aus Unrecht ſtammt« in Cens. B. del. (VII.) Später hat ſich der Cenſor die Sache wohl überlegt, und es ſteht an der Seite: »bleibt«. Geſtrichen iſt nur: »Doch was ſoll Erbrecht u. ſ. w.«

Derſelbe Fall tritt wieder ein S. 19 f. in derſelben Erzählung Margarethas. Urſprünglich in B. geſtrichen von: »Der König Auge nur für ihren Reiz ..... — verächtlich blickend hin auf mich.« Später aber die ganze Stelle belaſſen.

Die Erzählung umfaßte alſo bei der Aufführung die erſten drei Zeilen, dann fehlten Zeile 4—10, — und die Verbindung war ſo hergeſtellt:

V. 1. Sie ſelbſt iſt kaum ſo ſchlimm, nur ſchwachen Geiſtes,
V. 2. Und thöricht eitel, das hat ſie verführt.
V. 3. Doch ihre Vettern, ihre Anverwandten

und dann aus Vers 9 und 10 zuſammengeſchweißt:

Seit lange ſah ich ſie verſtohlen reißen
An den nur allzuſchwachen Banden u. ſ. w.

bis: »Doch was ſoll Erbrecht u. ſ. w.« — uud dann, da der Cenſor ſein Schwanken zu Gunſten eines »bleibt« geendet hatte, bis zur Zwiſchenrede Rudolfs unverändert: alſo 29 Verſe für 35. Urſprünglich wären nur 16 Verſe geblieben, und alles Charakteriſirende wäre gefallen, gleichſam nur der Thatbeſtand erzählt worden. An die citirten 3 Verſe hätte ſich gleich Vers 18 angeſchloſſen: »Sie waren es, die dieſer Ehe Trennung« u. ſ. w. -- Vers 26: »Indeß ich einſam ſaß mit meinem Gram« — und daran Vers 32: »Da fühlt ich Mitleid mit dem armen Opfer u. ſ. w. bis Vers 35. — Ich will der Charakteriſtik willen die 16 Verſe herſchreiben, und es dürfte intereſſant ſein, den vollſtändigen Text dabei in die Hand zu nehmen. (Laube 1872, S. 19 f. Sauer V[1], S. 16 f.).

Sie selbst ist kaum so schlimm, nur schwachen Geistes,
Und thöricht eitel, das hat sie verführt.
Doch ihre Vettern, ihre Anverwandten,
Sie waren es, die dieser Ehe Trennung
Mit unermüdlicher Geschäftigkeit
Und ohne Auftrag fast des Königs trieben;
Denn Eine ihres Hauses hofften sie
Zu setzen auf der Böhmen Königsthron:
Die Arme, die jetzt mit dem Wahnsinn ringt!
Wie oft war sie an Festen mir genüber,
Mit Schmuck bedeckt, des Hofes Schwall um sie;
Indeß ich einsam saß mit meinem Gram.
Da fühlt' ich Mitleid mit dem armen Opfer
Und nahm mir vor am Tage ihres Falls
Ihr mild zu sein, und hilfreich ihrem Unglück.
O Ottokar, wie viel nimmst du auf dich!

Ohne Zweifel! Die Stelle ist vollkommen klar und verständlich. Wer das Original nicht kennt, wird kaum etwas vermissen. Wer dieses kennt, dem wird Farbe und Fülle mangeln. Die ausgeschiedenen Verse 4—18 enthalten zuerst, von 4—10, nur eine Enumeratio partium zu »ihre Vettern, ihre Anverwandten«, indem diese genannt und kurz charakterisirt werden, sodann Verse 10—17 die Angabe der Methode, nach welcher sie die Ehe Ottokars erschütterten. Vers 18 enthält eine allgemeine Sentenz. Die Verse 27—31 enthalten wieder nur eine poetische Weiterausführung des früher von 24—26 gegebenen Gegensatzes der umschwärmten Bertha und der vereinsamten Margaretha. In dieser Art hätte wohl auch ein Dramaturg gekürzt, dem die Pflicht obgelegen hätte, die poetischen Ranken zu beschneiden, nach dem Maß der gewöhnlichen Theaterzeit. Es ist auch für die gestrichenen Stellen kein rechtes Censurmotiv ersichtlich, und dazu stimmt auch, daß Censor A nur die Sentenz Vers 18 gestrichen hat. (Cens. A. del. 9.) Die Censoren haben jedenfalls mitunter auch den Dramaturgen vorgearbeitet. Nach dieser Ausführung, welche zum Verständniß mancher Censuren dienen mag, kehre ich zu meiner nächsten Aufgabe zurück.

Gleich die nächste Stelle weist Verwandtes auf.

S. 20. Margaretha: . . .
Vermißt er Munterkeit an mir und Scherz . . .
. . . — Die Gram und Schmerz mit seinem Siegel schloß: Cens. B. del.

Also von 15—28 auf S. 20. Die Verse führen die Momente aus der Vorgeschichte Margarethas an, welche sie zur »unsel'gen Königin der

Rein ſtehſt du vor unſerm Blick:
Unvergänglich, unvergeſſen,
Dauernder als Erz und Stein! —

Doch die Schuld, die einſt Alt-Oeſt'reich
Frevelnd hat auf ſich geladen,
Will Jung-Oeſt'reich freudig ſühnen,
Doppelt heißen Dankes voll! —
Und ſo weit der deutſchen Dichtkunſt
Geiſtbefreiend Scepter reicht,
Lauſcht man dir und preiſt dich jubelnd
Einen, der den Beſten gleicht;
Und der Dornkranz iſt zerflattert,
Und das Leid, es zog vorbei,
Und die Nachwelt flicht den Lorbeer
Dir, Unſterblicher, ums Haupt! —

Ein Censurexemplar von Grillparzer's: „König Ottokars Glück und Ende."

(Ein Beitrag zur Wiener Theatergeschichte.)

Von **Jakob Zeidler.**[1])

Unter den Auspicien Maria Theresias und Josef II. wurde von Geistlichen und Lehrern, von Staatsmännern, Beamten und Militärs, wie Denis, Sonnenfels, Gebler, Ayrenhoff, der Zusammenhang zwischen der Dichtung Deutschlands und Oesterreichs, der in den Tagen der Gegenreformation gelockert worden war, wieder hergestellt. Unter kräftiger Einwirkung der Staatsgewalt wurden Hanswurst und seine Verwandten vertrieben und dem Alexandrinerstücke das Hof- und Nationaltheater erobert. Die fortschreitende Literatur und die Censur strebten lange Zeit hindurch denselben Zielen zu. Nicht selten versahen angesehene Schriftsteller zugleich das Amt des Censors. In der nachjosefinischen Zeit, da die französische Revolution die Staatsmänner ängstlicher machte, richtete man wieder höhere Schranken gegen das Eindringen der deutschen Literatur auf. Der Druck der napoleonischen Gewaltherrschaft aber öffnete den Classikern und Romantikern die Wege nach Oesterreich und rief daselbst einen neuen Aufschwung deutscher Literatur hervor, wobei wieder Staats-

[1]) Die vorliegende Arbeit, verehrter Freund, liegt seit Jahren im Pulte, da ich sie gern in einen größeren Zusammenhang der Censurgeschichte hineingestellt hätte. Sie haben nun in Ihrer Arbeit »Zur Geschichte der Wiener Theatercensur« I. (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft VII. Jahrgang. Wien. Verlag von Carl Konegen. 1897. S. 238—240) den Rahmen zu zimmern begonnen, in welchen auch meine Forschung sich einfügt. Wollen Sie daher den bescheidenen Findling als kleines Geburtstags-Xenion freundlich aufnehmen zur Erinnerung an die Jahre vielfältiger gemeinsamer Arbeit. Den Charakter meiner Studie wollte ich durch Umarbeitung im Hinblick auf Grillparzer-Jahrbuch VII. nicht verändern; aber im Ganzen und in zahlreichen Einzelnheiten werden meine Ergebnisse durch Ihre Arbeit erst ins richtige Licht gesetzt.

S. 42. Ottokar:
Betrauern mag ihn, wer sein Land nicht erbt. Cens. A. del. (29.)

S. 43 f. Für zwei Abgesandte setzt die Regie [10] nur Einen.

Auf S. 44 f. ist durch die Regie [11] König Bela ganz ausgelassen. Ottokar wendet sich an Ladislaus und spricht selbst: »Fürst Ladislaus?« und weiter: »Wie nenn' ich ihn?« Darauf Kunigunde: »Nehmt Ihr mich unter Eure Krieger auf?«

S. 47. Der Kanzler ich des Erzbischofs von Mainz. Cens. A. del. (30.) dafür corr. »von ihm« in »von Mainz«.

S. 47. Erkennt Ihr mich, Graf Habsburg .... Seid Ihrs? Cens. A. del. (31.)

S. 48. Kanzler: Herr Graf von Habsburg, gebt ihr Euren Arm,
Wir wollen sie zur sichern Ruhstatt führen. Cens. A. del. (31.)

S. 48. Die Regie [12] hat hier den Abgesandten ganz gestrichen und seine Worte:

Im Namen denn des heil'gen römischen Reichs.
Gebt Raum der Herzogin von Oesterreich!

dem Grafen Rudolf von Habsburg in den Mund gelegt.

S. 48. Von den Worten Zawisch' läßt Cens. A. (32) nur die drei Zeilen:

Ist er nicht mächtig? Was bedarf er euer?
Nur Sorgen und nicht Nutzen schafft das Reich,
Ihr gebt nur, weil ihr braucht! Laßt unsern Herrn!

S. 48. Ich bin ein reicher Fürst von Böhmen, Gott verhüte,
Daß ich ein armer Kaiser wollte sein. Cens. A. del. (33.)

S. 49 streicht die Regie [13] die Ausrufe »Steier! Kärnten! Krain!« —

Das endgiltige Resultat der Streichungen und Veränderungen im ersten Aufzug bilden also 33 Stellen durch Cens. A.
11 Stellen durch Cens. B.
und 13 Stellen durch Regie
Zusammen: 57 Stellen.

Zweiter Aufzug.

S. 50. Zawisch' erster Abschnitt seines Monologs fällt der Cens. A. (1) bis auf die zwei Verse: »Wie sie mich ansah ... — Hilft alles nichts« zum Opfer.

S. 55. Text: Du keusche Liebesgöttin, Cens. A. corr. holde Getreue Gattin deines holden Gatten, Königin. Cens. A. del. (2.)

S. 55. So unverschämt-verrückt, als Ihr Euch zeigt. Cens. B. del. (1.)

S. 56. Nur erst beim Tanz .... die Hand. Cens. A. del. (3.)

S. 56. Wär's hier in Böhmen wie bei uns daheim, ... Gebiet'rin ist. Cens. A. del. (4.)
S. 57. Ich bin verrückt . . . . Erde? Cens. B. del. (II.)
S. 60. Text: Ich denk . . . . . den Handschuh höchstens. Cens. B. corr. (III.) Ein kecker Schalk fürwahr!
S. 60. Text: Ich wollt, er wäre Gluth . . . . . gerächt. Cens. B. corr. (IV.) Schweig still!
S. 60 f. ob wogend . . . — o Hand —. Cens. B. del. (V.)
S. 61. Und was nur Mann hieß in dem weiten Reich
Und Leben war und Feuer, Gluth und Muth! Cens. B. del (VI.)
S. 61. Den's dürste . . . . Brust. Cens. A. del. (5.)
S. 61. Text: einen Greis. Ja, Greis! Cens. B. corr. (VII.) Mann.
S. 61. Denn spielt . . . nicht Cens. B. del. (VIII.) und eingeschaltet »so«.
Ottokar:
S. 62. beim reichen Gott. Cens. A. del. (6.)
S. 62. Bei uns in Ungarn . . . . . — besudelt. Cens. A. del. (7.)
S. 64. Text: Teufels Meute. Cens. A. corr. (8.) Satans.
S. 66. Zawisch: Statt Harnisch angethan, statt aller Waffen. Cens. B. del. (IX.)
S. 67. Alte Männer
Sollten alte Weiber freien. Jugend
Gehört für Jugend. Cens. B. del. (X.)
S. 68 f. Ottokar:
Der Sohn ist zwar erwischt . . . . Spießgesellen. Cens. B. del. (XI.)
S. 69. Zawisch:
Sieh her, wie schön! Roth, wie dein holder Mund,
Und weiß, wie dieses Nackens reines Silber.
(Er berührt mit dem Finger ihre Schulter). Cens. B. del. (XII.)
Nein, die behalt' ich, und auf meinem Sarge
Soll neben Schild und Held sie prangend ruh'n.
S. 70. Ottokar:
Ein Liebespfand?
Zawisch: Ein Pfand, Herr, das man liebt. Cens. A. del. (8.)
Cens. B. (XIII.) läßt auch die vorhergehenden Verse: »Herr, es gibt Dinge,
Die man mit Recht dem König selbst verbirgt« aus.
S. 71. Ottokar:
Text: Busenschleifen. Cens. B. (XIV.) corr. Band und Schleifen.
S. 74. Ottokar:
Die Zölle sind versetzt . . . . — getheilt. Cens. A. del. (9.)
S. 74. Ottokar:
Doch will ich lieber hier in Böhmen sitzen . . . . . — Kaiser sein. Cens. A. del. (10.)
S. 76. Text: Bischoffitz. Cens. A. corr. (10.) Fürstenthum.
S. 78. Ottokar! Bühnenanweisung: »Wirft ihm den Handschuh ins Gesicht.« Cens. A. del. (11.)
S. 79. Der Kanzellar des Erzbischofs von Mainz, Er Cens. A. del. et corr. Man hat gemeldet . . . . (12.)
S. 80. Text: böhmisch. Cens. A. corr. (13.) heimisch.
S. 82. Durch gleicher Erbverträge Wechseltausch. Cens. B. del. (XV.)
S. 83. Text: der neue Bettelkönig. Cens. A. del. (14.) deutsche Kaiser.

S. 83. Cens. B (XVI.) del. die ganze Schlußrede Ottokars.

S. 83 f. Cens. A. (15.) del. die Schlußſcene mit dem Zitherſpiel, ſo daß der Act mit den Verſen des Zawiſch endet.

Reſultat: 15 Stellen durch Cens. A.
16 Stellen durch Cens. B.
Zuſammen: 31 Stellen.

Dritter Aufzug.

Die ganze Scene in Merenberg's Schloß iſt von der Regie (1) geſtrichen worden. Die Cenſur hatte an derſelben nichts auszuſetzen; nur S. 88 Text: um Gotteswillen Cens. A. corr. (1.)
— um Himmelswillen —

S. 92. Kanzler: Herr, traut dem Bayer nicht! . . . . . Land. Cens. A. del. (2.) et corr. Als ich Euch ſagte: Euch's —

S. 92. Ottokar: Den Bayer habt Ihr trefflich ausgewittert! Cens. A. del. (3.)

S. 95. Zawiſch: Durch eine Furth dem Lager Regie del. [2.]

S. 94. Der Papſt für ihn Cens. A. corr. (4.) Das Volk für ihn.
Kanzler:

S. 97. Die Lande ſind nun einmal mißvergnügt, ... dasſelbe. Cens. B. (I.) del.
Kanzler:

S. 97. Die Saat zerſtampft . . . . . daß Gott! Cens. B. (II.) del.

S. 99. Ottokar:
Und weh dem Edelknecht . . . . . Kaiſer ausſticht Cens. A. (5.) del. Cens. B. (III.) außerdem noch del. die Zeile vorher.

S. 99. Die Worte des Hauptmannes ſtreicht die Regie [3], ebenſo macht ſie aus den zwei Bürgern nur einen [4.], aus der Frau mit ihrem Kinde, eine Frau mit ihrer Schweſter [5] und ändert: »Gewiß kommt er bald vor« und »Sei ruhig Schweſter« auf S. 100.

S. 100. Das Geſpräch der zwei Bürger »Gevatter Grobſchmied!« u. ſ. w. von Cens. B. del. (III.)

S. 101. Rudolf:
Text: Zierſt du dich auch ſchon, Kröte? Cens. A. (6.) del.
Text: Was wollt Ihr, gute Frau? Regie [6]: Willſt du gutes Kind?

S. 101. Frau: Text: Böhmen Cens. A. [7.] corr. Feinde.

S. 101. Mein Mann liegt krank Regie [7.]: Erkrankt unſer Vater.

S. 102. Text: Mutter: Regie [8.]: Schweſter.

S. 103. Horneck:
Text: Es iſt ein guter Herr, es iſt ein gutes Land. corr. Regie [9.] Ja unſer Oeſterreich, es iſt.

S. 105. Erſter Bürger: Ja, Herr . . . . . — Rudolf: In Gutem, will ich hoffen. Cens. B. del. (IV.)
S. 107. Rudolf:
Text: Erzbiſchof. Cens. A. corr. (7.): Fürſt.
S. 107. Mit Raub und Mord. Cens. A. del. (8.)
S. 107. Ottokar: Gott! Cens A. del. (9.)
S. 109. Rudolf: Beim allesſehenden, dreiein'gen Gott! Cens. A. del. (10.)
S. 111. Paltram Vatzo:
Euch bittend, ... Land ergeb' ich mich. Cens. B. del. (V.)
S. 111. Ottokar:
Verdammt! O Wiener! Leichtbeweglich Volk! Cens. A. corr. (11.) O Wien! das dank ich dir!
S. 113. Rudolf: Eh' die Gelegenheit . . . . den Wunſch dazu. Cens. B. del. (VI.)
S. 114. Rudolf:
Doch murrt ich innerlich ob jener Schranken . . . . . Spielraums werth. Cens. A. del. (12.)
S. 114. Und groß iſt nur der ein' allein'ge Gott. Cens. A. del. (13.)

Cens. B. (VII.) hat ſodann die ganze Rede Rudolfs von S. 113 »Euch bleibt ein mächtig Herr! . . . . .« — S. 115. »O Ottokar, es war 'ne ſchöne Zeit« geſtrichen. Intereſſant iſt dabei wieder ein Schwanken. Es ſteht nämlich am Rande: »bleibt«, dieſes Wort iſt aber wieder durchgeſtrichen.

S. 115. Rudolf:
Der ſanft verſöhnend . . . . . ſorgte. Cens. B. del. (VIII.)
S. 117. Text: Zawiſch: Der König kniet, dafür. Cens. A. (14.) corr. Rudolf (raſch): Wer that uns dies? Ottokar: Ha, Schmach!

Die Belehnungsrede Rudolfs S. 117 f. Cens. A. (15.) del.

Reſultat: 15 Stellen durch Cens. A.
8 Stellen durch Cens. B.
9 Stellen durch Regie
Zuſammen: 32 Stellen.

Vierter Aufzug.

Die Regie (1.) ſtreicht die ganze Einleitungsſcene zwiſchen Milota und Füllenſtein.

Der Cens. B. [I.] ſtrich in dieſer Stelle: »In Kraliz ſah man ihn, in Hradiſch, Lukow. . . . — Zuletzt erfuhr's der Magiſtrat von Hradiſch.«

S. 124. Beneſch: Sprich Bertha! ſprich . . . . . — recht kläglich! Cens. B. (II.) del.
S. 124 f. Beneſch: Der dir ſo weh gethan .... — bekümmerts wenig. Cens. A. (I.) del.
S. 125. Königin:
Wir ſind allein! . . . . . Ihr pflagt? Cens. B. (III.) del.
S. 126. Der ſelbſt mit der Natur . . . . . - eilen. Cens A. (2.) del.

Cens. B. (IV.) del. dazu noch die vorhergehenden Zeilen von »Das Leben Tausender in seiner Hand u. s. w.« —

S. 126. Königin:
Weiß Gott, sie war für ihn die Alternde, ... ihm wohl! Cens. A. (3.) del.

S. 126. Was kümmerts ihn ..... damit gut! Cens. A. (4.) del.

S. 127. Nicht ganz so kläglich ..... große Gott. Cens. A. (5.) del.

S. 127 f. Auf unsern Steppen ist ein Thier, heißt Maulthier
..... dieser König auch gethan. Cens. A. (6.) del.

S. 129. Nicht eines schnöden Dienstmanns Bette theilen ..... Hausfrau. Cens. A. (7.) del.

S. 129. Zawisch: Wir fandens alle lustig,
Nicht bloß der Kaiser; freilich der am meisten! Cens. B. (V.) del.

S. 131. Kanzler: Warum soll Böhmen denn zuerst erfüllen .... — wie Ihr müßt Cens. A. (8.) del.

S. 134. Ottokar:
Vivat Rudolphus? In der Hölle leb' er! Cens. A. (9.) del.

S. 134. Ottokar:
Text: Teufel. Cens. A. (10.) corr. Hölle.

S. 134. tödten will ich den Letzten ..... blut'gen Schmach. Cens. A. (11.) del.

S. 136 f. Du warst der Erste ..... Gerechter Gott. Cens. B. (VI.) del.

S. 136. Tod und Verdammniß! Vor seinem Feind —
in Knechtesart — im Staub — Cens. A. (12.) del.

S. 137. Ottokar:
und wer meldet:
Der Merenberg ist todt, der sei willkommen. Cens. A. (13.) del.

S. 138. Obgleich verrathen, überlistet, hintergangen,
Ich hab's gehalten. Cens. A. (14.) del.

S. 138. weil ich es versprach .... zuruft. Cens. B. (VII.) del.

S. 138. Nimm, was man dir stahl! Cens. A. (13.) del.

S. 138. Des Königs Ehre rett'! Cens. B. (VIII.) del.

S. 138. Die Ehre eines Königs ..... obsiegt. Cens. A. (16.) del.

S. 138. Das sagt ihm ..... befriedigt. Cens. B. (IX.) del.

Im Ganzen ist also die Stelle von »Obgleich verrathen .... »ist befriedigt« von der Censur gestrichen; dann bleiben $3\frac{1}{2}$ Zeilen bis »allein sagt ihm doch lieber«, von wo an Cens. A. (17) del. bis Schluß der Seite: Herold: »Kraft dieses Briefs;« im Ganzen also 7 Verse für 28 Verse des Originals.

S. 140.
Text. Königin:
Betretet nicht als Gatte mein Cens. A. (18.) Ist Kunigunde
Gemach. corr. auch nicht Euer Weib.

S. 140. Ottokar:
Die Ehre ganz ..... bewiesen. Cens. B. (X.) del.

S. 141. Ottokar:
Ich sag': berühr mich nicht ..... nach Haus — Cens. B. (XI.) del.

S. 142 f. Ottokar:
Kein Böhme hat noch seinen Herrn verrathen . . . . . .
. . . . . ohne Schwur. Cens. B. (XII.) del.

S. 143. Den Rosenbergen sei ihr Frauenberg .... halten aus. Cens. B. (XIII.) del.

S. 144. Zawisch von Rosenberg kommt — »Ja, mein König.« Cens. B. (XIV.) del.

S. 145. Leih mir deine Bank. Cens. B. (XV.) del.

Resultat: 18 Stellen durch Cens. A.
15 Stellen durch Cens. B.
1 Stelle durch Regie
Zusammen: 34 Stellen.

Fünfter Aufzug.

S. 147.
Bote: Ist hier der König? } del. Regie [1.]
Milota: Ja was gibt? }
dann gleich »Milota« für »Bote«: »Kumanen und Ungarn von des Kaisers Heere streifen . . . . . gesehen«; sodann wieder: »Soll ich's dem König melden . . . . . bis S. 148. »Füllenstein« del. Regie [2].

S. 148. Text: verdamm' es Gott! Cens. A. (1.) corr. verwünschtes Loos.

S. 148. Da heißt's: zurück! . . . . . Schwertschlag. Cens. B. (I.) del.

S. 152. Text: Küster. Cens. B. (II.) corr. Diener.

S. 153. Bedenk Eu'r Hoheit .... Cens. B. (III.) del. Ach Herr!

S. 153. Text: Kupplerin! Cens. A. corr. (2.) Schändliche!

S. 156. Gott segn' Euch! Cens. B. (IV.) del.

S. 156 f. »Was ich gesammelt . . . . . mich gestürzt. Cens. B. (V.) del.

S. 157.
Die Ehre mein verkauft an meinen Knecht. Cens A. (3.) del.

S. 157. Elisabeth: Und ach, der großen Freude ..... Siehst du? Cens. B. (V.) del.

S. 157 f. Ei, er will allein sein! . . . .
. . . . . S. 159. Herbott, wie stehts? Cens. B. (VI.) del.

S. 158. Die Zeit zum Beten aber kommt nicht immer! Cens. A. (4.) del.

S. 159. Der Gaul von einem Dienstmann . . . . . sprengen nach. Cens. A. (5.) del.

S. 160. Küster: Er segn' Euch, gnäd'ger Herr! ..... Glück und Heil. Cens. B. (VII.) del.

S. 161. Rudolf: Das Feld, das rings sich breitet, heißt Marchfeld,
. . . . . Inseln mannigfach getheilt. Cens. B. (VIII.) del.

S. 161 f. Den edlen weißen Strich von Oesterreich .... Leichen. Cens. B. (IX.) del.

S. 162. Nun vor mit Gott! . . . . . Maria, reine Maid! Cens. A. (6.) del.

S. 162 f. Diener:
Die Königin von Böhmen, gnädiger Herr! .... bis ... Rudolf .... die Euch statt eines Königs. Cens. B. (X.) del.

S. 164. Die Böhmen nahn; Cens. B. (XI.) del.

S. 164. Herbott von Füllenstein . . . . . bis »Ihr folgt und schlagt sie todt!« Cens. B. (XII.) del.

S. 164. Text: Tod und Teufel. Cens. A. (7.) del.

S. 165. Ottokar. Seht mir ins Antlitz, Milota! Daß Gott . . . . . brechend Aug'. Cens. B. (XIII.) del.

S. 166 f. Und hab' ich auch das Schlimme nicht gewollt . . . . . in ihren warmen Leib. Cens. B. (XIV.) del.

S. 167. Geblendet war ich, so hab' ich gefehlt . . . . . auch gethan! Cens. B. (XV.) del.

S. 169—172. Die ganzen Reden und Gegenreden zwischen Emerberg, Seyfried, Milota und Ottokar streicht die Regie (2); sie bringt nur den Zweikampf und Tod Ottokars, dann: »Trommeln und Trompeten; Geschrei: Sieg, Sieg! Rudolphus hoch!« Hierauf gleich Rudolfs Rede S. 172: »Was ist hier« u. s. w.

S. 173. Elisabeth: Gewalt! Gewalt . . . . . bis . . . . . meiner Frauen Leiche. Cens. B (XVI.) del.

S. 173 f.

Vier Männer, von schwarzgekleideten Frauen begleitet, tragen den Sarg herein u. s. w. Cens. A. (8.) del.

An der Seite die Bemerkung. »Der Sarg darf auf der Bühne nicht mehr erscheinen.« —

Die folgende Scene: Königin, Zawisch und Bertha.

S. 173 f. Cens. A. (9.) del.

S. 175. Bertha's zwei Verse fallen natürlich auch weg. Cens. A (10.) del. —

Resultat:	10	Stellen durch	Cens. A.
	16	» »	Cens. B.
	2	» »	Regie
Zusammen:	28	Stellen.	

Es ergeben sich also für alle 5 Aufzüge zusammen:

	91	Stellen durch	Cens. A.
	66	» »	Cens. B.
	25	» »	Regie
Summa:	182	Stellen.	

Wir finden also die Censur, theils mit »Delendis«, theils mit »Corrigendis« an 125 Stellen thätig. Die Motive der Polizeihofstelle sind unschwer zu erkennen, und leicht ließen sich die censurirten Stellen nach ihnen gruppiren. Gewisse Dinge kommen bei der Censur jedes Stückes vor, gewisse Dinge sind aber gerade für unser Drama charakteristisch und greifen tiefer in das Gefüge desselben ein. Zu der ersten Gattung gehört alles, was sich auf geistliche Würden, auf kirchliche Gebräuche, auf Gebete, biblische Wendungen und Ausdrücke bezieht. Die Censur hält hier bis ins Einzelnste an dem Gebote fest: »Du sollst den

Namen Gottes nicht eitel nennen«. Hieher sind zu rechnen: Cens. A. (2), (6), (7), (24), (26), (30) im ersten Act; Cens. A. (10), (12) im zweiten Act; Cens. A. (4), (7), (10), (13) im dritten Act; die Ersetzung des »Küsters« im fünften Act durch einen »Diener« und Aehnliches. Alle die zahlreichen Stellen, in denen das Wort »Gott« corrigirt wurde, gehören derselben Gruppe an. Warum der »Teufel« durch »Satan« ersetzt ist, sieht man nicht gut ein, wahrscheinlich wegen des fremderen, vornehmeren Klanges. Hieher ist auch das Verbot in Bezug auf den Sarg zu rechnen. Ganz Aehnliches findet sich in dem Censurexemplar eines »romantischen Schauspieles« der Charlotte Birch-Pfeiffer, dessen Censuren überhaupt vielfach an die Ottokarcensuren erinnern. Der Grund mag darin liegen, daß auch hier ein localer Stoff bearbeitet ist: »Schloß Greiffenstein oder der Sammtschuh. Romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen, nebst einem Vorspiel.« Wien, J. B. Wallishausser, 1833. Das Stück wurde am 3. Juni 1837 von Franz Edlen von Marinelli für das k. k. priv. Theater in der Leopoldstadt eingereicht, am 19. Juni kam es von der Censur »om. = ^{is} del. = ^{is} corr. = corr^{dis}« gestattet zurück. Dort heißt es: »Sarg«, »Betschemel« »Gebet auf den Knien« bleibt weg. In einem Censurexemplare von Mozart's »Don Juan« wurde II, 15:

Was geht mich deine Predigt
Was Höll' und Teufel an

corrigirt in:

Was gehn mich deine Worte,
Was deine Warnung an;

und der Geist darf nicht rufen: »Knie nieder, bete!«, sondern er sagt: »Bereue deine Thaten« und Don Juan darauf: »Nein! Nein! ich mag nichts wissen« für »nicht beten«.

Geistliche Personen dürfen auf der Bühne nicht auftreten, ja nicht einmal genannt werden. In der Bearbeitung des »Götz von Berlichingen«, welche Franz Grüner 1809 in Wien erscheinen ließ, heißt es in der Vorrede, der Zweck der Bearbeitung sei: »Alles aus dem Weg zu räumen, was einer Hochlöblichen k. k. Censur anstößig seyn könnte.« In dieser Ausgabe fehlt der Bruder Martin, sowie der Abt von Fulda, und ist der Bischof von Bamberg durch einen »Herzog von Franken«, wie später in Schreyvogel's Bearbeitung durch einen »Landgrafen von Franken«, ersetzt. Auch im Text sind Worte, wie »Bischof«, »Pfaff« u. dgl. regel-

mäßig gestrichen. So ist z. B. gleich in der ersten Scene des ersten Actes gestrichen: »meß christlich«, für »des Bischofs rechte Hand« steht »Herzogs«, die Worte »Ja, vertrag' du mit den Pfaffen« fehlen. In der Scene zwischen Maria und Karl ist in den Worten: »leb' du einmal auf deinem Schloß als ein frommer christlicher Ritter« wieder das »christlich« gestrichen. Ebenso fehlt in der Scene zwischen Götz und Weislingen in den Worten: »Was die Fürsten da für weite Mäuler machten, und die Geistlichen am ärgsten!« der zweite Theil. Die herrliche Tafelscene beim Bischof von Bamberg fällt völlig der Censur zum Opfer. Franz sagt zu Weislingen für: »Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr sie seht und nicht außer euch kommt«, »ich will ein Klausner werden« u. s. w. Weislingen sagt für: »Ich will Bamberg nicht sehen, und wenn St. Veit in Person meiner begehrte«, ». . . ., und wenn die Glückseligkeit in höchsteigener Person. . . .« Dafür darf Maria nicht »weiß wie ein Engel des Himmels« sein. In ähnlicher Weise gehen Censuren in unserem Censurexemplar »Götzens« weiter, und jedes »heilig« oder »Gott« muß geändert werden. Große Mühe bereitete in dieser Hinsicht die »Jungfrau von Orleans« der Censurbehörde. In einem Censurexemplar, das ich in Händen gehabt habe, heißt es: »Zur Aufführung auf hiesiger Bühne mit Substituierung der Person des Erzbischofes auf passende Weise geeignet.« In einem anderen Censurbuch wird für den »Erzbischof« resolut ein »Seneschall« gesetzt. Bei der Aufführung im Burgtheater am 14. November 1820 waren nach Costenoble's Angabe »Geistlichkeit und Chorknaben sammt dem Erzbischof gestrichen und an deren Stelle eine Art idealischer Ordensritter gestellt, die sich gut genug ausnahmen. Der Zug glänzte wenigstens von bunten Farben, unechten Tressen und Wachsfackeln«. Wir sehen hier die Einwirkung der Censur auf Costüme und Decoration, wie beim »Sarg« im »Ottokar«. So heißt es im obengenannten Censurexemplar der »Jungfrau« in der Decorationsangabe des Prologs: »Vorn zur Rechten eine Kapelle, deren Inneres nicht sichtbar ist.« Das »Gnadenbild« wird in ein »Wunderbild« verwandelt. Ergötzlich ist es, bei Costenoble (unterm 25. Jänner 1819) zu lesen, welche Censurbearbeitung Lessing's »Nathan« durch den Theatersouffleur Berling erfahren habe. Der »Patriarch wurde zum »Großcomthur« und der »Klosterbruder« zu dessen Diener. Der Großcomthur trug ein »weißes Gewand mit grünem Besatz«. Der »ver-

larvte Klosterbruder« sollte nach Stubenrauch's Vorschlag folgendermaßen ausstaffirt werden: »Erstlich lange Beinkleider von gestrickter Wolle und braunlederne Schuhe, ferner eine weiße Tunica, die bis an die Knie reichte und grün besetzt war. Der Hals sollte entblößt bleiben, und für den Kopf war ein großer weißer Türkenbund mit grüner Umwindung bestimmt. Die Aermel der Tunica reichten nur bis an die Ellenbogen, und die Arme sollten mit fleischfarbenen Tricots bekleidet sein.« Costenoble eilte »voll Desperation« zu Stubenrauch, und dieser fragte, was er denn »für eine Kleidung unter solchen Umständen begehren könne?« »Vor allen Dingen« — sagt Costenoble — »geben Sie mir einen langen grünen Mantel. Den Turban werf' ich zum Teufel und wähle zur Hauptbedeckung ein schwarzes Käppchen.« — »Das geht nicht« — erwiderte Herr von Stubenrauch eifrig — »das Käppchen bezeichnet den Geistlichen; das darf ich nicht angehen lassen.« »So nehmen wir eine grüne Kappe«, meinte Costenoble und erlangte so endlich ein Costüme, das ihm halbwegs paßte. In ähnlicher Weise wurde der Kapuziner in »Wallensteins Lager« in eine »Magistratsperson« verwandelt. In dem Censurexemplar, welches für eine Aufführung von Weber's »Freyschütz« im Theater an der Wien am 22. Jänner 1829 eingereicht wurde, steht am Schluß die Bemerkung des Censors: »Mündlich erhielt Gefertigter den Auftrag, darüber zu wachen, daß das Stück, besonders in Bezug auf das Costüme des Samiel, ganz so wie im Kärnthner-Thor-Theater gegeben und am Zettel die Worte: ‚Nach dem Original' ausgelassen werden.« Deinhardstein bearbeitete Molière's »Tartüffe« für Wien. Costenoble berichtet darüber unterm 23. November 1818: »Tartüffe durfte kein Geistlicher, kein Betbruder bleiben; er wurde nur als Tugendheuchler geduldet. Ich fragte: ‚Wenn ich nicht als kriechender, demuthheuchelnder Betbruder Tartüffe erscheinen darf, als was denn sonst?' ‚Als tugendhaft scheinender Mensch' sagte Deinhardstein.« Die Censurbehörde des 19. Jahrhunderts läßt hier eine Strenge walten, vor welcher die meisten Jesuitenkomödien des 17. Jahrhunderts nicht hätten bestehen können.[1])

Aehnlich verfuhr die Censur mit Allem, was sich auf den Staat, seine Aemter und Würden bezog. Die Lectüre zahlreicher Censurexemplare

[1]) Vgl. Jak. Zeidler, Thanatopsychie (Zeugnisse und Belege für »Don Juan« auf dem Ordenstheater). Zeitschr. f. vergl. Litteraturgesch. N. F. IX. (S. 88—132), wo reichliche Belege.

lehrte mich hier eine eigenthümliche Praxis in Bezug auf die Substituirungen kennen, welche ich das Gesetz der idealen Ferne nennen möchte. Diesem Gesetz gemäß werden Stücke, welche in der Gegenwart spielen, in frühere Epochen versetzt oder der Schauplatz der Handlung aus einem Lande in ein anderes oder gar in ein unbestimmtes Idealien verlegt. Es ist ein Ausfluß dieser Praxis, die auch anderwärts bestanden hat, wenn Schiller's »Räuber« ins Zeitalter Maximilians I. verschoben wurden, oder, wenn als Schauplatz in Calderon's »Leben ein Traum« Polen statt Spanien gewählt wurde. Aehnliches ist es, wenn für bestimmte Geschlechts-, Würde- oder Localnamen veraltete oder allgemeine und unbestimmte gesetzt werden. Am beliebtesten war in dieser Hinsicht neben dem schon genannten »Seneschall« der »Vicedom«. Leicht ergibt sich die Einordnung der hiehergehörigen Censuren unseres »Ottokar«. Schon die Veränderung des bekannten Geschlechtes der »Rosenberge« in das allgemeine »Rosenburge« dürfte hieher gehören. Ebenso die Stellen, in welchen bestimmte Nationalitätsbezeichnungen, wie Böhmen oder Ungarn, weggelassen oder durch allgemeine Ausdrücke, wie Feinde, Krieger u. dgl. ersetzt werden. Vgl. Cens. A. (14), (15), (18), (20), (22) im ersten Auftritt; Cens. A. (4); Cens. B. (6); Cens. A. (7), (13) im zweiten Auftritt; vgl. Cens. A. (2), (3), (7).

Die Stelle »Verdammt! O Wiener! Leichtbeweglich Volk« wurde Cens. A. (11.) völlig des Persönlichen und Charakteristischen entkleidet in dem allgemeinen: »O Wien! das dank ich dir!« So muß in einem Censurexemplar der »Jungfrau von Orleans« das »Bohemerweib« zum »Zigeunerweib« werden, für »alle Fürsten« nur »edle Ritter« gesagt werden, niemals darf vom »Bastard« von Orleans gesprochen werden, statt der »stolze Herzog« darf es nur heißen »Burgund«. So tritt an Stelle des Grafen Feletri in dem erwähnten »Schloß Greiffenstein« ein »Ritter Willibald«, aus »Leopold, Erzherzog von Oesterreich« wird ein »Herzog Theobald«, aus dem »Hoflager zu Wien« einfach das »Hoflager«, aus »Oesterreichs Ritterblüthe« »unsere Ritterblüthe«. An obige Censur im Ottokar erinnert es, wenn statt der Worte »Die Wiener Luft macht närrisch« corrigirt wird: »Die Stadtluft macht närrisch.« Im Text muß »Greiffenstein« immer wegbleiben und für »Wien« blos »Stadt« substituirt werden. Eine Anspielung auf Richard Löwenherz wird getilgt.

Zur Aufführung der »Dienstpflicht« am 10. Juni 1818 bemerkt Costenoble: »Dallner darf hier in Wien kein Kriegsrath sein, er mußte in einen Kammerrath verwandelt werden, weil der Vorsteher des Collegiums, der geheime Kriegsrath von Dasitz, ein Schurke ist und ein schurkischer Kriegsrath in Wien nicht geduldet wird.« Eine interessante Censurirung des erwähnten Censors Zettler ist mir im Censurbuch von Korntheuer's »Alle sind verliebt« vom Jahre 1823 begegnet. Es wird darin die weltberühmte Nationalspeise »böhmische Dalkerl« erwähnt, Zettler setzte dafür zunächst »wienerische Dalkerl«. Das gefiel ihm aber auch nicht; er strich es wieder — und zuletzt blieb blos »Dalkerl« ohne jeden nationalen Beigeschmack. Diese Beispiele zeigen wohl hinreichend, daß »Ottokar« mit gleichem Maße wie andere classische und unclassische Stücke gemessen wurde. Freilich bot das Drama, welches im Localen lebt und webt, gerade hier der Censur unbesiegbare Hindernisse dar.

Die dritte Gruppe von Censuren bezieht sich auf das Gebiet der Moralität. Schon in dem citirten »Don Juanbuch« ist im Registerlied die Strophe:

Volle sucht er für den Winter
Für den Frühling schlanke Kinder

gestrichen, Worte wie »Kuppler«, »Kuppelei« und dergleichen werden in allen Stücken geändert, ein wallender »Busen« ärgert die Censur nicht erst in Kunigundens »Busenschleifen«. Schon der Censor Hagen ändert: »sie besitzt einen weißen, üppigen Busen« in »sie ist vorne sehr schön gebaut«. Die hieher gehörigen Stellen aus »Ottokar« sind leicht zu erkennen.

Die Censur richtete also, dem allgemeinen Schema nach, ihr Augenmerk noch immer, wie es schon die Instruction »über Censurirung der Bücher vom Jahre 1781« geboten hatte, hauptsächlich auf alles, was anstößig »gegen die Religion«, zu »frei gegen die Sitten« und bedenklich »gegen den Landesfürsten und den Staat« war. Die Praxis verschärfte sich unter Sedlnitzky immer mehr. — Nach diesem gewöhnlichen Schema scheint Censor A die erste Censurirung »Ottokars« vorgenommen zu haben. Tiefer greift Censor B in das Gefüge des Stückes ein. Wir haben hierin jedenfalls den Instanzenzug von der Revision beim Censuramt zur Polizeyhofstelle vor uns. Das Charakteristische der gesammten

Censur »Ottokar« gegenüber ist jedenfalls das Bemühen, von einzelnen Worten bis zu ganzen Charakteren alles zahmer zu machen. Das Leidenschaftliche, Schroffe, Harte soll weggeschafft werden, nach keiner Seite hin soll Anstoß erregt werden. Daher erfahren die Reden Ottokars und Zawisch' die einschneidendsten Censuren, daher sind die Verhältnisse Berthas und Kunigundens möglichst des Details beraubt und nur in allgemeinen Andeutungen gezeichnet. Die Figur Ottokars bot natürlich die meisten Schwierigkeiten, umsomehr als man im damaligen Wien bei seinem Erscheinen sogleich an Napoleon dachte. Ebersberg schreibt einige Tage nach der ersten Aufführung des Stückes im »Sammler« (1825 Nr. 35): »Der Dichter hat seinen Ottokar so dargestellt, daß sich sowohl in der Epoche seines Glückes als seines Endes die große Aehnlichkeit mit einem Eroberer und Usurpator neuerer Zeit dem Gemüthe des Lesenden und Schauenden unwillkürlich aufdringt. Noch ist diese Erinnerung zu neu, um bei einer solchen Aufregung nicht unwillkürlich Anklang zu finden.« Wir kennen aus Grillparzer's eigenen Angaben den Zusammenhang, in welchem »Ottokar« mit dem französischen Gewaltherrscher stand, der den Dichter bannte »wie die Schlange den Vogel«.[1]) Der Tod Napoleons 1821 hatte das Gedächtniß des Imperators neuerdings wachgerufen, und im Schönbrunner Schloße träumte der unglückliche Sohn des Corsen über dem politischen Testamente des Vaters einem frühen Tod entgegen. Ich denke neben den nationalen Momenten dürfen auch diese historischen Verhältnisse bei der Beurtheilung der Censurgeschichte von Grillparzer's Ottokar nicht völlig unbeachtet bleiben. Die Recension Ebersberg's stimmt im weiteren Verlauf so sehr mit unserem Censurbuch überein, daß man Zusammenhang vermuthen möchte. Ebersberg tadelt die Art, wie sich der Dichter über die verschiedenen Nationalitäten geäußert habe, verwirft direct Stellen, wie: »Ich weiß wohl, was ihr mögt, ihr alten Böhmen!« u. s. w. Das Liebesverhältniß zwischen Kunigunde und Zawisch ficht er mit der Begründung an: »Auf eine so gemeine und buhlerische Weise sollte sich eine Königstochter vergessen können!« Aus sittlichen

[1]) Interessant ist es, hier an den Märchenbruder Ottokar's in Grillparzer's »Traum ein Leben« zu erinnern (vgl. J. Zeidler, l. c.). Beim Studium des Wiener Volkstheaters wollte mir oft scheinen, es gäbe auch ein Capitel: Wiener Märchendrama und Censur.

Bedenken verwirft er Stellen, wie Margarethas Worte: »Ich bin kinderlos« u. s. w. In der Belehnungsscene findet er die Auffassung Kaiser Rudolfs zweideutig. An der Sprache setzt er die Verwendung derber Ausdrücke, wie Schurke, Kupplerin, aus. Wir sehen unser Censurexemplar überall in den Spuren der Recension Ebersberg's gehen. Aehnlich spricht sich auch Paul Thorn in Bäuerle's vielgelesener »Theaterzeitung« (Nr. 33, S. 131) über das Trauerspiel aus. Ottokar drücke sich oft »unnöthiger Weise« »auf zu gemeine Art« aus, wie gegen Margaretha, häufig wieder gar zu »scharf und roh«, wie gegen die Kärntner Gesandtschaft. »Unschicklich« sei die Aufforderung Ottokars an den Bürgermeister, ihm beim Abziehen der Beinschiene zu helfen, unziemlich, daß er dem Kanzler den Handschuh ins Gesicht werfe. Alle diese Verstöße gegen den guten Ton hat der temperirte Vorstadt-Ottokar vermieden; und ich kann mich nicht entbrechen zu glauben, daß diese Recensionen und die Auffassung Rott's in pragmatischem Zusammenhang mit der Censurgeschichte von »König Ottokars Glück und Ende« stehen. Die Polizeihofstelle wird doch die Egeria des Schauspielers gewesen sein, und sein absichtlich hervorgekehrter Gegensatz zu Anschütz wird wohl nichts anderes bedeuten als aus der Noth eine Tugend machen. Der Styl des Vorstadttheaters forderte ja sonst eher ein Auftragen grellerer Farben, denn ein Abtönen vorhandener drastischer Tinten. Rott wollte eben, wie 1809 Grüner, »alles aus dem Weg räumen, was einer hochlöblichen k. k. Censur anstößig sein könnte«.

Vor dem Grillparzerdenkmal.

Von **Franz Krim.**

Es war ein milder Frühlingstag
Voll Sonnengold und Amſelſchlag;
Schwarmtauben flogen hin und her,
Der Garten war noch ſtill und leer,
Doch draußen erwachte in ſauſender Runde
Das Leben und Weben der Morgenſtunde.
Da kam ich aus des Alltags Haſt
Gepilgert als ein ſtiller Gaſt
Und ließ mich nieder unter den Bäumen,
Vor deinem Marmorbild zu träumen,
An deinem Leben und Leiden und Dichten
Die Seele wieder emporzurichten.

Du liebe, gold'ne Jugendzeit,
Wie liegſt du nun ſo weit, ſo weit!
Wie horchten wir Kinder mit Herzenspochen,
Wenn die Mutter Grillparzer's Namen geſprochen.
Dann ſchenkte ſie uns als Bilderſpende
Das Spiel von Ottokars Glück und Ende.
Da dacht' ich wohl im Herzen mein:
Wie glücklich muß der Meiſter ſein,
Der ſolche Gaben von Gott empfangen
Und ſolch erhab'nen Weg gegangen!

Doch als ich reifer und klüger ward,
Da hat ſich ſein Schickſal mir offenbart.

Da hört' ich wohl Lieder, da sah ich wohl Tänze,
Da gab es für alberne Schalksnarren Kränze,
Er aber, der tief uns die Seele entzückt,
Saß alternd und einsam im Lehnstuhl gebückt.
Da steckten zusammen ihre wohlweisen Köpfe
Die zünftigen Richter, die neidischen Tröpfe,
Da ließ an dem Besten kein gutes Haar
Der Eselsköpfe und Angeber Schaar;
Und statt ihm Dank und Ehrfurcht zu zollen,
Erkannten die Stümper: Er ist verschollen!

Er aber war stolz in seinem Sinn
Und dachte: Ihr wißt nicht, wer ich bin!

Auf dem Markt bei den Strebern war er ja nie,
Der Sohn der ewigen Phantasie;
Seine Dichtung, erleuchtet vom göttlichen Funken,
Ist niemals zum Handwerk herabgesunken.
Ohne Fürstengnade, ohne Pöbelsgunst,
War er immer ein Priester der reinen Kunst.

Und als sie endlich den Lorbeer reichten
Dem Haupte des Meisters, dem weißgebleichten,
Ihn königlich ehrten — am Grabesrand, —
Wie selten ein Volk, wie selten ein Land,
Da war ihm die Freude am Leben benommen,
Und Oestreich war — wieder zu spät gekommen!

Und als ich einst wieder verließ das Haus,
Den Ring der Straßen pilgernd hinaus,
Da sah ich inmitten der wogenden Menge
Ein herzerschütterndes Trauergepränge:
Vier schwarze Rosse gespannt vor den Wagen,
Und Lorbeer und Palmen darüber ragen,
Und hinter dem Sarge sah man zieh'n
Das wirkliche Volk und das wahrhafte Wien.

Da ſprach ich kein Wort, da wollte mir's ſcheinen,
Als müßten wir über uns ſelber weinen.
Und als in die Erde verſank ſein Sarg,
Da bebte ſie, weil ſie das Beſte barg,
Das Beſte, das Oeſterreich jemals empfargen,
Den Seher, der uns vorangegangen,
Vorangegangen in lichtloſer Zeit,
Drum wird er nicht ſterben in Ewigkeit!
Geſtorben iſt aber das Volk der Phäaken,
Unſer Herz iſt deutſch und ſtramm unſer Nacken.—
So will ich denn ſprechen ein frommes Gebet
Im Garten hier, wo ſein Denkmal ſteht:
»Hoch ſei uns gegrüßt, Du edler Meiſter,
Du wahrhafter Fürſt im Reiche der Geiſter!
Bleib immer, dem treuen Ekart gleich,
Der Stolz und der Troſt von Oeſterreich!«

Aus meinem persönlichen Verkehre mit Grillparzer.

Von **Josef Pollhammer.**

I.

Die Entstehung seines Gedichtes an Radetzky gab er mir wie folgt: »Ich ging eines Tages im Jahre 1848 in das Abalto (Haupttabakverlag), wo ich mir eine Kiste Cigarren kaufte. Der Verkäufer dort sagte zu mir: Nun, Herr von Grillparzer, haben Sie schon gehört, Radetzky hat Mailand genommen! Sieg auf Sieg! Da sollten Sie doch ein Gedicht auf dieses Ereigniß machen. Ich antwortete, das kümmert mich nicht, wissen wir doch nicht, was weiter folgt. Als ich nach Hause ging, stieg mir das Ereigniß in den Kopf, und zu Hause angekommen, schrieb ich das Gedicht auf. Einige Tage später kam ein Journalist zu mir und bat mich, ihm etwas für sein Blatt zu geben. Ich gab ihm das Gedicht. Den Tag darauf erhielt ich die Aufforderung zu erlauben, daß es in separater Auflage für die Armee gedruckt werde. Dann wurde der Vers ‚In deinem Lager ist Oesterreich' vielfach citirt.«

Mich erinnerte diese Erzählung an eine Mittheilung, die mir Zedlitz über seine »nächtliche Heerschau« gemacht. Er fuhr an einem Sommerabend von Hütteldorf in einem Stellwagen zurück nach Wien, sah im Vorüberfahren das Schloß von Schönbrunn im hellsten Mondenlicht, dachte an die Zeit, da Napoleon darin hauste und vor dem Schloße Parade abhielt, und so gaben es die Gedanken, daß er in ihrer raschen Folge auf die Idee des Gedichtes kam, welches er sogleich zu Hause concipirte, dann ausarbeitete und einige Tage später Grillparzer vorlas. Letzterer rief sogleich aus: »Das ist ein Gedicht, welches sofort nach seinem Bekanntwerden Erfolg haben muß. Es ist ein wahres Volksgedicht.«

Grillparzer, dem ich dies erzählte, bestätigte die Wahrheit, soweit es ihn betraf.

II.

Bezüglich seiner Beamtenlaufbahn erzählte er mir: »Ich war immer als ein fleißiger Beamter bekannt, weil, wenn ich einen Stoß Acten vor mir liegen sah, ich ihn sogleich aufarbeitete, um wieder als Beamter recht faul sein zu können. Das echte Prototyp eines Oesterreichers! War ich mit der Arbeit fertig, dann hing ich wieder meiner Lieblingsbeschäftigung nach.«

Einmal traf ich den berühmten Musikgelehrten Sechter bei ihm, einen sehr alten, freundlichen Herrn; er wollte sich entfernen, als ich kam. Grillparzer stellte uns vor und bat ihn, Etwas über Mozart zu erzählen. Da gab Sechter Folgendes zum Besten, was ein Freund von ihm, der viel älter als er und mit Mozart befreundet war, ihm erzählt hatte. Ich glaube, es war Zelter. Mozart lud ihn nach seiner Hochzeit mit Constanze zum Frühstück für den nächsten Morgen ein. Der Freund kam, wurde in das Schlafzimmer hineingelassen, Beide lagen noch im Bette. Unordnung ohne Gleichen. Mozart sagte: ‚Geh' Stanzi, mach Kaffee.' Sie stand auf, legte ihr am Boden liegendes Brautkleid an und ging in die Küche, um das Frühstück zu bereiten. Dabei lagen Kleider, Noten, im ganzen Zimmer herum. Und so frühstückten wir, Mozart blieb im Bette liegen.

III.

Am Schlusse eines Briefes an mich nach Gföhl mit dem Datum: Wien, am 27. November 1864, fügte Grillparzer die Aeußerung hinzu: »Vor Allem geben Sie auf die Stiegen acht!« Dieser Satz beruht auf dem unglücklichen Sturze, den Grillparzer im Juli desselben Jahres in Bad Tüffer gethan. Er war im Anschauen einer römischen Inschrift vertieft, die an einer Seitenwand angebracht ist, ging weiter, stürzte und fiel kopfüber die Treppe hinab. Unten blieb er besinnungslos liegen. Als man ihn da gefunden und zu sich gebracht, wurde sogleich nach Wien telegraphirt, und zwei Fräulein Fröhlich reisten nach Bad Tüffer, um ihn zu pflegen.

Er kam wieder vollkommen genesen nach Wien zurück und äußerte einmal später mir gegenüber, nachdem er mir den Unfall erzählt hatte: »Wäre ich nur nicht mehr erwacht, es wäre ein so schöner Tod gewesen!«

Ein Brief Grillparzer's
an Gräfin Louise Schönfeld-Neumann.

Mitgetheilt von **Anton Bettelheim.**

Einem glücklichen Ungefähr danke ich die Bekanntschaft mit den einstweilen nur handschriftlich aufgezeichneten Erinnerungen von Gräfin Louise Schönfeld-Neumann. Als hohe Siebzigerin hat die herrliche Frau, den dringenden Bitten der Verehrer ihrer seltenen Gaben und Tugenden willfahrend, zunächst nur für ihre Kinder im anmuthigsten, von Liebe und Güte durchwärmten Plaudertone von der Vergangenheit ihrer Künstlerfamilie, von Vater Neumann und Mama Haizinger, von ihren trefflichen Geschwistern und den schönsten Burgtheaterzeiten erzählt. So lange die große Künstlerin sich nicht bewegen läßt, diese bisher nur dem nächsten Freundeskreis mitgetheilten Blätter der Oeffentlichkeit zu übergeben, bleibt uns nur übrig, ihr die eine und die andere biographische Einzelheit bei besonderem Anlaß abzuschmeicheln. Das geschah ein erstesmal, unmittelbar vor der Enthüllung des Sprottauer Laube-Denkmals. Im September 1895 konnte ich in drei Feuilletons der Münchener »Allgemeinen Zeitung« »Zur Berufung Laube's an das Wiener Burgtheater«, seine Briefe an Louise Neumann mittheilen und damit durch diese für Laube und seine Wiener Freundin gleich ehrenvollen Zeugnisse beweisen, daß außer seiner trefflichen Gattin Iduna kein weibliches Wesen heilsameren und nachhaltigeren Einfluß auf Laube's Schicksal genommen, als Louise Neumann. Laube hat ihr deshalb nicht nur seine »Karlsschüler«, sondern auch sonst in der Geschichte des Burgtheaters und in seinen »Erinnerungen« verdiente Denkmale dankbarer Verehrung gewidmet. Das geschieht nun ein zweitesmal der Festgabe für Karl Glossy zuliebe, mit der folgenden, die Begegnung von Louise Schönfeld-Neumann mit Grillparzer behandelnden Episode.

Louise Neumann kannte den Dichter schon aus ihren Burgtheaterzeiten. Karl v. Holtei hatte Mama Haizinger mit den Ihrigen, Fritz Beckmann und Anderen zu einer Grillparzer zu Ehren veranstalteten Tischgesellschaft zusammengeladen, bei der sich der sonst so leutscheue, leicht verstimmte Poet ausnehmend unterhielt. Hernach hatte Louise Neumann geraume Zeit mit Anna Fröhlich, einer der Hauswirthinnen Grillparzer's, regelmäßig vierhändig gespielt. Von all diesen Begegnungen bewahrte der Dichter der »Neumann«, wie der Liebling des Wiener Burgtheater-Publicums kurzab hieß, ein so freundliches Andenken, daß er ihrem Gatten, dem Grafen Schönfeld, bei dessen Vermählung — 1856 — in das Stammbuch die gehaltvollen Verse schrieb:

Wer gibt nicht gern, wenn, was er gibt,
Beglückt den hoffnungsfreudigen Empfänger?
D'rum, nimmst Du uns, was wir geliebt,
Dein sei's! Besitz' es ganz zugleich und länger.

Ueber das folgende Zusammentreffen im Römerbad erzählt die Gräfin selbst ihren Kindern:

»Ueber Grillparzer habt Ihr schon so viel gehört und gelesen, daß ich eigentlich nichts mehr hinzuzufügen wüßte, außer daß ich einmal im Römerbad, wo Euer Vater die Cur gebrauchte, mit ihm zusammentraf Du, liebe Rosalia, warst damals ein Kind von vier Jahren und sein Name gab dir viel zu denken. Einmal kamst du zu mir und sagtest: ‚Warum heißt er denn Grillparzer? ißt er nur Grillen und patzt sich dabei an?' Es war in demselben Jahr, als er den unglücklichen Fall gethan, der ihn um sein Gehör brachte.

Wir sahen ihn täglich, er fing an recht zutraulich zu werden und erzählte uns, wie und wo er anfing, die Motive zu seinen Schöpfungen in sich aufzunehmen und wiederzugeben. Da stürzte er eines Tages über eine steinerne Freitreppe und blieb am Fuße derselben ohnmächtig liegen.

Es war ein entsetzlicher Anblick! Grillparzer war nach seiner Gewohnheit allein und ohne Bedienung gekommen, der Badearzt Dr. Leidesdorf kam in seiner Aufregung zu uns gelaufen, um sich zu erkundigen, wohin er das Unglück zu berichten habe? an wen er um Hilfe telegraphiren solle?

Da traf es sich denn günstig genug, als wir Bescheid geben konnten und daß Kathi mit Pepi Fröhlich augenblicklich ankamen und seine Pflege übernahmen.

Auf diese traurige Art war der schöne Verkehr mit ihm so schnell gestört.

In seiner Reconvalescenz pflücktest du täglich die schönsten Blumen für ihn, brachtest sie auch bis an seine Thüre, warst aber nicht zu bewegen, sein Zimmer zu betreten, seit du den Verwundeten gesehen.

Mir jedoch trugen meine bescheidenen Aufmerksamkeiten einen wunderschönen Brief von ihm ein, der das kostbarste Stück meiner kleinen Autographensammlung bildet.

Er war ein Sonderling und nicht zu bewegen, in Gesellschaften zu gehen ꝛc.«

Den oben erwähnten Dankbrief Grillparzer's hat auf meine besondere Bitte die Gräfin unserem Glossy-Büchlein gestiftet. Er bedarf keiner Erläuterung. In seiner bei dem Briefsteller Grillparzer ganz außergewöhnlichen Herzlichkeit bleibt er ein Ehrenschmuck für den Schreiber, wie für die Empfängerin.

Wien am 30. Dezember 863.

Verehrte Frau Gräfin!

Was werden Sie gedacht haben, daß ich all den Dank, den ich Ihnen schuldig bin, zwar hundertmal in meinem Innern, aber offenkundig und erkennbar nie ausgesprochen habe? Aber theils ist es meine unglückliche Natur, alles in mir selbst und als ein Einsamer abzumachen, theils ist meine Lage so, daß sie Alles erklärt und entschuldigt. Die Folgen meines albernen Sturzes haben sich beinahe erhalten wie sie waren. Auf dem einen Ohr taub, höre ich mit dem andern kaum halb, der Kopf ist verworren und dumm. Kaum zurückgekommen mußte ich mich einer Augenoperazion mit dem Meßer unterwerfen, an deren Folgen die Augen noch jetzt leiden. Dazu kommen noch die nie endenden Sorgen für eine von meinem verstorbenen Bruder hinterlaßene, heillose Familie von 4 Personen, Sorgen von denen die Auslagen noch die mindesten sind. Ich habe für diese Leute so viel herabwürdigende Gänge gemacht, und so viel Bettelbriefe geschrieben, daß mir Tinte und Feder verhaßt worden sind, und ich mein Schreibzeug mit Schauder betrachte.

Und doch muß ich Ihnen noch vor Ende dieſes unglücklichen Jahres ausdrücken, wie tief ich Ihr antheilvolles und vorſorgendes Benehmen zur Zeit meines Unfalles in Römerbad fühle und bis zu meinem wohl nicht mehr entferndem Ende fühlen werde, zugleich mit der Freude wieder einmal einen Charakter kennen gelernt zu haben, der mir die unerſchütterliche Anhänglichkeit Ihres Gemahls erklärt und das Glück Ihrer Ehe.

Mit Hochachtung und Verehrung
F. Grillparzer.

Ein Bruderzwist in Habsburg.

Bruchstücke früherer Fassungen.

Mitgetheilt von **August Sauer.**

Von Anfang an war es unsere Absicht, lieber Carl, daß sich neben den österreichischen Dichtern der Gegenwart auch die österreichischen Dichter der Vergangenheit in dieses Stammbuch einzeichnen sollten. Ich möchte daher, daß Dein Grillparzer nicht blos in mündlicher und brieflicher Aussprache hier zu Wort komme, sondern, daß auch seines dichterischen Wesens ein Hauch durch diese Blätter wehe. Daß unbekannte Dichtungen Grillparzer's — von den literar-historisch unschätzbaren, aber künstlerisch unzulänglichen Jugendarbeiten abgesehen — kaum mehr vorhanden sind, weißt Du selbst am besten. Im Nachlaß, soweit er unverschlossen ist, befinden sich blos einige Gedichtsplitter, deren Zugehörigkeit und Verständniß große Schwierigkeiten bereitet, und was an ungedruckten Epigrammen meist politischen Inhalts darin steckt, entzieht sich vorläufig der allgemeinen Benutzung und öffentlichen Mittheilung. Dagegen liegt noch ein wahrer Schatz von Poesie in den Plan- und Skizzenheften zu den dramatischen Werken, sowie in den älteren Fassungen der Dramen vergraben. Nicht blos die wichtigsten Aufschlüsse über die Entwicklung des Dichters, über die Entstehung der einzelnen Werke, über die Geheimnisse des dichterischen Schaffens im Allgemeinen sind darin enthalten, sondern auch manche abgerundete Scene von selbstständigem poetischen Werth, manche sinnvolle Rede, mancher glücklich geprägte Spruch verdient unsere Beachtung, und in solchem größeren Zusammenhange manches herrliche Bild, manche poetische Wendung, die höherer künstlerischer Weisheit und den Zwecken des Gesammtwerkes zum Opfer fielen. In einer künftigen kritischen Ausgabe von Grillparzer's Werken, für deren Zustande-

kommen Du im richtigen Augenblicke gewiß Deine ganze Kraft einsetzen wirst, werden diese älteren Fassungen, in Lesarten aufgelöst, dem endgiltigen Text der Dramen zweifellos beigegeben werden; aber Lesarten zu studiren, das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das stofflich Werthvolle von dem blos stylistisch Wichtigen darin zu scheiden, aus den im wahren Sinne des Wortes disiectis membris poëtae das Kunstwerk wieder herzustellen und dann erst seine Schönheiten zu genießen, ist nicht Jedermanns Sache. Ich glaube daher nichts ganz Ueberflüssiges zu thun, wenn ich, auf eigene Darstellung verzichtend, für ein Werk wenigstens Bruchstücke früherer Fassungen, soweit sie auch aus dem Zusammenhang losgelöst dichterischen Werth haben, heraushebe und hier vereinige.

In den bewegten Tagen, während welcher ich die vorliegenden Freundesgaben zum Buche ordnen durfte, kamen mir zufällig die Vorarbeiten zum Bruderzwist wieder in die Hände und lenkten von Neuem meine volle Aufmerksamkeit auf sich. Keines der Werke Grillparzers steht uns in politischer Beziehung heute noch so nahe wie dieses. Wie der Dichter bei der poetischen Gestaltung vielfach an politische Zustände und öffentliche Charaktere seiner eigenen Zeit dachte, so werden auch wir bei der Lectüre an Zustände und Charaktere der Gegenwart erinnert. Unverändert scheinen wesentliche Grundzüge in Oesterreichs Geschichte immer wiederzukehren; mit erschreckender Aehnlichkeit starrt uns die Gegenwart aus der Vergangenheit entgegen; man glaubt geflügelte Worte zu lesen, die für den Tag geprägt sind. Darum soll die folgende Zusammenstellung auch nicht eigentlich literar-historischen Zwecken dienen. Für diese müßte ja auch eine genaue Beschreibung der Handschriften vorausgeschickt werden; es müßte eine Datirung der einzelnen Bruchstücke versucht werden u. s. w. Ich stelle vielmehr den Gedankengehalt und die Charakteristik in den Vordergrund und will nur so viel bemerken, daß die wichtigste Handschrift, der die meisten Bruchstücke entnommen sind, höchstwahrscheinlich noch vor dem Jahre 1848 entstanden ist und vermuthlich dieselbe ist, von der Grillparzer in seinem Testament vom 7. October 1848 als von einem »dem Scheine nach vollendeten« Werke spricht. Ich folge dem Gang des Stückes nach Act und Scene und setze zur leichteren Orientirung die Seitenzahlen der fünften Auflage der Werke bei. Ein diplomatisch getreuer Abdruck liegt nicht in meiner Ab-

ſicht, darum habe ich ausgeſtrichene Worte u. dgl. nur dann verzeichnet, wenn ſie mir beſonders charakteriſtiſch zu ſein ſchienen, habe auch der Interpunction des leichteren Verſtändniſſes halber leicht nachgeholfen und in der Anrede große Anfangsbuchſtaben eingeſetzt. Da die Abſchriften, die vor Jahren gemacht worden ſind, nicht eigentlich für den Druck angefertigt wurden, ſo kann ich nicht für jedes Wortes Richtigkeit einſtehen und da eine Vergleichung mit den Originalen jetzt nur theilweiſe möglich war, ſo mußt Du es entſchuldigen, falls Du bei einer Nachprüfung kleine Ungenauigkeiten findeſt. Biete ich ja gerade Dir mit dieſen Auszügen kaum etwas Neues. Gewiß haben Deine Augen wie faſt auf allen Deiner Obhut anvertrauten Papieren auch auf den Blättern, denen das Folgende entſtammt, ſchonforſchend geruht und manches flüchtige Wort vielleicht richtiger entziffert. Trotzdem wirſt Du die Blüthenleſe gern in ſauberem Druck vor Dir ſehen und bei ihrer Durchſicht freundlich der gemeinſamen Arbeit gedenken, die uns ſeit bald zwanzig Jahren in treuer Hingabe an die Genien unſerer heimiſchen Literatur verbindet.

Erſter Aufzug.

Verwandlung.

Saal im kaiſerlichen Schloſſe zu Prag.

I. S. 11:

Matthias.

. . . . . als ſich ſelbſt.
Ein Anſchlag, werth zu glänzen im Plutarch
Wenn er gelang.

Kleſel.

Wenn er gelang! — Doch, Herr, wenn nicht?
Den ſieben Tugenden, die Ihr wohl kennt,
Setzt mir auf eigne Hand zwei neue zu:
Einſicht und Glück.

II. S. 20:

Rudolf.

(Zu Rumpf.)

Rußworm ſtirbt heute noch!

(Zu Don Cäsar.)

Und du mit ihm,
Wagst du's mit einem Wort, mit einem Laut —
Mir ward berichtet, wie du heut gewagt
Die Diener der Gerechtigkeit — justitia
Regnorum fundamentum! — Friedensstörer!
Du schwärmst zur Nacht u. s. w.

III. Aus einer sehr frühen Fassung. S. 22—26:

Ferdinand.

Mein Oheim und mein Herr.

(Er nähert sich dem Kaiser, der zitternd mit tiefen[1]) Athemzügen dasteht und mit dem Stocke heftig auf die Erde stößt.)

Beliebts Euch etwa
Zu sitzen hier, Ihr scheint mir hochbewegt.

(Er führt ihn zum Lehnstuhl, der Kaiser sitzt.)

Rudolf.

Ah Don Fernando, gracias à usted.
Ihr kommt zur rechten Zeit. Seht Ihr, so dringt die Welt
Die uns ein Gräul mit ihrem wüsten Treiben
Durch hundert Wachen bis zu uns heran
Und zwingt zu schauen uns ihr Angesicht,
Das wild verzerrte, grauenhaft[2]) entstellte.
Die Welt, die Welt! Denn dieser junge Mann
Ist nur ihr Mund, er spricht was sie ihn lehrte
Und glaubst du's nicht, so sieh hinaus ins Land,
Sieh in die Zeit, und schau dasselbe Bild
Vertausendfacht in zehn und hunderttausend.
Roh, eigenwillig, ohne Zucht und Sitte,
Dem guten Beispiel und dem Glauben fremd,
Der Kunst, dem Wissen, allem edlen Thun.

[1]) Zuerst: »hochklopfenden«.
[2]) Zuerst: »greuelvoll«.

Tobt's nicht dem Sturmwind gleich, von dem geſchrieben:
Er wiße nicht, von wannen noch wohin?
Wo iſt noch Achtung für des Reiches Hoheit,
Wo Ehrfurcht für das Hohe, das vom Geiſt?
Sind ſie vom alten Tempel ihrer Väter
Nicht ausgezogen zu dem Berg von Dan,
Und haben dort ein Kalb ſich aufgerichtet,
Vor dem ſie knieen, ihrer Hände Werk?

. . . . . .

Wie haltet Ihrs in Steyer mit dem Jahr? —

Ferdinand.

So meint Ihr? - -

Kaiſer
(heftig).

Nun das Kalendarium mein' ich
Das Jahrbuch, Zeitenlauf, das Al-Manach,
Das Pabſt Gregor, der gute, weiſe
Das falſche, mangelhafte, reſtaurirt,
Einſchaltend vierzehn Tag nach Sonnenwende.
Sie aber ſchlugen die Verbeß'rung aus.
Weil es der Pabſt war, der ſie angerathen
Und nicht iſt eignes dünkelvolles[1]) Hirn,
Datiren fort um vierzehn Tag zu früh,
Bis etwa Weihnacht fällt auf Johann Taufers
Und ſtören Sonn' und Mond in ihren Bahnen.
Ob falſch, ob wahr; nur gregorianiſch nicht.
Deßhalb nun tadl' ich jenen Jüngling, ſtraf' ihn.
Allein begreif' auch, was ihn ſo verkehrt.
Ja ſelber machts mir ſchmerzliches Vergnügen
Mit ihm zu ringen, in des Argen[2]) Bruſt
Die Keime aufzuſuchen der Verkehrtheit
Die ihm geliehn die regelloſe Zeit.

[1]) Zuerſt: »eigenwill'ges«, dann: »grillenvolles«.
[2]) Zuerſt: »Trotz'gen«.

Mein Amt ist richten und das Böse strafen.
Es soll nicht heißen, daß, die mir gehörig,
Entnommen seyn dem allgemeinen Recht.
Die Zeit kann ich nicht bänd'gen, aber ihn,
Ihn will ich bänd'gen, hilft der gnäd'ge Gott.

. . . . . .

Ferdinand.

. . . . . .

O weh uns, wenn es wahr, und Ihr für Schein
Den wahren Vortheil aufgebt, der so nah.

Kaiser.

Was krähst du so? Hab' ich es schon bejaht
Was du von Prophezeiungen mir schwatzest?
Daß so zufrieden du dir Beifall zollst?
Und dann für Schein? So kennst du diese Kunst,
Daß du so hart sie schmähest? Lerne
Und dann verachte, wenn dirs ferner dünkt.
Ihr seyd entlassen, doch bevor Ihr geht
Reicht jenes Buch dort zur Gesellschaft mir.
Ein Buch ist auch ein Mensch —[1])

(Da Ferdinand das Buch hohlen will.)

Standst jemals du
In stiller Mitternacht auf hohem Thurm
Ringsum des Todes Bruderbild, der Schlaf,
Und über dir die ewig hellen Zeichen,
Mit denen Gott sein Daseyn eingeschrieben
In's dunkle Pergamen der Sternennacht,
Und sahst den langsam majestätischen Umschwung
Von West nach Ost in ewiggleicher Ruh,
Den Aufgang, Niedergang der hellen Zeichen.
Dazwischen, and'rer Bahn, wie halber Willkühr
Der flimmernden Planeten farb'ge Glut,
Sie kommen, gehn, sie nahn, entfernen sich.

[1]) Der ganze Absatz stark corrigirt.

Und neben dir der Mann, der ſichern Sinns
Seit Jahren auf der Tafel vorgezeichnet
Den Augenblick der nächtigen Begegnung.
Wenn ſie nun kommt, die hohe Konjunktur,
Die Sterne ſchimmernd in die Häuſer[?] treten,
Und winkend, ſprühend, flüſternd, leiſe rauſchend
Die ganze Schöpfung um das Brautbett ſteht,
In dem das feindlich Ferne ſtill[1]) ſich gattet.
Wenn du dann zitterſt, in die Kniee ſinkeſt
Und nun der Mann, der Wiſſenſchaft-Vertraute
In hohen Worten zu dem Lehrling ſpricht:
Wie aller Lauf der Welt ein und derſelbe,
So Stern als Menſch nur Glied an Einer Kette,
Kein Unten und kein Oben ſey vor Gott.
Und was geſprochen hier, d'rauf ſpäter eintrifft,
Und wieder, abermal, und immer wieder,
Dann ſpotte, wenn du kannſt, und trau nur dir. —
Fragſt aber du, ob ihrer ſelbſt ich mächtig
Der ſchwerverklagten Kunſt? ſo ſag' ich: nein!
Gerungen hab' ich, aber nicht erreicht.
Ich bin ein ſchwacher, unbegabter Mann,
Das Einzelne kann ich zu Einzeln ſetzen,
Doch was der hohe Geiſt mit einem Anſchaun
Erfaßt und hält, liegt über meiner Macht.
Doch ward mir Eines: Fleiß, und noch ein andres: Erfurcht
Für das was And're können und ich nicht.
Doch ſey es auch, daß, wie du meinen magſt,
Die hohen Sterne nichts als Pfennigskerzen
Zu leuchten trunknen Bettlern wenn es Nacht.
Glaubſt du, daß Männern, die ein reiches Leben
Verſenkt in ſtetes Anſchaun der Natur,
Daß ihnen klarer nicht des Menſchen Wollen
Und der Ereigniße verborgne Saat,
Als uns geſchäftig müß'gen Menſchenkindern?

[1]) Zuerſt »heiß«.

Der Weiſe, was er ſpricht, er prophezeit,
Und dieſer Tyho Brahe, den du ſchmähſt,
Ob aus Geſtirn nun oder Menſchenbruſt,
Hat Wahres mehr in voraus mir verkündet
Als die ſich brüſtenden in meinem Rath.

Ferdinand
(der das Buch gebracht hat).

Zum mind'ſten dort iſt Vorherſagung leicht,
Wo die Verkünd'gung das Ereigniß ſchafft,
Das nie ereignet ſich, ward's nie verkündet.
Wenn Ihr dem Bruder, Herr, die Gunſt entzieht,
Weil von Gefahr geheime Mahner flüſtern,
Ihm, der beſtimmt zu folgen Euch im Reich —

Kaiſer.

Beſtimmt? Im Reich zu folgen? Er? Warum?

Ferdinand.

Wer ſonſt?

Kaiſer.

Nun, etwa Ihr?

Ferdinand.

Noch einmal, Herr:
So helfe mir der allgerechte Himmel,
Als ich ein einzig Glück, nur Einen Vortheil kenne,
Haus Oeſtreichs Macht und meines Gottes Ruhm.

Kaiſer
(der das Buch aufgeſchlagen hat).

Wo iſt Eur Bruder Leupold? Kam er mit?

Ferdinand.

Auch er, ob raſch und jung; mit regem Abſcheu
Stieß' er ein Reich zurück, wenn's eines Andern
Und zu behaupten nur durch innern Zwiſt.

Justitia regnorum fundamentum.
Ob nun Mathias, Euer edler Bruder
Sich irgendwie verſehn; er hat gebüßt.
Nach Steyr verbannt, allein mit ſeiner Reue;
Kaum eines Goldſtücks, eines Dieners Herr,
Vergaß er wohl die ſchimmernden Entwürfe,
Die ihn verlockt, zu weit, ich geb' es zu.
Denkt an ſo Manches was Natur ihm gab
Und er gepflegt. —

Kaiſer.

O ja! Er tanzt und ficht.

Ferdinand.

So wäre nichts die mannigfache Kunde
In allem Feld des Wiſſens, die ihn ſchmückt.

Kaiſer
(mit dem Stabe auf dem Boden zeichnend).

Von Bildern bunt iſt ſein Zodiakus,
Nur Eines fehlt, die Sonne fehlt inmitten.
Was that er je, daß man ihm trauen ſollte?
War nicht ſein Lauf ein immerwährend Streben,
Ein ſtät' Beginnen, und ein Nie-Vollenden?
Hing er nicht heiß an jedem Luftgebild?
Ob Juno oder Wolke, hui! er freit.

Ferdinand.

Je größer, Herr, ſein Drang nach Thätigkeit,
Um ſo gefährlicher ſcheints ihn zu hemmen.

Kaiſer.

Gefährlicher? Wie käm' mir ſolche Scheu?
Ich fürchte nicht ſein Trachten und Verſchwören,
Die Mängel fürcht' ich ſeine Tüchtigkeit.
Der nimmermüde Mann! — Wir beide haben
Von unſer'm Vater Thatkraft nicht geerbt,
Allein ich weiß es, und er weiß es nicht.

Wie ſchweigen beſſer iſt als thöricht reden,
Zählt ruhen mehr als nutzlos thätig ſeyn.
Was ſoll ich nun mit ihm? Man ſpricht von Ungarn,
Man will ihm ein Kommando dort vertraun.
Doch wie und wann? wo hat er je geſiegt?

IV. Später als III anzuſetzen. S. 25:

Rudolf.

. . . . . .

Hier unten eitle Willkür und Verwirrung.
Gewalt'ge Mächte, ſtrahlenangethan[1])
Durch Ketten ihrer Wirkungen gebunden,
Ziehn ſie einher auf angewieſner Bahn.[2])
Und Keines will für ſich ſeyn, alles dient. —
Geleitet werden, ach, es iſt ſo ſüß,[3])
Und ſelber leiten ſchaurig und gefährlich!
Macht mich zum Wächter auf dem Thurm bei Nacht,
Daß ich erwarte meine[4]) hellen Sterne.
Das Ohr geſpannt auf ihre Harmonie
Das Auge folgend ihrem Gehn und Kommen;
Dazwiſchen der Planeten farb'ge Pracht.
Auf ſcharfen Bahnen ſich Zerſtörung drohend
Bis eintritt nun der hohe Augenblick,
Der feurige Moment der Conjunctur
Indeß die ganze Schöpfung flüſternd, ſchweigend
Mit Augenblinken[5]) um das Brautbett ſteht
In dem das ſcheinbar Feindliche ſich gattet.[6])

[1]) Zuerſt: »Gewalt'ge Krieger in der Strahlenrüſtung«.
[2]) Zuerſt: »auf ihres Führers Wort«.
[3]) Eine andere Faſſung dieſer Verſe auf einem anderen Blatt:

»O laßt mir meine Sterne, Pflanz' und Stein,
Theilt unter Euch die Menſchen und die Reiche!
Es iſt ſo ſüß regiert zu ſeyn, ſo hart regieren.«

[4]) Andere Lesart: »jene«.
[5]) Zuerſt: »Mit Winken«; dann: »Mit Blinken«; dann: »Geheimen Winkens«.
[6]) Zuerſt: »In dem ſich Wirkungen und Folgen tauſchen.«

Laßt mich es anſchaun, dann mein Haupt verhüllen
Und bethen zu dem Herrn, der mich und ſie
Als Theile ſchuf, als Diener ſeiner Macht.[1])

V. S. 27:

Ferdinand.

. . . . . .

Das Wort führt den Abtrünnigen vom Glauben.

Rudolf.

Das Wort führt? Ich bewein' es, ſag' ich dir
Und mit dem eignen[2]) Herzblut möcht' ichs heilen,
Doch tobt der Jüngling und der Mann erwägt.

Ferdinand.

So will ich nimmer denn zum Manne reifen,
Ein Jüngling ſeyn und bleiben für und für,
Wenn Mannesklugheit zur Verzagtheit führt.

VI. S. 28:

Rudolf.

. . . . . .

Fließt lebend Blut in dieſen blaßen Adern?
(Mit der Glocke auf dem Tiſche ſchellend.)
Herbei! Herbei! ich will bei Menſchen ſeyn,
Mir dringt der Froſt bis an die tiefſte Seele.
(Hofleute ſind durch die Mittelthüre eingetreten.)

Rudolf
(wieder zu Ferdinand gewendet).

Und was, was meinte Leopold dein Bruder
Zur Speiſung ſolcher vierzigtauſend Mann?

[1]) Zuerſt:
»Und ſinkend in die Knie zum Herren bethen.
Der Hoch und Niedrig hält in ſeiner Hand.«
[2]) Zuerſt: »beſten«.

Ferdinand.

Er fügte ſich der höhern Gründe Macht.

Rudolf.

Er fügte ſich, er hat nicht eingewilligt,
Hat nicht gewollt. Er iſt ein Menſch! Glück auf!
Bring ihn zu mir! Ich will bei Menſchen ſeyn.
Meld' ihm's nach Gräz.

Ferdinand.

Er kam mit mir, mein Kaiſer.

Rudolf.

Bringt ihn denn her! Wo iſt mein Neffe, wo?

Rumpf.

Er zähmt den Hengſt, den Ihr noch geſtern kauftet,
Im Schloßhof unten bei Don Cäſars Gnaden.

Rudolf.

Ei Pferd und Spiel! Wohl gar bei Weibern auch.
Je nun, das beßert ſich; er iſt noch jung.
Ich liebe Menſchen-Fehler, bin ein Menſch,
(mit beiden Händen auf ſeine Bruſt ſchlagend)
Ich, ich, ein Menſch! Bringt mir den Leupold her.

Zweiter Aufzug.

Freier Platz im kaiſerlichen Lager in Ungarn. Im Hintergrunde Gezelte.

VII. S. 31:

Ein Haufe Soldaten kommt ohne Ordnung, ein Fahnenträger unter ihnen. Sie ſingen:

Und ſchlägts nicht ein
Laß den Türken ſeyn,
Trink' dunkeln Wein
Ein Tücht'ger findet ſich da auch d'rein.

Mehrere.

Halloh!
Hierher!
Legt die Beute nieder!
Es geht an's Theilen nun.

Der Fahnenträger
(die Fahne hinstellend).

Da stehe du!
Den Türken riß ich noch dich aus den Klauen,
Allein ein Schelm, der mehr thut als er kann.

(Die Andern am Boden Beute theilend.)

Erster.

Das soll für dich!

Zweiter.

Nein das!

Dritter.

Nimm hier das Messer!

Erster.

— Den Chorrock mir.

Dritter.

Der Pfaffe sträubte sich;
Er wollte nicht heraus mit seinen Schätzen
Und frug erst, ob wir Christen, oder sonst?

Alle.

Ha, ha, ha, ha!

Ein Andrer
(das Linnen probirend).

Das gibt 'ne art'ge Schürze[1])
Für Base Sträubdichnicht.

[1]) Schärpe?

Zweiter.

Du alter Sünder,
Bei dir in Wittenberg[1]) gilt ſo was freilich nicht,
Wir Andern ſollten's um ſo beßer ehren.

Andrer.

Nur ſtill, nur ſtill, iſt alles Beutegut.
Und wer hier disputirt nimmts auf mit Allen.

Ein Hauptmann (kommt).

Hier ſind ja Truppen! Zu den Schanzen! Fort, Auf!
Hält man hier Markt? Woher der bunte Kram?
Und bin ich unter Kriegern oder Räubern?

Fahnenträger
(der die Fahne wieder aufgenommen hat).

Herr, unter Kriegern, wie die Fahne zeigt;
Doch Krieger ohne Sold ſeit dreizehn Monden,
Die d'rum die Zahlung ſich vom Land gehohlt.

Hauptmann.

Und unterdeßen dringt der Türke nach!
Auf! Vorwärts in den Feind!

Fahnenträger.

Ei, Herr, mit Gunſt...

. . . . . .

Geſchrei (im Hintergrunde).

Heiſa! Der Narrenbiſchof!

(Eine ſchlechte Muſik von einigen Geigen und Flöten ſpielt einen Marſch.)

Erſter Soldat.

Was iſt?

[1]) Zuerſt: »im Harz«.

Zweiter Soldat.

So ſiehſt du nicht? Dort kommt er ja!
Sie wählen Einen aus dem Troß zum Biſchof
Der gibt dem Heer die Abſoluzion
Von wegen dieſer Flucht in heut'ger Nacht.

Erſter Soldat.

Und dulden das die Andern, die katholiſch?

Zweiter Soldat.

Es iſt ja ſelber von den Unſern Einer.
Im Lager geht das an. Iſts doch nur Scherz.

(Nach rückwärts eilend.)

Mir auch vom Ablaß, Meiſter!

Viele

(ſchreiend).

Narrenbiſchof!

(Alles drängt ſich nach rückwärts. Unter Muſik und mit lächerlichen Ceremonien kommt ein Mann, der einen Laken als Mantel umgehängt und eine Nachtmütze übergeſtülpt hat, von der linken Seite. Troß mit Geſchrei um ihn her. Während der Zug nach der Mitte des Hintergrundes ſich abbewegt, kommt von der rechten Seite Biſchof Kleſel. Der Narrenbiſchof macht ihm eine burleske Verbeugung. Lautes Gelächter. Der Zug verliert ſich.)

Verwandlung.

Das Innere eines Zeltes.

IX. S. 42. Nach: »**Kleſel.** Er iſt der Retter, Abgott ſeines Volks.«

Mathias.

Dazu iſt immer Zeit.

Kleſel.

Für alle Dinge
Gibts Eine Zeit nur, wie nur Einen Mann.

Mathias.

Doch iſt der Mann da, findet ſich die Zeit.

X. S. 43:

Kleſel.

Um Gotteswillen!

Der Augenblick entſcheidet eine Zukunft.
Und doch — Kommt's wie ein Lichtſtrahl mir von Oben nicht?
Bleibt Herr bei Eurer Meinung, iſt ſie gleich
In Widerſpruch mit allem unſern Streben.
Vielleicht reift unſern Anſchlag grade dieß.

Mathias.

Die Hoheit iſt der Würde klein'rer Theil,
Ihr größ'rer, ja ihr Alles iſt die Ehre.
Sie ſtell' ich her, das andre ſteht bei Gott.

Kleſel.

Gott iſt ein ſtrenger Gläub'ger, ſichrer Bürge,
Allein ſein Zahltag iſt die Ewigkeit,
Die Sorge für die Zinſen ließ er uns,
Wer ſie nicht nimmt, iſt frömmer, Herr, als klug.
Hier kommen, die der Müh Euch gern entheben.

XI. S. 46:

Max.

Und alſo denn zur Sache.

Man will den Frieden mit den Türken ſchließen;
Allein der Kaiſer will ihn nicht. Ob klug, ob unklug
Die Weigerung, ziemt uns nicht zu erwägen.
Er iſt der Herr und wir ſind ſeine Diener.
Auch möge Niemand das was über ihm
Mit ſchnellem Tadel ziehn vor ſein Gericht;
Nicht leer ſcheint mir das Wort: ders Amt gibt, gibt Verſtand;
Denn das Bewußtſein einer heil'gen Pflicht
Enthält ſchon halb die Kraft ſie zu erfüllen.
Doch möchte ſeyn, daß unſer Herr und Kaiſer
Vom gegenwärt'gem Lauf und Stand der Dinge
Nicht unterrichtet oder ſchlecht berichtet.

(Zu Kleſel.)

Laßt ſtecken nur, wir wiſſen was Ihr bringt.

. . . . . .

Seyd noch Ihr für den Frieden?

Kleſel.

Durchlaucht, ja.
Was gut bleibt gut, wär' auch der Geber ſchlimm.

Max.

Zum mindſten ſeyd Ihr nicht verlegen, guter Freund.

Mathias.

Was wahr, was nicht, davon ein andermal;
Doch daß ich nicht das Echo dieſes Manns,
Sey dies Erweis: Was, Kleſel, rathet Ihr?

Kleſel.

Den Frieden.

Mathias
(aufſtehend).

Ich den Krieg.

Leopold.

Wie, Ohm?

Max.

Mathias.

Ferdinand.

Doch hieß die Ladung, die nach Graz uns kam,
Es handle ſich um Frieden mit den Türken.

Mathias.

So wars da ich geſiegt, doch jetzt, geſchlagen —
Ausſprechen muß ich es das herbe Wort —
Jetzt keinen Frieden als nach neuem Sieg.

Max.

Allein die Mittel, Freund?

Mathias.

Ich war gehemmt,
Dieß Zögern und dieß Zaudern auf Befehl,
Die Unentschlossenheit in Heer und Rath,
Von Jedem der mir dient zugleich bewacht.
Doch laßt die Sehnen spannen mich der Kraft,
Wärs um den Preis auch meines eignen Kopfs,
Dem eignen Kopf vertrauen und ihm folgen.
Mein Wort zum Pfand, es soll der Türkenhund
In Hundesart mit eingezogner Ruthe
Die eigne Heimath furchtsam bellend suchen,
Und dieses Land erstehn von seiner Last.
Unthätigkeit ist aller Uebel Quelle,
Ich fühle mich als Mann der raschen That.

Max.

Die Schwerkraft ist so nöthig wie die Schwungkraft
Und was besteht, besteht durch seine Last.

Dritter Aufzug.

Zimmer im Schlosse auf dem Hradschin.

XII. Auf einem Blatt (Maschinenpapier) mit Skizzen zu der »Jüdin von Toledo«. S. 65:

Rudolf.

Und also ist es Krieg bis Gott ihn schlichtet,
Bis Liebe und Vertraun und Rechtlichkeit
Sich Bahn gebrochen durch die wüste Zeit.
Siehst du, ich schmelze Gold in jenem Tiegel.
Weißt du wozu? — Nenns immer Spielerei,
Ist alles Spiel doch was die Seele träumt
Und doch erquickt und hält im Sturm der Tage.

XIII. S. 76:

Der Kaiser setzt sich. Mehrere böhmische Stände, drei Wortführer an ihrer Spitze, treten ein. Mit ihnen ein Page, der auf einem sammtenen Kissen eine Pergamentrolle trägt.

Rudolf.

Nun Gott zum Gruß ihr Herrn. Ihr seht mich lebend,
Was Mancher will bezweifeln, sagt man mir,
Und was erklärt zum Theil auch die Bewegung,
Die fort sich pflanzt im Volk von Stadt zu Stadt,
Auf was gestützt, ein Fürst selbst meines Hauses
Sich angeschlossen solchem wirren Thun.
Er selbst nun kehrt zurück, ich weiß es wohl,
Kommt unser warnend Wort ihm etwa zu;
Allein der Pöbel, einmal aufgeregt,
Tobt fort und fort und weicht nur der Gewalt.
Seyd ihr bereit nur mir als meine Treuen
Hinaus zu folgen, wenn ich selbst Euch führe,
Und Recht und Ordnung wieder herzustellen
In der von Wahn und Trotz bethörten Welt?
Ihr schweigt? nur zu geneigt doch sonst zu reden.

(Da Einer vortritt.)

Nicht Ihr, Graf Thurn! Ihr seyd kein Eingeborner,
Kein Böhme, dem das Land am Herzen liegt,
Laßt Euren Nebenmann statt Eurer reden.
Ich merke wohl daß Ihr durch Zeichen sprecht.
Die Schrift dort auf dem Kissen jenes Knaben
Gibt die Erklärung Eures stummen Worts.
Ihr wollt die Treue wahren — auf Bedingung,
Wollt ehrlich seyn, wenn Vortheil auch dabei.
Laßt nur die Schrift! Ich weiß schon ihren Inhalt,
Ihr habt vor Monden sie mir vorgelegt.

XIV. S. 78.

Rudolf.

. . . . . .

(Die Schrift entfaltend und lesend.)

Der Eingang, wie gewöhnlich, leere Formel:

»Da es denn Gott gefallen« Nun Ihr wißt
Was Gott gefällt, Ihr wart in ſeinem Rath.

Vierter Aufzug.

Garten im königlichen Schloſſe auf dem Hradſchin.

XV. S. 98. Zu Thurns Worten: »Mathias, derzeit noch von Ungarn König« am Rand:

Der neue König gibt uns neue Rechte,
Bis König endlich nichts als unſer Recht.

XVI. S. 98. Thurn. »Man wirbt um Euch« u. ſ. w. Zuerſt:

Wir harren ruhig.
Laß andre Schnitter mähn, uns bleibt die Erndte.

Verwandlung.

Gemach in der Burg, wie zu Anfang des dritten Aufzugs.

XVII. S. 104:

Thurn.

Vor allen liegt daran, daß unſer König,
Den ich verehre wie ihn Jeder ehrt,
Und der aus ſich wohl Schlimmes nie begehrt,
Nicht von Verräthern heimlich weggebracht,
Zur Fahne diene feindlichem Beginn.

Lobkowitz.

Allein wie lange ſolls und kann es währen?

Thurn.

Bis Don Mathias, ſeiner Hoheit Bruder
Und König ſchon von Ungarn, kehrt nach Prag.

Lobkowitz.

Und hoffſt du beſſeres von ſeiner Herrſchaft?
Der Eifrer Kleſel ſteht, du weißts, ihm nah.

Thurn.

Die neuen Herrſcher bringen immer neues,
Denn wie die Götter, die Bedürfnißlos,
Den Opferrauch als einzge Nahrung ſchlürfen,
So lebt ein Fürſt, vor allem wenn er neu,
Von Lebehoch und von der Volksgunſt Zeichen.
Gewinnen wir auch wenig bei dem Wechſel,
So brauchts den Wechſel oft nur zu erneuen
Um Viel zu machen aus den vielen Wenig.
Mathias ſey jetzt unſer Held und Heiland
Zunächſt ſeys der, der uns von ihm befreit
Und ſo bis zu den Letzten, die wir ſelbſt.
Ich höre Schritte und der Kaiſer naht.
Laßt uns noch ſehen nach der äußern Pforte.

(Sie gehen durch die Thüre links.)

XVIII. S. 105:

Rudolf.

Den Eingang? Sag' den Ausgang! Mir, dem Kaiſer.
Ich bin's und fühle mich als Herrn, obgleich gefangen.
Die ungehemmte Macht iſt Huld und Nachſicht
Denn ſie verſchmäht zu ſiegen wo kein Kampf.[1])
Allein gebunden[2]) fühlt ſie ihre Kraft
Und ſtürzt zu Boden was ihr widerſtand.[3])
Und weißt du, wer's gethan? . . . .

. . . . . .

Doch dieſe Stadt. Schau wie ſtill[4]) ſie liegt,
Geſchmückt mit Thürmen und mit edlem Bau,
Verſchönt durch Kunſt, was ſchön ſchon von Natur.[5])

[1]) Zuerſt: »Ohne Kampf«.
[2]) Ueber: »gefeßelt«.
[3]) Andere Lesart: »Und ſtrebt zu ſprengen frevelhafte Bande«.
[4]) Andere Lesart: »Fromm«.
[5]) Andere Lesart: »Was ſchön ſchon durch ſich ſelbſt«.

Fünfter Aufzug.

Saal in der kaiſerlichen Burg zu Wien.

XIX. S. 120:

Kleſel.

Nein!

Ihm hat die Herrſchaft aufgedrückt die Makel,
Die ſie der Kön'ge beſten nur erſpart:
Zaghaftigkeit[1]) und Mangel an Entſchluß.

XX. S. 128:

Ferdinand.

Und ſo vom Schmerz gehoben und gereinigt,
Der Leichenfeier folgend unſers Herrſchers,
Obgleich im Geiſte nur und aus der Ferne,
Laßt uns das Werk das ſchwankend er begann
In gleichem Sinn, doch feſt'rer Kraft vollenden.
Ihr zieht das Schwert, doch iſt es gegen Brüder,
Darum ſeid mild und ſchonend; aber ſtreng
Wo ſich der Irrthum ſtellt zum Widerſtand.
Den Sünder ſtrafen heißt ihn nicht nur beßern,
Es heißt ihn retten auch vor ew'gem Tod.

[1]) Am Rand: »Rathloſigkeit«.

Einige Mittheilungen über Grillparzer und Hebbel

aus

Joseph v. Weilen's Nachlaß.

Von Alexander v. Weilen.

Aus den ganz lückenhaften und nur zum geringsten Theile erhaltenen Aufzeichnungen, welche sich mein Vater über seine Erlebnisse machte, wie aus seiner ebenso fragmentarisch erhaltenen Correspondenz hebe ich einige auf Grillparzer und Hebbel bezügliche Mittheilungen hervor, nachdem ich die wenigen Briefe Grillparzer's an ihn, Ihnen, hochverehrter Freund, bereits zum Abdrucke im Jahrbuche (I, 234 f.) überlassen habe.

In einem Briefe aus dem Jahre 1856 schildert Weilen den tiefen Eindruck, den die Ahnfrau auf den dreizehnjährigen Knaben im Prager Theater gemacht hatte. So war es sehr begreiflich, daß er seine erste Sammlung von Gedichten »Phantasien und Lieder« (1853) Grillparzer übersendete. Neben dem starken Einflusse Uhland's, Körner's und Heine's tritt in Versen, wie: »Mein frommes Mädchen, lehr mich beten Und laß mich heilig sein wie du« auch die Nachwirkung des genannten Dramas deutlich zu Tage. Am 4. December 1853 sprach er zum ersten Male bei ihm persönlich, in der »Registratur-Direction in der Annagasse« vor. »Mit heiliger Scheu klopft' ich an die Thüre; ein hagerer Mann, ungefähr 60 Jahre alt, trat mir entgegen, und als ich meinen Namen nannte, reichte er mir herzlich die Hand, dankte für das Vergnügen, das ihm das Durchlesen meiner Gedichte bereitet, sie haben, sagte er, ihn erfrischt. Nun sagte ich ihm den Plan eines epischen Gedichtes, mit dem er nicht einverstanden scheint, es hat zu viel inneres Leben und zu wenig äußeren Anstoß für ein Epos, doch rathet er mir immerhin den ersten

Gesang zu beginnen und aufzuhören, wenn es mich nicht freute. Mit meinem Gedichte Haynau, das ich ihm vorlas, war er ziemlich zufrieden, und als ich scheidend sprach: Ich sei zufrieden, nur an der Schwelle des Ruhmestempels österreichischer Dichter zu stehen, sagte er: Treten Sie nur keck ein, die Gesellschaft ist nicht so vornehm. Ich mußte ihm versprechen, bald wiederzukommen. Ich ging von ihm gestärkt, aufgemuntert, begeistert!« War es bei diesem Besuche oder in einem Briefe, ungefähr zur selben Zeit zeichnet Weilen sich einen Ausspruch Grillparzer's auf: »Beim erstenmal Durchlesen eines guten Gedichts spricht uns Gott aus demselben an, bei jedem Male Durchlesen muß es uns zwar heller und durchsichtiger werden, doch die wahre Wirkung ist nur das erste Mal.« Am 28. Januar 1854 lernte er bei Rudolf Hirsch Friedrich Hebbel kennen, der ihm zunächst ungeheuer imponirte. Dieser that damals über Shakespeare die Aeußerung, die auch in seinen Tagebüchern zu lesen ist: »Shakespeare verschlingt uns alle, und, was das Schlimmste ist, er wird nicht satt davon.« Am 29. Februar waren Hebbel und Frau in Preßburg, wo sie mit Weilen zusammentrafen. Da werden folgende Aussprüche gebucht: »Man muß sparsam sein mit Gedanken, brauche ich eine hölzerne Brücke, und es bietet sich mir eine goldene dar, so nehme ich doch die hölzerne. Der dramatische Dichter muß seine Gestalten nicht nach sich und unsern Verhältnissen formen, sondern so, daß sie in ihren Verhältnissen natürlich erscheinen. Wir können nicht fliegen, aber wir finden es natürlich, daß der Vogel fliegt, der Fisch schwimmt ꝛc.« Doch am 28. April ist er gegen Hebbel sehr verstimmt: »Hebbel überspannt, seine eigene Welt nur kennend und sich in dieser egoistisch bewegend, theilte mir den Plan mit die Iliade in ein Drama zu concentriren.« Um so inniger schloß er sich an Grillparzer an, den er Anfangs Mai besuchte. »Grillparzer erfreuend - - belebend. Ihm Sporck und Tilly (Gedichte aus »Männer vom Schwerte« [1854]) vorgelesen, gibt mir den Rath mit der Sprache etwas ernster umzugehen, und nicht so viel abzukürzen, versprach mir, mich bei Zedlitz einzuführen, der mich Cotta empfehlen dürfte — Grillparzer edles Herz, großer Dichter und wie bescheiden — welch ein Contrast zwischen Hebbel und Grillparzer.« Am 26. August besucht er Kathi Fröhlich »eine anmuthige Erscheinung bei mangelnder Jugend«. Nähere Daten gibt ein Brief: »Am Samstag saß ich in Wien dieser Dame ge-

genüber, die trotz Alters der Zauber der unvergänglichen Anmuth schmückt, sie sagte mir, wie oft Grillparzer von mir spreche und mich den talentreichsten aller neuen Dichter Oesterreichs nenne. Grillparzer selbst sah ich Sonntag in Baden und wurde von ihm empfangen wie ein Freund, ein Sohn!« Wie Grillparzer sich auch thätig für den jungen Dichter erwies, zeigt der Brief an Braumüller vom selben Tage (Jahrbuch I, 233 f.). Am 6. September 1855 liest er Grillparzer ein Stück vor, wahrscheinlich das ungedruckte »Stuart und Alfiero«: »sehr zufrieden, nur müßte ich künftighin die Einheit der Handlung mehr beobachten. Empfehlung an Laube.« October 1856 ist er wieder »beim herrlichen Grillparzer und ließ mein Selbstvertrauen durch seinen stärkenden Zuspruch neu aufleben. Ich habe ein größeres Gedicht vollendet ‚Tasso'. Grillparzer nennt es das Beste, was ich noch geschrieben.« Im selben Jahre noch entwirft er den »Tristan«. Aber Grillparzer ist 11. April 1857 »sehr unzufrieden mit der Wahl des Stoffes«. Am 30. August liest er ihm das ausgearbeitete Stück vor, aber Grillparzer »hält den Liebestrank für ein großes Hinderniß«. Auch Laube ist dieser Ansicht. »Grillparzer richtet mich auf, rathet mir es einige Zeit länger liegen zu lassen und dann umzuarbeiten.« Wie sich Grillparzer über das Stück äußert, meldet ihm Freund Hirsch am 5. November: »Ich sprach mit Grillparzer, der nicht für die Ringmetamorphose ist. Sein Hauptargument ist: Dann hört das Stück auf Isolde und Tristan zu sein, und damit ist der Hörer getäuscht. Grillparzer sprach mit Wärme, mit Liebe von deiner Begabung.« Der schöne Brief, mit dem Grillparzer 1859 die Widmung des Stückes entgegen nimmt, steht Jahrbuch I, 234 f. Auch Hebbel muß das Stück vorgelegt worden sein, da es am 5. April 1858 heißt: »Hebbel überwältigende Logik, maßlose Selbstüberschätzung, sprach mir wohl ein sentimental lyrisches, doch jedes dramatische Talent ab.« Die Beziehungen der beiden Dichter, besonders das Urtheil Weilen's, sollten sich in späterer Zeit weitaus freundlicher gestalten. — Daß Weilen am 14. September 1859 Grillparzer den ersten Act des »Armen Heinrich« vorgelesen, meldet eine kurze Angabe ohne weiteren Beisatz. In seinen Bemühungen, den Soldatenstand zu verlassen, rief er auch Grillparzer an, wie ein herzlicher Brief der Baronin Ebner vom 22. Februar 1860 beweist. Sie suchte Grillparzer den Tag früher auf: »Ich las ihm die Stellen aus Ihrem

Briefe vor, in welchen Sie von den Wünschen in betreffs Ihrer Zukunft sprechen, über die Sie seinen Rath hören wollen. Er ist nun ganz und gar nicht damit einverstanden, daß Sie die militärische Laufbahn verlassen — aber auch ganz und gar nicht. Beim Oberstkammer Amte sei gar keine Ihrer würdige Stellung zu haben und beim Hofkammer Archive wäre nur auf die Stelle eines Adjuncten zu reflectiren, der jetzt in Pension gehe. Die Posten könne aber nur Jemand versehen, der Jahre lang in dieser Tretmühle gearbeitet habe. Das eine sei demnach unmöglich, das andere unthunlich — er wolle noch darüber nachdenken — vielleicht fiele ihm ein anderer Weg ein, den er Ihnen vorschlagen könnte, zu wählen, auf diesem Boden sei durchaus nichts zu erreichen. Sie möchten sich auf seine Wohlmeinung verlassen, die Ihnen gewiß vom Herzen rathe und für Ihre Zukunft getreulich das Beste wünsche. Er hat mir dringend empfohlen, Sie zu beschwören, noch einige Zeit Geduld zu haben, sich nicht zu übereilen ꝛc. ꝛc. Er meint es so gut mit Ihnen! Sie haben an diesem herrlichen Manne einen wirklichen Freund. Alles was Sie betrifft geht ihm so nahe — Stolz können Sie darauf sein, wenn Sie zwanzig Lorbeerkränze ernten, wie ich, als Ihre ebenfalls sehr getreue Freundin hoffe und wünsche — der Ruhm Grillparzer's Herzen so nah gestanden zu sein, wird Ihnen theuerer als jeder Andere bleiben. Nicht wahr? — Wie ich ihn verehre was ist das für ein armes Wort für das reiche Gefühl, das es ausdrücken soll, kann ich Ihnen gar nicht sagen: Die drei Male, als ich ihn sah, vergesse ich nie.« Als nun seine Berufung nach Wien erfolgt war und er im December 1861 zu seiner Verlobten nach Znaim abreiste, klagte Grillparzer beim Abschiednehmen, wie ich aus mündlicher Erzählung weiß, daß er der jungen Braut gar nichts bieten könne. Plötzlich sagte er: »Warten Sie, vielleicht bringen Sie ihr dies vom alten Grillparzer«, setzte sich zum Schreibtisch und schrieb die folgenden vier Zeilen nieder:

Ich preise dich, und ohne dich zu kennen!
Das möchte Mancher vorschnell nennen,
Und hätte doch, weiß Gott, wie weit gefehlt —
Ich kenne den der dich gewählt.

Wien, am 16. Dezember 1861.

Schon am 17. März 1862 besuchte Weilen ihn wieder: »Grillparzer mißmuthig, scheint mit seiner Umgebung zerfallen, möchte fast zu mir

ziehen. ‚Wenn man einem Menschen seine Fehler vorwirft, prüfe man zuerst, ob diese Fehler nicht mit seinen Vorzügen gewachsen sind — ja diese bedingen'. — Plan zu Sofonisbe« (s. Werke XII⁵, 202).

Im Januar 1863 erzählt Grillparzer, »daß 1819 in Neapel Fürst Metternich einen ganzen Gesang Childe Harold auswendig recitirt«. (Vgl. Selbstbiographie Werke XIX⁵, 91.)

Er sagt über Hebbel: »Hat manche Begabungen, weil er diese nicht zu concentriren versteht, bringt er es nie zum Talent. Seine Gesänge fließen durch die Hand in die Feder, ohne den Weg durch das Herz zu passiren. Ich würde seine Nibelungen nie aufführen lassen.«

23. Februar. »Grillparzer: Unterschied zwischen Erzählung und Drama. Erzählung braucht nur das Abbild des Möglichen zu sein — Drama muß das Abbild des Wirklichen sein.«

Von hier aber bis zum September 1870 fehlen alle Aufzeichnungen. Auch die nun folgenden sind ungemein dürftig.

10. October 1870. »Grillparzer: Die Begeisterung unserer Zeit ist der Scandal.«

10. December 1870. »Grillparzer über Wagner: Weil er ein mittelmäßiger Dichter und mittelmäßiger Compositeur ist, glaubt er, wenn er beides zugleich sei, entstehe ein neues Kunstwerk. Musik und Drama zugleich, die Musik muß essen und muß trinken, ist sie darum die echte Nahrung, die zugleich Hunger und Durst stillt?«

Januar 1871. »Feier für Grillparzer. Festrede von Laube ohne Schwung, doch kraftvoll patriotisch. Grillparzer zu Kathi gesagt: Wenn ich 90 Jahre alt werde, werden wir uns erst recht treu sein.«

1. Januar 1872. »Grillparzer: Die deutschen Schriftsteller wollen immer unterrichten, dazu nur Noth, daß man viel gelesen. Die Franzosen wollen unterhalten, dazu gehört Talent.«

Am 21. Januar trägt Weilen in sein Tagebuch ein: »Grillparzer †. Sei mein Vorbild als Mensch, wenn ich auch als Dichter Dir nicht zu folgen wagen darf.«

Gedichte.

Von **Hedda Sauer.**

I.

So manche klangdurchwebte Winternacht
Und manchen Festes lichterhelles Rauschen
Möcht' ich so gern für deine stille Pracht,
Mein Land, für deine Einsamkeit vertauschen.
Auf den gefror'nen Pfaden möcht' ich geh'n,
Und still in deines Gartens Wildnis schauen,
Die todten Blätter möcht' ich liegen seh'n
Zu Füßen deines Himmels, des hellblauen.
In leeren Zimmern wohnt das Winterlicht
Allein mit Bildern wunderschöner Damen,
Und Königin Victorias Gesicht
Grüßt mich so traut aus altersbraunem Rahmen.
Und dort ein Bild, ein liebliches Profil
Hebt hell sich ab vom bräunlichen Paneele,
Darunter schrieb dereinst ein Federkiel:
Die Liebe ist unsterblich wie die Seele.
Sieh, dieses Wort hat mich zurückgeführt
In deine Oede, winterliche Stätte,
In Glanz und Duft hat es mein Herz berührt,
Das diese Wahrheit sonst vergessen hätte.
Es warf mich gläubig nieder am Altar
Zu Füßen deines Himmels, des hellblauen,
Und ließ im Geist mich deine Schönheit klar,
Mein Land, mein theures, liebes Land, erschauen.

Betrogen und vergeſſen wähnt' ich mich,
Und lebt' in Glanz und Duft mit wundem Herzen,
Da ſah ich dich, mein Land, im Geiſte dich,
Mit deinem Kiefernwald voll rother Kerzen.
Und immer heller ſtrahlt's im Winterlicht,
Soviel ich auch mit Zweifelſucht mich quäle —
Verzage nicht, o Herz, verzage nicht —
Die Liebe iſt unſterblich wie die Seele.

II.

Allerſeelen.

Stille Kreuze und Blumen der Liebe,
Die umkränzen den Fuß des Steins,
Und meine Gedanken umſchleichen wie Diebe
Leiſe, leiſe das Räthſel des Seins.

Hell liegt der Berg im Novemberlichte,
Blutfarb'ne Blätter ſinken vom Baum,
Ueber den Weg, über Birke und Fichte
Spinnt der Reif einen weißen Traum.

Sonniger Hügel im Blätterfalle,
Und du, rother, betender Mund, - -
Räthſel, Räthſel ſeid ihr alle,
Und die Löſung ruht hier im Grund.

III.

Kehr' nicht zurück.

(Nach dem Italieniſchen der Ada Negri.)

O daß dich's nie mehr in die Heimat triebe!
Leg' zwiſchen uns die Berge und das Meer!
Ich habe ſie getödtet, unſ're Liebe,
Getödtet, denn ſie quälte mich zu ſehr.

Ich trat mit Füßen sie, hab' sie gebissen,
Entstellt ihr Antlitz, das mir zugeneigt,
Ich hab' in hundert Stücke sie zerrissen,
Getödtet sie! - - Nun schweigt sie endlich — schweigt.

- - Ich schlafe nun, und ruf' dich nicht mehr weinend,
Und langsam fließt das stürmisch-mächtige Blut,
In sanfte Ruhe regungslos versteinend,
In grauer Dämmerung die Seele ruht.

Und Traumesfäden will ich spinnen lassen
Wie Mondesstrahlen. — Kehre nicht zurück,
Ich, blind und kalt, ich will dich hassen, hassen,
So wie ich dich geliebt hab' einst im Glück.

Um meiner Jahre willen, die wie Blüthen,
Dem rauhen Herbststurm, dir geopfert ich,
Der Jugend Jahre, die um dich verglühten,
Umsonst verglühten — sieh, d'rum hass' ich dich!

Ich hasse dich, doch wein' ich heiße Thränen,
Ich fluche dir im Leide heiß und wild,
Und seh' dich doch vor mir in meinem Sehnen,
Und Klag' und Kampf verstummt vor diesem Bild.

Es schweige jenes Seufzen tief im Innern,
Das ist ein Kranker, der da innen klagt,
Ein Feind, ein Schmerz, ein zitterndes Erinnern,
Das da tief innen mir am Herzen nagt.

Ein Kranker ist's, an seines Tages Wende,
Bedrückt von einem Weh so tief und still,
Er ruft um Hilfe, ringet mit dem Ende - -
Ein Kranker ist es, der nicht sterben will!

Erinnerungen aus meiner Kindheit.[1])

Von Rudoph Christoph Jenny.

Meine Altvorderen.

Ein Kind des Volkes, weiß ich von meinen Vorfahren nicht viel mehr, als daß sie aus der Schweiz nach Tirol eingewandert sind und dort nirgends recht zur Ruhe kamen, und ich bin geneigt, einen guten Theil meiner Wanderlust als ein Erbtheil meiner Altvorderen anzusehen.

Mein Urgroßvater, ein geborener Schweizer, hatte sich zwar in Vorarlberg als Müller seßhaft gemacht und nach und nach einen schönen Wohlstand erworben, jedoch sein Traum, diesen Besitz an eine lange Reihe mehlbestaubter Jenny's zu vererben, wurde durch die brutale Invasion der Franzosen im Jahre 1809 just in dem Augenblick auf das grausamste zunichte, als Besitz und Nachkommenschaft gesichert schienen.

Den Aufgeboten Hofer's Folge leistend, zog nämlich mein Urgroßvater mit seinen drei Söhnen ins Feld; zwei von ihnen fielen im Kampf, während er mit dem dritten und jüngsten den Franzosen in die Hände gerieth und auf Befehl Napoleons, des größten Bluthundes aller Zeiten, sammt seinem letzten Stammhalter erschossen wurde.

Gleichzeitig überfielen die Barbaren die Mühle, plünderten dieselbe, steckten sie in Brand und ermordeten meine Urgroßmutter, die sich, mit ihrem jüngsten Kind im Arm, jammernd vor ihnen auf den Knien wand und vergeblich um Gnade flehte. Nach dieser unmenschlichen Grausamkeit ist es fast zu wundern, daß die feigen Mörder das vollständig verarmte und verwaiste Kind, meine nachmalige Großmutter, nicht zu ihrer Belustigung ins Feuer warfen, sondern es als ein niedliches Spielzeug in

[1]) Bruchstücke aus einer umfangreichen Autobiographie unter dem Titel: »Warnungstaferln und Marterln«.

einem, wie meine Großmutter selber erzählte, kupfernen Krug mitnahmen und schließlich irgendwo ohne Krug auf der nackten Erde aussetzten.

So wuchs sie unter fremden Leuten auf und wurde, noch ehe sie recht die geschlechtliche Reife erlangt hatte, von einem nichtswürdigen Lüstling verführt und mitsammt ihrem Kinde, meinem Vater, schnöde im Stich gelassen. — Obwohl, wie es scheint, niemand erfahren konnte, wer der Schurke war — ich wollte, mein Schimpf prallte an einem Unschuldigen ab — so munkelte man doch, er wäre der Sohn eines reichen Fabrikanten aus Feldkirch gewesen. Das sind indessen nur Vermuthungen, denn er hat sich weder des Opfers seiner Sinnenlust noch deren Frucht angenommen oder auch nur sich gemeldet, und sie war hinwiederum zu stolz, als daß sie ihn um ein Aliment belangt oder angesprochen hätte.

Wer weiß, wie elend sie durch ihren schönen, keuschen Stolz hätte werden können, wenn sich ihrer nicht ein braver, schlichter Mann, namens Traunsteiner, angenommen und sie trotz der sogenannten befleckten Ehre zum Weib genommen hätte.

Ein wie vortrefflicher und edler Mensch mein Stief- oder Pflege-Großvater gewesen sein muß, läßt sich daraus ermessen, daß er trotz der vielen Kinder, mit denen ihn meine Großmutter beschenkte, meinen angenommenen Vater nicht nur nicht als eine Last empfand, sondern obendrein noch weit liebevoller behandelte, als seine eigenen, legitimen Kinder. Was der Stoffl, dies der Name meines Vaters, nicht essen mochte, durfte nicht auf den Tisch kommen. Kurzum, Stoffl war und blieb der Hahn im übervölkerten Familienkorb, und er war der Einzige, der insofern eine bessere Erziehung genoß als die Anderen, als es ihm mein Stiefgroßvater unter den schwersten Opfern ermöglichte, so viele Lateinschulen mitzumachen, als damals nöthig waren, um ohne besondere Protection beim Steueramt als Beamter unterzukommen. Dies glückte im Jahre 1857, doch mußte mein Vater Windisch-Matrei, woselbst sein Pflegevater Gerichtsdiener war, verlassen und nach Stuhlweißenburg in Ungarn übersiedeln, wo gerade eine Stelle frei war.

So ungern Traunsteiner meinen Vater ziehen ließ, war über den Glücksfall Stoffl's doch Alles voller Freude, die schließlich dadurch ihren Gipfelpunkt erreichte, daß sich mein Vater mit dem schönsten und zartesten Mädchen weitum, Maria Ebner aus Lienz in Tirol, vermählte,

um gleich darauf seine neue Laufbahn, vermuthlich mit allen möglichen Illusionen, anzutreten.

Wie wenig davon in Erfüllung gegangen ist, wird weiter unten klar werden, aber das erste erwartete Glück traf pünktlich ein, indem ich am 23. Mai 1858 gesund und kräftig zur Welt kam.

Meine ältesten Erinnerungen.

Obgleich ich fürchten muß durch das, was ich in diesem Abschnitt behaupten werde, mich lächerlich zu machen und die Glaubwürdigkeit meiner Schilderungen von vornherein zu erschüttern und zu gefährden, vermag ich dennoch nicht, über das Folgende stumm hinwegzugehen, weil es in meinem Leben eine zu große Rolle spielt und möglicherweise geeignet ist, der Wissenschaft über das Wesen der Seele insofern einen Dienst zu erweisen, als es vielleicht einem Psychologen zu weiteren Forschungen Anregung bietet.

Wie es mit der Wahrheit meiner wirklichen oder vermeinten Erinnerungen nun auch immer sein mag, das zu erforschen wäre eben Sache der Wissenschaft, steht doch das Eine fest, daß sie mir zu einer unerschöpflichen Quelle des Trostes geworden sind, indem sie mir den Glauben an die ewige und unveränderliche Existenz meiner Seele so fest in mein Herz verpflanzt haben, daß ich das Schlimmste, welches mich traf, stets nur als etwas Vorübergehendes und darum mehr oder weniger Gleichgiltiges betrachtet habe, welches, so sehr es mich auch jeweilig quälen mochte, doch nicht im Stande wäre, mein ureigenes Wesen auch nur im geringsten zu verändern; sie haben mir die unumstößliche Ueberzeugung gegeben, daß ich, unbeschadet meiner kurzen Pilgerfahrt im Fleische, durch alle Ewigkeit hin sein werde, was ich durch alle Ewigkeit her war und gegenwärtig bin, nämlich ein kleiner Bruchtheil des großen Geistes, der nach den Worten der Bibel zur Zeit, als das ganze Weltall noch chaotisch durcheinander wogte, in majestätischer Ruhe über den Wässern schwebte. Ich meine also nicht mehr und nicht weniger zu sein als ein Theil dessen, das wir in den wonnigen Augenblicken jener seltenen Stimmungen, während welcher wir unsere Seele, losgelöst von allem Irdischen, andächtig zur Unendlichkeit erheben, als das Wesen der Gottheit erkennen,

indem wir es in süßen Wonneschauern in uns selber empfinden und uns mit der ganzen, weiten, herrlichen Schöpfung Eins fühlen.

Somit ist die Seele nach meiner festen Ueberzeugung ein vom Körper völlig unabhängiges Ding, das nicht von ihm beeinflußt werden kann, wohl aber ihn beeinflußt, soweit dessen physische Veranlagungen, die Lust- und Unlustgefühle ihren wohlthätigen Einfluß nicht beschränken und hemmen oder in Augenblicken maßloser Nervenerregungen nicht gar gänzlich aufheben. Die Rechtswissenschaft erkennt diese Thatsachen auch zum Theile an, wagt aber nicht die letzten Consequenzen daraus zu ziehen und wird sie nicht ziehen, bis nicht eine gesunde, social-politische Reform platzgreift und dem größten Theil aller Verbrechen, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen begangen werden, den Boden entzieht, indem sie der allgemein herrschenden Noth ein Ende macht und so die Erregungsursachen zu den meisten Arten der Verbrechen aus der Welt schafft.

Die Richtigkeit meiner Behauptung, daß die Seele ein vom Körper völlig unabhängiges Ding ist und ihn nur in beschränktem Maße beeinflußt, nun vorausgesetzt, darf man also nicht von einer besonderen geistigen, sondern blos von einer körperlichen Veranlagung und Eigenart reden, und die alten Griechen haben sehr recht gehabt, wenn sie eine gesunde und in allen Theilen gleichmäßige Entwicklung des Körpers für das erste und wichtigste Erziehungsmittel gehalten haben. Ich gehe aber weiter und halte sie nicht nur für das wichtigste, sondern vielmehr für das einzige Mittel, eine angeborene Eigenart zu beeinflussen, und zwar dadurch, daß gewisse von Geburt aus minder entwickelte Organe durch gewisse körperliche Uebungen, Empfang von Eindrücken auf die verschiedenen Gefühlsnerven ꝛc. in ihrer Fortbildung gefördert, andere dagegen, welche auf Kosten der übrigen zu stark hervortreten, in ihrem Wachsthum oder ihrer Empfänglichkeit durch sorgfältig überwachte Unthätigkeit gehemmt werden.

Die durchaus gleiche Aufzucht der Spartaner, welche nur jene Organe und Muskelpartien zur größtmöglichsten Entwicklung zu bringen suchte, welche für die Kriegführung von Bedeutung waren, alle übrigen hingegen in ihrer Fortbildung planmäßig unterdrückte, war wohl die einzige Ursache, daß dieses merkwürdige Volk lebendiger, wandelnder Staatserhaltungsmaschinen im Gegensatz zu den Athenern, welche unter

dem gleichen, sonnigen Himmelsstrich wohnten, auf keinem Culturgebiet etwas Nennenswerthes zu leisten vermochte. Dies scheint mir unter anderen Argumenten, welche aufgebracht werden können, der deutlichste Beweis zu sein, daß die Eigenart einzelner Menschen oder ganzer Völker nicht von der seelischen, sondern lediglich nur von der physischen Beschaffenheit der Körper abhängt und im gleichen Maße an Qualität gewinnt, als die körperliche Entwicklung Organe zur Ausbildung bringt, welche die Seele nöthig hat, um sich zu äußern.

Mich dünkt, der Mensch gleicht einer Laterne; die Seele ist das Licht, das sie erhellt und durchdringt und je nach Dichtigkeit, Farbe und Durchsichtigkeit der Umhüllung stärker oder schwächer durchleuchtet, ohne durch diese Hindernisse an Leuchtkraft in der That größer oder kleiner zu werden; sie ist etwas durchaus Ureigenes und Urewiges und darum Vollkommenes und Unwandelbares, für welch letzte Behauptung ich, obwohl alle die genannten Qualitäten mit der Eigenschaft der Urewigkeit, welche jedem Atom, um wie viel mehr erst der Seele, anhaftet, nothwendig verbunden sind, durch die Schilderung der merkwürdigen Art meiner ältesten Erinnerungen einen neuen Beweis zu erbringen hoffe.

Ich erinnere mich nämlich, so seltsam meine Behauptung auch klingen mag, ganz klar und deutlich an den zweiten Tag meines irdischen Daseins. Mein Bewußtsein erwachte in dem Augenblick, als ich am 24. Mai des Jahres 1858, auf dem Transporte zur Taufe, zum ersten Mal mit der frischen, freien Luft in Berührung kam, und mir war etwa so zu Muthe wie Einem, der in einer stockfinsteren Nacht durch eine ihm fremde Gegend wandernd, gelegentlich einer Rast eingeschlafen ist, bei hellem Morgen erwacht und die Scenerie ringsum betrachtet; ist sie ihm auch fremd, so ist ihm die Natur im Allgemeinen doch nicht völlig neu, sondern etwas schon oft Gesehenes, das seine Verwunderung nur in dem Grad erregt, als das Gesammtbild der Landschaft seinen Schönheitssinn reizt, ohne ihn indessen völlig zu verblüffen und befremden.

Ganz mit demselben Gefühl betrachtete ich nach dem ersten Augenaufschlag den über mein Gesicht gebreiteten Schleier und die es umrahmenden Stoffe, deren blendende Weiße meine Augen irritirte. Ich erinnere mich daher sehr wohl, daß ich eine Freude empfand, als ich plötzlich in das zarte, lenzfrische, durchsichtige, über mich ruckweise weg-

wandernde Grün reich belaubter Akazienkronen emporblickte, ohne mich indeſſen ſonderlich darüber zu verwundern. Im Gegentheil, mir kam Alles ganz wohlbekannt und ſo ſelbſtverſtändlich vor, als ob ich den Anblick ſchon oft genoſſen hätte, und die Erinnerung daran iſt ſo mächtig und deutlich, daß ſie allemal, ſo oft ich Akazien erblicke, rege wird und mir meine erſte Lebensfreude wachruft.

Dieſelbe dauerte indeſſen nicht zu lange und mußte alſobald einem Unluſtgefühl weichen, das ſich an Wangen, Naſe und Augen einſtellte und ſeine Urſache in einem ſcharfen, kühlen Wind hatte, der den Straßenſtaub aufwirbelte, worüber ſich meine Trägerin in unmuthigen Worten äußerte, die ich augenblicklich verſtand und über die ich mich ebenſo wenig wunderte, wie über das Vorangegangene.

Nun tritt in der Erinnerung an mein erſtes Bewußtſein eine kleine Pauſe ein und ich vermuthe, daß, weil ich die Reihenfolge der erſten Eindrücke ſo klar und deutlich im Gedächtniß behielt, wie kein anderes, ſpäteres Ereigniß, ich den Reſt des Transportes zur Kirche verſchlafen habe; ſie ſetzt erſt wieder beim Taufact ein, und zwar ſo beſtimmt, daß ich den ſchmutziggrauen, ſcharfgeſchnäbelten Schöpflöffel, mit dem man mir Waſſer auf den Kopf goß, noch jetzt vor meinen Augen zu ſehen vermeine. Ehvor ich aber noch recht wußte, wie mir geſchah, fühlte ich plötzlich etwas unangenehm Aetzendes auf der Zunge brennen und, obgleich ich mich nicht an die Hand oder die Perſon erinnere, die mir das Taufſalz auf die Zunge ſtreute, gerieth ich doch über den an mir verübten Gewaltact in ſo heftigen Zorn, daß ich aus Leibeskräften aufſchrie, und dieſer erſte Ton, der von innen her meinen Kopf durchdrang und erbeben machte, war das erſte Ereigniß, welches mich überraſchte und zugleich ſo erſchreckte, daß ich augenblicklich ſtill war und athemlos lauſchte, wie mein Geſchrei im Dome verklang.

Von da an bis etwa zum vollendeten dritten Lebensjahr hat mein Gedächtniß eine große Lücke; das Nächſte, worauf ich mich erinnere, iſt dies, daß ſich eine gewiſſenloſe Magd, die ich noch leibhaftig vor meinen Augen ſehe, in unanſtändiger Weiſe an mir zu ſchaffen machte und mich, da ich gerade kurz vorher einen Teller zerbrochen hatte, durch die Drohung, ſie werde es meiner Mutter ſagen, zu Handgriffen an ihr zwang, die alſobald einen ſolchen Ekel in mir erregten, daß ich meine Furcht von

wegen des zerbrochenen Tellers überwand, ausriß und Schutz bei meiner guten Mutter suchte.

Alle anderen Erinnerungen an Vorkommnisse innerhalb meiner ersten vier Lebensjahre sind zwar gleichfalls ziemlich klar umrissen, aber mit Ausnahme einer Kahnfahrt auf dem Plattensee, die mir unendlich viel Freude machte, und für welche ich mich noch heute meinem guten Vater zum Dank verpflichtet fühle, von keinerlei besonderen Bedeutung, und so schließe ich diesen merkwürdigen Abschnitt mit der Hoffnung, daß auch der ungläubige Leser die Gründe achtet, die mich ihn niederschreiben hießen.

Der Einzug der Noth ins Elternhaus.

Mit der glücklichen Geburt meiner beiden Schwestern, Ida und Louise, erlosch der Glücksstern meiner Eltern, denn schon im Jahre 1862, wenige Wochen nach Louisens Geburt, wurde mein Vater, gleich vielen anderen Beamten deutscher Herkunft, plötzlich seines Amtes enthoben und mit der Familie auf die Straße geworfen, trotzdem er dem wüthenden Chauvinismus der Magyaren dadurch zu begegnen gesucht hatte, daß er sich und uns Allen den Zwang auferlegte, die Muttersprache ganz und gar zu unterdrücken und statt ihrer uns ausschließlich des ungarischen Idioms zu bedienen. Das geschah auch, und wohl an die fünf Jahre erklang kein deutscher Laut im Hause, allein was half es? Der Deutschenhaß mußte sein Opfer haben, wo er es auch immer fand; man hätte glauben sollen, daß er sich in diesem Fall damit zufrieden gab, eine Familie geknechtet und der Muttersprache beraubt zu haben. Mit nichten! die deutsche Brut mußte ausgerottet und ganz zertreten werden, und was gab es für ein besseres Mittel dieses Ziel zu erreichen, als ihr das harte Stückchen Brot ganz zu entziehen und sie obdachlos zu machen? Wahrlich, ein netter Beweis für die viel und laut gerühmte Ritterlichkeit der edlen Magyaren! Gründlicher konnten sie mir die Liebe zur Stätte, wo meine Mutter mich mit Schmerzen geboren, nicht verleiden, und so habe ich ein bitteres Recht, dem Lande zu fluchen, das mir sonst heilig gewesen wäre.

Wie weh mag meiner armen Mutter, welche die fremde Sprache trotz all ihrer Mühe nie recht zu erlernen vermochte, gewesen sein, daß

ſie uns Kindern völlig fremd gegenüber ſtand, ſich kaum mit uns verſtändigen konnte und zuziehen mußte, wie eine, obendrein noch nichtswürdige Magd, ihr die erſten, heiß erſehnten, ſüßen Laute aus dem Munde ihrer eigenen Kinder gleichſam wegſtahl?

O daß die gewiſſenloſen, nationalen Hetzer doch allerorten, hüben und drüben, ſolch einen furchtbaren, unnatürlichen Zwang am eigenen Leibe verſpürten, auf daß ſie eine Ahnung hätten, welch namenloſe Qual die nationale Unduldſamkeit heraufbeſchwört, und ich möchte wetten, daß ſie mit mindeſtens der gleichen Leidenſchaft, mit der ſie jetzt ihre vermeintlichen Gegner bekämpfen, für die abſolute Gleichberechtigung aller Sprachen einträten und dahin wirkten, der Minorität überall, wo es nur immer anginge, Schulen zu errichten ſtatt ſie auszurotten. Welch einen Aufſchwung würde die allgemeine Bildung erfahren, wenn jedes Kind in die Lage käme, das allgemein Wiſſenswerthe für den jeweiligen Beruf in der Mutterſprache aufzunehmen, anſtatt, wie es jetzt der Fall iſt, durch den barbariſchen Sprachenzwang nicht nur in der Bildung herabgedrückt und auf das Aergſte geſchädigt, ſondern auch noch obendrein in der früheſten Jugend dadurch verbittert und vielfach verroht zu werden, daß ihm die Mutterſprache, das ſchönſte und intimſte Band zwiſchen Kind und Eltern, verleidet wird!

Wie meine Eltern dieſen harten Zwang ertrugen, weiß ich nicht, doch erinnere ich mich ganz genau, daß mein Vater, der ſonſt jede Gelegenheit benützte, um mich über neue Eindrücke aufzuklären, die Fahrt auf dem Dampfer von Peſt nach Wien in ſchweren Gedanken verloren zurücklegte, ſo daß ich es bald aufgab, den mit den Augen in die Ferne Bohrenden nutzlos mit Fragen zu quälen. Die drohende Noth der kommenden Tage mochte wohl das Meiſte zu ſeiner düſteren Stimmung beigetragen haben, doch war ſie gewiß nicht die einzige Urſache, denn dieſe Sorgen wurden in Wien, wo mein Vater, Stellung ſuchend, ſich die Füße wundlief, eher drückender und größer, und dennoch ſcheint er dort, wie von einem quälenden Alp befreit, aufgeathmet zu haben, denn ich erinnere mich ganz deutlich, daß dort ſein goldener Humor, mit dem er eine große Geſellſchaft ganz allein zu unterhalten vermochte, die ſorgenvollen Gedanken häufig durchbrach und er uns unter ſteten Scherzen bald da und bald dorthin führte, um uns Wien zu zeigen und unſeren

Gesichtskreis zu erweitern. Einmal führte er uns in den St. Stephansdom, und ich meine heute noch den Sinn seiner an mich gerichteten Worte zu hören: »Sieh dir den gewaltigen Dom genau an und merke dir etwas davon, denn du stehst in einem der mächtigsten Kunstbauten der Erde.« Ich gehorchte, sah mich im halbdunkeln Riesenraum scheu um und versprach, die schönen, bunten Fenster wohl im Gedächtniß zu behalten. — Ein anderes Mal wieder, er mochte wohl eine Stelle in Aussicht haben, denn er war fröhlich und guter Laune, wie in den glücklichsten Tagen, machte er mit uns einen Spaziergang in den Volksprater, setzte sich mit uns in ein Wurstelltheater und hernach in eine Schiffsschaukel und versprach uns alle die anderen Herrlichkeiten, an denen wir vorüber gingen, bald genießen zu lassen. Dazu ist es aber nicht gekommen, denn nach etlichen weiteren, trostlosen Wochen ging es in gedrückter Stimmung heimwärts zum Großvater nach Windisch-Matrei in Tirol.

Von der Reise dahin ist mir nicht viel erinnerlich; ich weiß nur, daß mein Vater mich plötzlich aus dem Schlafe weckte und sagte, wir wären gleich am Ziele. Als ich darob erfreut die Augen aufschlug und mich plötzlich inmitten der gewaltigen Bergriesen sah, die das enge Thal ringsum umschlossen, da überkam mich ein ehrfurchtsvoller Schauer vor der majestätischen Ruhe der wunderbaren Alpennatur, und den Kopf zurücklegend, starrte ich mächtig ergriffen in athemloser Stille auf die eisgekrönten Gipfel der Glockner Alpen.

Als unser Gefährt dann vollends anhielt und ich mich zum ersten Mal inmitten der anmuthigen Häuser eines deutschen Dorfes sah, da überkam mich ein seltsam anheimelndes Gefühl und ich sprang eiligst vom Wagen herunter. Im selben Augenblick trat unser greiser Pflegegroßvater, begleitet von einer Anzahl vergnügt dreinsehender Menschen, gleich einem freundlichen Berggeist, aus seiner traulichen Behausung und hieß uns herzlich willkommen.

All die ungewohnte und so ganz und gar unerwartete Freude, die von allen Seiten auf mich einstürmte, und die fremdartige und dabei doch wieder so traute, anheimelnde Umgebung wirkte so mächtig auf mich ein, daß ich mich in eine schöne Märchenwelt, von der uns der Vater auf fremder Erde so oft und viel erzählt hatte, versetzt wähnte, und laut aufjubelnd nahm ich meine Schwester bei der Hand und sprang

vor Vergnügen ohne Unterbrechung kerzengerade in die Höhe, bis unser guter Großvater uns aufnahm und allesammt ins Haus führte, und so die Trümmer von Stoffls zerschelltem Glück in seiner engen, kleinen Stube barg.

Allein unser hartes und unerbittliches Schicksal mißgönnte uns auch die letzte Zufluchtsstätte, und weil es die Liebe und Güte des silberhaarigen Greises nicht zu brechen vermochte, brach es ihn selbst, und nach wenigen Tagen scharrte man ihn in die feuchte, kühle Erde.

Auf der Haide.

»Oeffne die Thore angelweit, wenn das Unglück naht«, sagt ein russisches Sprichwort, und das deutsche »denn es reitet schnell und kommt selten allein« ergänzt es. — Die Wahrheit beider mußten meine Eltern nur zu bald erfahren, denn der Großvater war noch nicht recht eingegraben, trat der neue Gerichtsdiener auch schon sein Amt an, und eiligst mußten wir die Naturalwohnung räumen, und wieder waren wir obdachlos geworden und wieder mußten wir wandern, noch ehe wir uns von der großen Herreise recht erholt und ausgeruht hatten.

Obgleich wir nicht wußten, wohin wir uns eigentlich wenden sollten, stand doch so viel fest, daß in Windisch-Matrei kein Bleiben für uns war, und so krochen wir in Gottes Namen wieder in den Postwagen und fuhren zunächst in der Richtung zurück, woher wir gekommen waren.

Als die Pferde anzogen und der Postillon lustig ins Horn stieß, drückte mich mein Vater so fest an seine bebende Brust, daß mir schier der Athem verging und ich am liebsten aufgeschrien hätte, allein ich ließ es bleiben und hielt mich mäuschenstill, denn zum ersten Mal in meinem Leben sah ich meinen starken Vater weinen.

Immer und immer wieder bog er, als ob er geahnt hätte, daß er seine heißgeliebte Heimat nie mehr sehen werde, den Kopf zum Fenster hinaus, und sah ins Dorf zurück, und als es ihm entschwunden war, ließ er seinen Blick bald über die bewaldeten Thalwände und die nackten Schroffen der Berge, bald wieder über all die wohlbekannten Dinge gleiten, die am Weg standen und nun, als ob sie entsetzt vor uns fliehen wollten, am Wagen vorüber zu stolpern schienen, und immer wieder

rollte ihm in gleichen Zeiträumen eine heiße, schwere Thräne über den dunklen Bart und fiel auf meine kleinen, mageren Kinderhände, daß sie bis auf die Fingerspitzen hinaus naß wurden.

So fuhren wir eine geraume Zeit durch das prächtige, wild-romantische Iselthal hinab und Keines sprach ein Wort, bis ich, zum Vater emporblickend, die unheimliche Stille brach, indem ich sagte: »Sei gut, Vater! wenn sie den braven Berggeist auch eingegraben haben, schau — vor uns sind ja auch noch Berge.«

Diese einfältigen Worte verfehlten ihre tröstliche Absicht nicht, denn fortan sprachen die Eltern lebhaft miteinander, doch in deutscher Sprache, so daß wir Kinder nichts davon verstanden.

In Lienz angekommen, stiegen wir aus und ließen uns dort für etliche Monate nieder, doch wohnten wir nicht in der Stadt selbst, sondern abseits davon in einem einzelnen, auf einer südlichen Berglehne gelegenen Gehöft, der sogenannten Haide oder Hoadu, wie es im Volksmund lautet.

Da mochte wohl zuweilen Herr Schmalhans unser Koch und die Noth unser ständiger Gast gewesen sein, wenn wir Kinder am Ende auch nicht allzuviel davon verspürten.

Sonderlich lustig ist es dort jedenfalls nicht hergegangen, denn ich erinnere mich ganz genau, daß die Mutter oft sehnsüchtig der Rückkehr des Vaters entgegen sah und ihn schon von weitem mit der Frage bestürmte, ob er noch immer keine Stellung gefunden habe.

Je öfter diese brennende Frage verneint wurde, desto trübseliger ging es dann den Rest des Abends her. Während der Vater mit großen festen Schritten die Stube durchmaß oder sich irgendwo brummend in eine undurchdringliche Wolke von Tabaksdampf hüllte, saß die Mutter bleich und abgehärmt auf der Ofenbank und weinte wohl auch hin und wieder still vor sich hin.

Was Wunder, daß unter diesen Umständen die Abende, an denen uns der Vater Märchen erzählte, immer seltener wurden? Hin und wieder ließ er sich indessen doch dazu herbei, aber da er seine jeweilige Stimmung gerne in die Erzählung hineintrug, bekamen wir damals zumeist traurige oder schaurige Dinge zu hören, daß wir den ganzen Abend über nicht aus der Gänsehaut herauskamen.

Als wir nun eines Winterabends wieder einmal so den nackten Tisch, auf dem eine Talgkerze brannte, umdrängten und in großer Spannung die schaurige Geschichte anhörten, die der Vater uns erzählte, während ein wilder Schneesturm das einsame Gehöft umbrauste, daß das Gebälk in den Fugen krachte und ächzte, flog plötzlich ein Käuzchen mit solcher Wucht ans Fenster, daß dasselbe zersprang.

Dieser unerwartete Knalleffect hatte zur Folge, daß die Eltern erschrocken aufsprangen, und wir Kinder laut aufkreischend über den Tisch weg behend zum Vater hinkrochen, und da geschah es, daß ich dem Talglicht zu nahe kam, und mein überreiches Haar, daß mir hart bis an die Hüften reichte, Feuer fing und hell aufflammte. Dieser Brand wurde zwar rasch gelöscht, ohne daß ich weiter einen Schaden nahm, aber an eine Fortsetzung der unterbrochenen Märchenerzählung war nicht mehr zu denken, und so brachte uns die Mutter, indem sie uns auf den nächsten Tag vertröstete, unter dem Vorwande zu Bette, daß der Anflug des Todtenvogels, wie die Tiroler das Käuzchen nennen, mindestens ein Signal zum Schlafengehen wäre, wenn nicht gar was Schlimmeres, und wir daher fleißig beten sollten, daß keines von uns wegstürbe.

»Oder aber alle auf einmal,« ließ der Vater plötzlich seine tiefe Stimme vernehmen, »daß Alles aus wäre.« »Aber Stoffl«, entgegnete die erschrockene Mutter und wollte mehr dagegen einwenden, als jemand mit dem Ruf: »Fort! Fort! Es brennt! Es brennt!« ins Zimmer stürzte und eilig wieder verschwand.

Nun ging es einige Augenblicke kopflos drunter und drüber, bis der Vater der Sache ein Ende machte, indem er mich und meine ältere Schwester Ida in ein Federbett gehüllt ins Freie trug, während die Mutter mit Louisen ein Gleiches that. Draußen setzte er uns ab und wollte dann wieder ins Haus, um noch etwas zu retten, allein der Brand griff mit solcher Schnelligkeit um sich, daß nicht mehr daran zu denken war.

Da saßen wir nun alle im Anger unterhalb des Gehöftes mitten im Schnee und sahen mit Schrecken zu, wie die mächtig emporschlagenden, vom Sturm hin und her gepeitschten Flammen den letzten kargen Rest unserer ohnehin geringen Habe verschlangen.

Wenige Minuten später fiel der Dachstuhl polternd und prasselnd in den viereckigen flammenden Holzbau, und der brausende Sturmwind

trieb eine hoch empor sprühende Feuergarbe weithin über den Anger, daß auch noch die nächsten Bäume in Brand geriethen.

Da nahm der Vater mich und Ida mitsammt der Hülle, auf der wir zähneklappernd kauerten, wieder auf, Louisen barg die Mutter ohnehin schon an ihrer Brust, und fort ging's in das eine halbe Stunde weit entfernte Lienz, wo wir, diesmal ohne Posthornklang, bettelarm eintrafen und bei armen Verwandten Unterschlupf suchten und fanden.

So war das Unglück mit elementarer Gewalt erbarmungslos über uns hereingebrochen, und das Thor stand ihm sperrangelweit offen, daß es nicht mehr gut weiter aufgehen konnte, und das mochte wohl der einzige Trost meiner armen Eltern gewesen sein, als sie, uns nackte Kinder in ihren schützenden Armen bergend, nächtlings durch den heulenden Schneesturm dahinschritten.

Ein Sonnenblick des Glückes.

Auf Regen folgt Sonnenschein, sagt ein tröstliches Sprichwort, welches nicht minder wahr ist, als das vom schnell reitenden Unglück, aber, möchte ich hinzufügen, was in federleichten Dämpfen an den warmen Sonnenstrahlen zum lachenden Himmel emporklettert, wird bald schwindelig und fällt schaffelweise zu Boden, damit uns die befruchtende Feuchtigkeit herunten ja nicht ausgeht. Aber, sagen die Leute wieder, weil es nun schon einmal so ist, wird es wohl auch so gut sein, und darin mögen sie wieder Recht haben, denn nichts ist in der That so schlecht, das nicht auch irgend eine gute Seite hätte, wenn es auch manchmal recht schwer ist, sie herauszufinden.

Ob dies meinen Eltern damals nach dem Brande gelang, weiß ich nicht; leicht war es jedenfalls nicht, obwohl es auf der Hand lag, gerade so wie der Vorwurf zu einem echten großen Kunstwerk, das, wenn es der Künstler erst geschaffen, alle Welt verblüfft und den Stümpern den Ausdruck entlockt: »Das hätte ich auch gekonnt, wenn ich nur gewollt, oder besser gesagt, dazu gekommen wäre«, aber dabei übersehen diese Leute ganz, daß ein ernster Wille eben schon eine Kunst ist, und in ihm vielleicht das ganze Geheimniß des Könnens liegt.

Das Beste, was ein Mann thun kann, erscheint, wenn es gethan ist, auch dem Dümmsten selbstverständlich, und so möchte ich gern an-

nehmen, daß meine Eltern die einzige gute Seite, die sich unserer damaligen Lage abgewinnen ließ, auch wirklich abgewannen, indem sie zu ihrem Troste feststellten, daß wir nichts mehr zu verlieren hatten als das Leben, und daß ein etwaiger Verlust desselben eher eine Erlösung war als eine Qual.

Daß sie dies auch wirklich einsahen, glaube ich daraus entnehmen zu können, daß mir im Gegensatze zu der auf der Haide verbrachten Zeit nichts erinnerlich ist, was auf eine gedrückte Stimmung während unseres mehrwöchentlichen Lienzer Aufenthaltes schließen ließe, und so will ich zu meinem Troste ganz zuversichtlich am Glauben festhalten, daß meine Eltern, ohne den tiefsinnigen Ausspruch Shakespeare's »Es ist das Schlimmste nicht, so lang man sagen kann, dies ist das Schlimmste« gekannt zu haben, die in diesem Satz enthaltene Lebensweisheit sich zu eigen machten und all das, was über sie hereingebrochen war, leichter ertrugen, bis die Sonne endlich doch wieder die Wolken durchbrach und das Leid der vergangenen Tage aufsog.

Verschwenderisch, wie sie nun schon einmal ist, ließ sie sich denn auch nicht lumpen, und warf ihre ersten wonnigen Lenzstrahlen so glückverheißend auf uns nieder, daß die Welt uns fast zu klein schien, unsere Freude zu fassen, und wie toll sprangen wir alle durcheinander, als der Vater einst mit verklärten Augen heimkehrte und die unerwartete Nachricht brachte, daß er den Posten eines Steueramtsofficials zu Kastelruth in Tirol erhalten und sofort anzutreten habe.

Was das für ein freudiges Muß war, läßt sich nicht beschreiben, denn nun gab es wieder Brot in Hülle und Fülle, und ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich sage, daß wir im ersten Freudentaumel die Augen weiter aufrissen, als der Brotsack offen stand.

Wir Kinder erhielten als erste Abschlagszahlung auf die künftigen Genüsse je ein lebzeltenes Herz mit der ausdrücklichen Erlaubniß, es augenblicks mitsammt der glückverheißenden Inschrift bei Butz und Stingel auefessen zu dürfen, was wir uns nicht erst zweimal sagen ließen.

Tags darauf ging's per Personenwagen fort nach Kastelruth, und der helle Posthornklang hat in dem Herzen des Reisenden wohl nie einen freudigeren Widerhall gefunden als damals in uns allen.

Wenige Wochen vorher halbnackt und bettelarm, keuchend und zähneklappernd durch den nächtlichen Schneesturm und nun bei Posthornklang hinein in eine glückliche Zukunft — das war doch ein Contrast, der sich, was man so sagt, gewaschen hatte. Wir fuhren dann auch alle in rosigster Stimmung dahin; selbst die arme Mutter, die das Lachen nachgerade verlernt hatte, war vergnügt und aufgeräumt, wie ich sie vordem nie gesehen hatte. Nun durfte auch sie und ihre Sprache zur Geltung kommen, denn es ging in eine durchaus deutsche Gegend, und dort sollte das Kind, das sie an ihrer Brust barg und das, welches sie unter dem Herzen trug, deutsch werden wie sie und mit den ersten süßen Stammellauten sie erfreuen.

Der Vater, der von Natur aus über einen ganz ungewöhnlichen Humor verfügte, war natürlich nicht minder froh als die Mutter, und nichts zog an unseren Blicken vorüber, aus dem er nicht gleichsam wie im Fluge durch eine launige Bemerkung einen hellen Funken geschlagen hätte, und es ist fast zu wundern, daß keines von uns vor Lachen erkrankte.

So verdanke ich denn auch die erste, große Freude meines Lebens dem Frohsinn meines lieben, guten Vaters, und ich wollte ihn mit den nackten Fingern aus der gefrorenen Erde kratzen, wenn ich ihm nur einen winzigen Bruchtheil davon wiedervergelten könnte.

Der Einzug in die neue Heimat Kastelruth.

In Waidbruck an der Eisack angekommen, stiegen wir aus und legten in Ermanglung einer fahrbaren Straße die letzten drei Wegstunden nach Kastelruth zu Fuß zurück.

Gleich beim Aufstieg aus dem engen Eisackthal begrüßte uns die neue Heimat durch das herrlich gelegene, gut erhaltene Schloß Trostburg, das wie ein Markstein längst entschwundener Zeiten aus dem Hochwald der steilen Berglehne hervorragt und mit den röthlichen Zinnen und Zacken trotzig ins rauschende Thal hinabblickt, als wollte es die unten vorüberhastende neue Zeit verhöhnen.

Dem neugierigen Wanderer aber, der, vom herausfordernden Blick angelockt, bergan steigt, um den trotzigen Bau in der Nähe zu besehen,

verbirgt er sich im hohen Nadelholzbestand ringsum, bis er dicht herankommt und, vom seltsamen Anblick dieses altehrwürdigen Wahrzeichens aus der Zeit des Faustrechtes jählings überrascht, erschrocken stehen bleibt, als ob ihm ein gewappneter Gesell mit vorgehaltenem Spieß vom finsteren, gothischen Burgthor her ein grimmes Halt entgegenriefe.

Die Wirkung dieses in seiner Art vielleicht einzigen Stimmungsbildes ist in der That eine so verblüffende, daß man, ängstlich in die Runde schielend, durch die zahlreichen engen Schießscharten einen furchtsamen Blick in den dunklen Innenraum der Thürme zu werfen sucht und sich kaum des beängstigenden Gefühles erwehren kann, von irgend einer Seite her eins auf den Pelz gebrannt zu kriegen.

Sobald man indessen das Thor durchschritten hat und den intimen, sonnigen Raum der Vorburg mit dem rebenumrankten Gemäuer erblickt, schlägt die Stimmung augenblicks ins Frohe um, und etwas wie Liebessehnsucht und Lenzfreude schleicht einem lind und wohlig ins Herz, daß man meinen könnte, ins Märchenheim einer holden, saligen Jungfrau oder sonst irgend einer wundersamen Maid gerathen zu sein.

Die schäumende Eisack unten, oben der rauschende Wald, auf dem altersgrauen Gemäuer die Sonne und auf den weichen, linden Flügeln der lenzwarmen, sonnendurchflutheten Luft ringsum froher, vielstimmiger Vogelsang — was braucht es wohl mehr, eines Menschen Sinne in Zauberbann zu schlagen und ihn glauben zu machen, er stände mitten im Paradies der ersten Menschen!

Wer in aller Welt konnte uns beim Einzug in die neue Heimat einen schöneren, herzlicheren Willkommgruß bieten, als ihn die alte, traute Trostburg uns geboten, und wer war wohl je empfänglicher dafür als wir, die wir dem Glück entgegenzugehen meinten?

Wir weilten denn auch eine geraume Zeit an diesem wundersamen, weltvergessenen Ort und blickten, den ausgewaschenen, steilen Waldweg bergan wandernd, so lange auf ihn zurück, als das üppige, reiche Behäng der umstehenden Fichten und Tannen es ermöglichte.

Nach einigen weiteren Stunden beschwerlichen Aufstieges erreichten wir endlich gegen Abend das Plateau von Kastelruth und standen so mit einem Mal dem größten Dolomit-Koloß der Welt, dem Schlern gegenüber.

Ins rothe Licht der untergehenden Sonne getaucht, lag dieser gewaltige, massige, zu einer Höhe von 8600 Fuß fast senkrecht emporsteigende, kahle Felsblock in märchenhafter Pracht vor unseren entzückten Augen und schloß, sein ausgezacktes Haupt von rosigen Wolken umwoben, die vor uns liegende, herrliche Landschaft mit den ausgedehnten, hügeligen Fluren und Wäldern nach Süden hin ab.

Der den breiten Fuß des bauchigen Körpers umgrünende Wald, aus dem die arg verwitterten Ruinen von Hauenstein, das Heim des letzten Minnesängers Oswald von Wolkenstein, hervorguckten, schmiegte sich wie zärtlich an den gewaltigen Riesen, der, von blutrother Alpengluth umflossen, wie ein starker, unbändiger Herr noch einmal mit majestätischer Ruhe ins Land sah, eh' die Nacht heraufzog und ihren schwarzen Schleier über die schlafende Natur warf.

War der Willkommgruß der trauten Trostburg uns wie ein wonniges Lied Walter's von der Vogelweide, der unweit von ihr das Licht der Welt erblickte, warm und lind ans Herz gegangen, blieben wir nun von der unvergleichlichen Pracht der Hochlandschaft wie festgebannt am Waldrand stehen und blickten, von andächtigen Schauern erfaßt, bald auf den purpurnen Bergriesen vor uns, bald auf das etwas abseits zwischen ihm und uns gelegene Dorf Kastelruth, aus dem der grünbedachte Kirchthurm mit dem röthlichen Gemäuer wie ein weithin sichtbarer Wegweiser hochauf zum Abendhimmel ragte und uns gleichsam einlud, in einem der ihn anmuthig umdrängenden, freundlichen Häuser unsere müden Häupter zur Ruhe zu betten.

Da überdies aus den massigen Wolken dicht über dem waldgekrönten, östlichen Horizont die Nacht bereits sachte heraufzuziehen begann, schritten wir wacker fürbaß und erreichten fast gleichzeitig mit ihr das friedlich schlafende Dorf, aus dessen hellen, weißgetünchten Häusern nur hin und wieder ein matterleuchtetes Fensterchen wie der zeitweilige kurze Aufblick eines schneeweißen, verschlafenen Pintscher in die dunkle Nacht hinausblinzelte, ob nicht am Ende doch ein argliſtiger Feind ihm nahe.

Wie sich mein erster Moralbegriff gebildet.

Herrlich, wie der niedergehende Tag beim ersten Blick auf Kastelruth im Westen versunken war, stieg der lenzfrische Morgen im Osten

wieder herauf, und die schräg ins Zimmer fallenden Sonnenstrahlen spielten so neckisch und einladend über die blanken Dielen des Fußbodens hin, daß es uns Kinder nicht länger in den Betten litt und die Eltern uns nicht rasch genug anziehen konnten, um uns ins Freie zu lassen.

Weil der Vater aber nicht wollte, daß wir uns, während er sich im Amt vorstellte und eine Wohnung für uns aufnahm, im Dorf herumtrieben und durch den fremden Klang unserer Sprache die Aufmerksamkeit und das Mißtrauen der Bevölkerung unnöthig erregten, wies er uns inzwischen mit der Mutter auf den sogenannten Kofel, einen kegelförmigen, oben abgestutzten Berg, der hart an der Nordseite des Dorfes auf dem Rand des steilabfallenden Hauptplateaus aufsitzt und mit Ausnahme der Südseite ringsum bewaldet ist.

Am Ostrand des kreisförmigen, von einer Ringmauer umgebenen Kunstplateaus am Gipfel des Berges, der den Kirchthurm nur wenig an Höhe überragt, erhebt sich die noch gut erhaltene Hauskapelle einer ansonst bis auf einige wenige spärliche Mauerreste zerfallenen Schloßruine, von der das Dorf, das ursprünglich Castell rotto geheißen haben soll, seinen heutigen Namen erhalten haben mag.

Von der wunderbaren Rundsicht, die man von dort oben aus genießt, will ich hier erst gar nicht reden, denn der Hauptreiz des Kofels oder Calvarienberges, wie er auch genannt wird, liegt in den wunderbaren, figuralen Anlagen der Leidenstationen Christi, die in gleich weiten Entfernungen von einander spiralförmig um den Kogel herum bis zum Gipfelplateau emporführen und dort in der heiligen Grabkapelle gegenüber der Ruine ihr stimmungsvolles Schlußbild finden.

Vom Kirchplatz ausgehend, stößt man, sobald man die letzten Häuser des Dorfes hinter sich hat und sich nach rechts wendet, bereits nach wenigen Schritten auf eine kleine Kapelle, in welcher, wenn ich mich recht erinnere, die Begegnung der Maria und ihrer Mutter Anna bildlich dargestellt ist.

Der Anblick dieser beiden weinenden, schmerzerfüllten Frauen im Bilde macht das Gemüth für das unvergleichlich herrliche, unendlich rührende Stimmungsbild der nächsten Station, Christus am Oelberg, empfänglich, und es ist mir ganz unmöglich, den tiefen und mächtigen Eindruck, den dasselbe auf den Beschauer ausübt, auch nur annähernd zu schildern.

Während nämlich die Abbildung der beiden weinenden Frauen, wie bereits bemerkt, in einer Kapelle untergebracht, also von der sie umgebenden Natur völlig isolirt ist, ist die durch lebensgroße, bemalte Holzfiguren dargestellte Oelbergscene mit echt künstlerischem Sinn und Verstand in sie hineingefügt, und zwar so vollkommen und zwanglos, daß Natur und Kunst völlig eins sind, und der ganze Raum der kleinen, sonnigen Terrasse, auf der sie sich abspielt, in den Rahmen der dramatisch bewegten Gartenscene fällt.

Zur rechten Hand des mit einem einfachen, naturnackten Spaltenzaun umfriedeten Gartens ist ein an den felsigen Hintergrund angelehntes, überwölbtes Gartenthor, unter dem der Verräther Judas steht und, halb gegen die ihm folgenden Soldaten gewendet, mit einer bezeichnenden Handbewegung auf Christus deutet, der am anderen Gartenende kniend auf einem Felsblock liegt und thränenfeuchten Auges zum Engel mit dem dargereichten Leidenskelch emporblickt, daß man fast die Worte zu hören meint: »Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe!«

Zwischen diesen und der Judasgruppe liegen oder kauern vielmehr in abgesonderten, überdachten Felseinsprüngen die drei schlafenden Apostel in so natürlichen, dem Naturbruch des Gesteins angepaßten Stellungen, als ob drei obdachlose, müde Gesellen hier zufällig vorübergekommen wären und in den gerade vorgefundenen, schrägen Felsspalten sich für eine Nacht zur Ruhe begeben hätten. Einige wenige verkrüppelte, den Oelbäumen ähnliche Trauerweiden vervollkommnen mit ihrem trostlos herabhängenden, ruthenähnlichen, aschgrauen Geäst den erschütternden Eindruck dieses trübseligen, aber darum nicht minder schönen Stimmungsbildes.

Die übrigen, gleichfalls plastischen Darstellungen der Geißelung, Krönung, Kreuztragung ꝛc. sind wieder in Kapellen untergebracht, die zwar in ihrer Bauart annähernd die Orte andeuten, wo die Vorgänge sich abgespielt haben, allein keine von ihnen erreicht die wunderbare Schönheit der Anlage der mit der Natur gleichsam verwachsenen Oelbergscene.

Erst die auf Golgatha's zerrissenem, felsigem Grund hoch aufragenden drei Kreuze mit den daran geschlagenen, beziehungsweise daran gebundenen überlebensgroßen Gestalten Christi und der beiden Schächer sind wieder stimmungsvoll in die Natur hineingefügt, und man braucht

nicht allzuviel Phantasie zu haben, um im zerklüfteten Boden der Schädelstätte nach grinsenden Todtenköpfen zu suchen.

Das Schlußbild des Ganzen, die Nachbildung des heiligen Grabes, ist bedauerlicherweise wieder, statt in eine natürliche Felsengrotte, in eine Kapelle verlegt worden; der Erbauer hat zwar versucht, die Stimmung des Urbildes herauszubringen, indem er das Innere der Kapelle in eine Felsengrotte umwandelte, allein die auf einem tropfsteinähnlichem Gebilde ruhende, mit einem weißen Laken bedeckte Gestalt Christi ist im Gegensatz zu den überlebensgroßen Figuren der vorhergehenden Scene viel zu klein gerathen, wodurch der Eindruck etwas gestört wird.

Allein trotz der kleinen Mängel, die da und dort sowohl den Anlagen als auch den Figuren anhaften, ist das Ganze doch ein Kunstwerk ganz seltener Art, und wenn irgend ein Ort geeignet ist, das Gemüth eines mühselig beladenen Wallfahrers zu erheben und zu erleichtern, wüßte ich keinen besseren als diesen, besonders zur Osterzeit, wenn das in der richtigen Stimmung heranpilgernde Landvolk nächtlings mit brennenden Fackeln an den Stationen vorüberzieht und die plastischen Figuren im matten Lichtschein bunter Grabkugeln Leben und Bewegung zu erhalten scheinen, während die vom grelleren Fackellicht auf den Hintergrund geworfenen Schlagschatten der Peiniger Christi geheimnißvoll durcheinander huschen, als ob sie nicht wüßten, in welcher Richtung sie entfliehen sollten.

Es ist sehr zu bedauern, daß der gegenwärtige Verwalter dieser weihevollen, wunderschönen Stätte im Gegensatz zu seinem Vorgänger, dem allnun verstorbenen Ortspfarrer Alois Bamhackl, wenig oder gar nichts zu thun scheint, um den Verfall eines Kunstwerkes aufzuhalten, das lauter und eindringlicher zum Publicum redet, als alle Prediger der Welt es vermögen.

Mir ist seine beredte Sprache, nur mangelhaft unterstützt von den dürftigen Erklärungen meiner Mutter, schon damals so mächtig ans kindliche Herz gegangen, daß ich die erhabene Großthat des heiligen Erlösungswerkes mit einem Mal begriff und, in einer ganz merkwürdigen Stimmung ins Dorf herniedersteigend, an nichts Anderes dachte, als auch einmal irgend etwas ganz Großes zu vollbringen wie der Heiland oben, und mich dafür geduldig peinigen und kreuzigen zu lassen wie er.

Dies ausdenkend, war mir plötzlich zu Muthe, als ob meine kleine Kindergestalt, ins Ungemessene himmelan wachsend, bald Alles ringsum überragen müsse, und ich im nächsten Augenblick zu den Dachfenstern hinein ins Innere der Häuser sehen könne, und ein unbändiges Kraftgefühl durchrieselte meinen kleinen schwächlichen Körper, und das war der Augenblick, in dem meine Seele zum ersten Mal aus ihrem unergründlichen Versteck sich in süßen Wonneschauern durch meinen Körper ergoß und ihn mit ihrer Allgewalt so beherrschte und im Bann hielt, daß er für sie fast aufhörte zu sein.

Für den, der meine Auffassung nicht theilt, will ich mich anders ausdrücken und sagen, daß in jenem seligen Augenblick der erste Moralbegriff in meiner Seele Wurzel schlug und meine Weltanschauung über den Zweck des Daseins begründete.

So verdanke ich denn das beste und edelste Gefühl, dessen der Mensch im Fleische fähig ist, der Betrachtung eines Kunstwerkes, und so mag es wohl sein, daß ich dadurch so für die Kunst voreingenommen wurde, daß ich auf die Dauer keinem Ding eine reine Freude abzugewinnen vermag, das nicht irgendwie mit der Kunst oder ihrer schönen Schwester, der Natur, zusammenhängt.

So arm mich diese Leidenschaft auch gemacht hat und noch macht, möchte ich doch mit keinem Krösus tauschen, wenn ich sie nicht haben dürfte, und in dankbarer Anerkennung all der durch sie genossenen reinen Freuden, widme ich hiemit diese Zeilen dem in seiner Idee einzig dastehenden Kunstwerk von Kastelruth.

Ungedruckte Briefe von Adalbert Stifter.

Mitgetheilt von Josef Kürschner.

I.

Geliebte theure Gattin!

Weil mir das Warten auf einen Brief von dir zu langweilig wird, so beginne ich hiemit schon die Antwort auf den Brief, den ich erst empfangen werde. Es ist heute schon Montag Abends, und ich habe noch keine Zeile von dir, dieß beunruhigt mich doch ein wenig, obwohl ich mir dachte, daß, wenn du auch am Donnerstag noch zeitig genug nach Peterwardein gekommen bist, du doch zu viel zu reden und zu erzählen gehabt haben wirst, als daß eine Zeit übergeblieben wäre, an mich schreiben zu können. Daher wirst du erst am Freitag oder gar am Samstag geschrieben haben, und ich warte daher geduldig bis Mittwoch..... Gestern war Hekenast bei mir, der Vertrag wurde nicht nur in der Art angenohmen, wie ich ihn vorschlug, sondern er gab alles in meine Hände, ließ sogleich 60 fl. C. M. da, daß ich die eingelaufenen Arbeiten sogleich auszahlen könne, und versprach jeden Monath 60 fl. C. M. zu senden, was die Manuscripte im Druke mehr geben, zahlt er gleich nach dem Druke nach. Stelzhammer war ordentlich erzürnt, daß er damahls seinen Aufsaz so gleich an Adami verschleuderte, ich im Gegentheile war froh, daß der meine noch da lag; denn jezt ist er zu 20 fl. C. M. pares Geld geworden. Es hängt nun blos von mir ab, wie viel ich mir von dem immer bereit liegenden Gelde erschreiben will; denn ich habe außer Stelzhammer, der faul ist, wie immer, nur den Wagner engagiret, und da auch dieser wenig leistet, so fällt doch die meiste Arbeit auf mich. Ich bin aber auch recht fleißig und schreibe täglich, ehe ich zu mahlen anfange eine Aufgabe von vier Druckseiten, und nehme mir aus dem Fonde

4 fl. C. M. Dann mahle ich bis 6 Uhr, dann gehe ich zu Neuner, dann schreibe ich von 7 bis ½10 für Witthauer, dann gehe ich wohl manchmahl zum Dachs, aber öfter noch bleibe ich zu Hause, lasse mir ein Bier bringen und lese die Zeitung und habe lange Weile um dich..... Es ist jezt fast so viel, als beschlossene Sache, daß ich dich in Peterwardein abhohle, außer es wäre mit zu vielen Unbequemlichkeiten verbunden, deßhalb schreibe mir deine ganze Reise auf das Bündigste auf, daß ich mich darnach richten kann. Aber du bist recht saumselig, oder gar krank; es ist heute schon Mittwoch, und auch schon halb zwei Uhr, und ich size in der bangsten Erwartung, ob denn gar kein Briefträger kömmt, so daß ich gar nicht mehr weiter schreiben kann — — ich sollte wirklich recht böse auf dich sein; du hast doch versprochen, **gleich** nach deiner Ankunft zu schreiben!!!....

— — —

Heute ist nun gar schon Freitag — also übermorgen bereits der 14te Tag deiner Abreise, und ich habe noch kein Schreiben von dir, und wenn heute auch keins kömmt, so fange ich schon an, in die größte Angst zu gerathen. Bereits bin ich schon so unruhig, daß ich gar nichts mehr ordentliches arbeiten kann. Wenn es blosse Nachläßigkeit von dir sein sollte, so könntest du es wirklich gar nicht verantworten, da du doch gesehen hast, wie schwer uns beiden das Herz bei der Trennung wurde, und da du doch denken kannst, mit welcher Sehnsucht ich einem Schreiben entgegenharre..... Auf der Rükreise müssen wir Hekenast besuchen; denn er hat sich bei seinem lezten Hiersein sehr ehrenvoll benohmen, und hat angelegentlich nach dir gefragt. Mein großes Bild ist bedeutend vorgerükt, und beinahe schon so viel, als verkauft. Tausenau hat mir gestern eine Thatsache mitgetheilt, die mich sehr freute. Er ist nehmlich Lehrer der englischen Sprache bei Baron Saken, und da haben ihm die Fräuleins erzählt, daß in ihrem Bekanntenkreise blos wegen der Feldblumen 50 Exemplare Iris bei Gerold gekauft worden sind. Solche Dinge mag wohl auch Hekenast wissen, deßhalb war er auch so nachgiebig in unserer lezten Differenz. Sauter dein Verehrer ist der Abschreiber der Manuscripte von »Wien und die Wiener« und wird daher den ganzen Winter viel mit mir zu verkehren haben, was dir gewiß viele Complimente und

Ehrfurchtsbezeugungen eintragen wird. Eben kömmt Besuch: der Mahler Schrotzberg und Bisenius ich muß daher schließen.

Die erwartungsvolle Zeit von 12 bis 3 Uhr ist auch heute wieder vergeblich dahin gestrichen, und es ist kein Briefträger erschienen. Ich weiß nun wirklich nicht mehr, was ich thun soll — es muß ein Unglük begegnet sein; denn ich kann es unmöglich glauben, daß du aus freien Willen mich so lange ohne Nachricht lassen könntest. Mein Gemüth ist so unruhig und so ungeduldig, daß ich von einem Zimmer ins andere gehe, und zu gar keiner Arbeit tauglich bin. Meine Fantasie mahlt mir alle möglichen Fälle vor, bist du krank, ist mit dem Schiffe etwas geschehen, wenn du etwa gar schon gestorben wärest, und wenn man schon einmahl aufgeregt ist, so geht man alle Möglichkeiten durch, und ich kenne kein Gefühl, das unerträglicher wäre, als Unruhe und Besorgniß um einen geliebten Gegenstand. Sei versichert, daß du ohne mir gewiß nicht mehr fortreisen darfst; denn wenn ich bei dir bin, so kann ich für dich sorgen, daß dir nichts widerfährt, und ich bin beruhigt..... Grüsse mir deinen Bruder und seine Familie, und ich küsse dich im Geiste tausendmahl und verbleibe

Dein dich liebender Gatte

Wien am 20ten Auguſt 1841. Ad. Stifter

Rothe-Thurmstraße 723.

II.

Geliebte Gattin!

.... Heute ist bereits Samstag, und auch schon ½2 Uhr — und noch immer kein Brief von dir!!... O Mali, du kannst dir gar nicht denken, wie ich mich abängstige, es steht mir niemand gut, ob ich es noch drei oder vier Tage aushalte, und nicht plözlich auffize und hinab reise, daß ich nur aus dieser Ungewißheit gerissen werde.... Du kennst meine Ungeduld, und kennst ja auch meine Liebe zu dir, aus der eben die Ungeduld entspringt; denn erinnere dich nur an jene Nacht, wo du bei der Thüre ohnmächtig wurdest, was habe ich da für einen unaus-

sprechlichen Schrek ausgestanden — und jezt verfolgt mich beständig dieses Bild, wie du leblos die Arme hinab hängen ließest, und kein Zeichen geben wollteſt — immer kömmt mir der Gedanke, daß du krank biſt, oder gar ſchon geſtorben. Ich bitte dich daher; wenn du bei Empfang dieſes meines Schreibens geſund und wohl biſt, ſo antworte mir gleich, damit ich beruhiget werde, und keinen Narrenſtreich begehe; denn die einmahl aufgeregte Fantaſie ſinnet ſich die abentheuerlichſten Sachen aus — bald biſt du ertrunken, bald haſt du das Fieber, und ſo weiter.....

Samſtag am 21 Auguſt 1841

Stifter

III.

Liebe theuere Amalie!

Und ſollte ich tauſend Gulden für dieſen Zettel zahlen müſſen, ſo ſende ich ihn doch noch fort; ſo ſehr freut es mich, daß ich ein Schreiben von dir bekommen habe, worin du mir meldeſt, daß du wohl und geſund biſt — du kannſt dir gar nicht denken, welche Centnerlaſt mir von dem Herzen genohmen wurde, das iſt ja ein wahres Hottentottenland, dein am 13ten geſchriebener Brief iſt erſt heute, am 21ten hier angekommen, und der Briefträger war auch erſt um 4 Uhr hier, ſo daß der erſte Brief, worinn ich dir ſo viel klagte, daß ich kein Schreiben von dir erhalten habe, ſchon auf der Poſt war, als ich dieß Schreiben erhielt. Ich danke dir tauſendmahl für dein gutes liebes Herz, und ſo außerordentlich freut mich dein Brief, daß ich es dir gar nicht ſagen kann, o was iſt alles Verliebtſein für ſchales Zeug gegen wahre eheliche Liebe, das Wort verſtehe ich erſt jezt recht in ſeinem vollen Umfange daß Mann und Weib ein Leib ſei, wenn du mir ſterben ſollteſt, ſo hätte ich gar keine Freude mehr auf Erden; denn ich liebe dich mehr, als mein eigenes Leben, und wo ich nur hinblike in der Wohnung, iſt es traurig und öde, ſeit du fort biſt. Das Schikſal des armen Muffi wirſt du bereits in meinem erſten Briefe erfahren haben, er ſtarb noch an demſelben Sonntage, als du abreiſteſt. Ich habe um ihn recht viele und ſchmerzliche Thränen geweint, insbeſondere darum, weil ich mir denken kann, wie dir das Herz weh gethan haben wird, als du ſeinen Todt vernommen haſt. Aber denke, daß du noch mich haſt, und daß dich auf der ganzen Welt niemand ſo liebt, als ich dich, und ſo lange du lebſt,

soll dir nichts fehlen, und kein Wort, ja nicht einmahl eine Miene soll dich kränken. Muffis Grab habe ich erst gestern besucht, es ist noch unversehrt, und es fängt schon Gras darauf zu wachsen an. Ich bin vollkommen gesund, und habe schon recht viel Geld verdient, du wirst erstaunen, aber ich sage das eigentliche noch nicht, sondern nur so viel, daß ich dir kein Reisegeld sende, sondern mit dem 1ten Geldbriefstage der am Montage über 8 Tage ist, eine Kleinigkeit, und dann komme ich selbst, damit ich euch alle bei einander sehe, und dich zu Tode küssen kann, und damit ich die Rükreise mit dir mache, um für dich sorgen zu können, daß dir nichts geschehe. Außer Hekenast habe ich noch ein sehr gutes Geschäft gemacht, und wenn ich hier fleißig bin, so kann jeder Tag 5 fl. C. M. tragen, also darf ich die Reise schon wagen, und wenn du brummen solltest, so wird wohl der Bruder irgendwo ein Gartentischchen haben, an dem ich schreiben kann; denn an Arbeit und Aufträgen fehlt es nicht, und meine Stube sieht aus, wie eine Menagerie, so sehr überlaufen mich die Dichter und Narren. Wikerh[auser] hat mir schon wieder ein Trauerspiel gebracht, das meschant ist, Prechtler ist mit der Perdita in Prag durchgefallen, und gestern fiel im Burgtheater ein neues Lustspiel durch. Seit ich deinen Brief habe, bin ich wieder geheilt, und kann arbeiten. Stelzhammer ist unsäglich faul. Obwohl die Sache 80 fl. C. M. monathlich eintrüge, so bin ich doch nicht im Stande, es allein zu leisten, deßhalb will ich HE. Perger engagiren, daß er von Zeit zu Zeit einen Aufsaz schreibe. Ich hätte unendlich viel zu reden, aber der Raum ist aus. Lebe wohl, ich sage nicht, wann; aber plözlich werde ich einmahl da sein, und dich recht um den Hals nehmen. Ich grüsse euch alle 1000 Mahl. Stifter 21/8 1841

IV.

Geliebte theure Gattin!

Ehe ich zu arbeiten anfange, thue ich das, was immer geschah, als du noch da warst, nehmlich, ich plaudere ein wenig mit dir. Freilich ist es kläglich, daß ich nur allein rede, und noch dazu so langsam, da sich die Buchstaben viel zu träge für meine Gedanken auf das Papier hin mahlen, aber es ist doch immer besser, als daß es gar so stille in der Wohnung ist. Also merke gut auf das, was ich sage: Am 9ten September früh werde ich in Neusaz aufs Land steigen. Sollte ich

da unter den herumstehenden Menschen etwa gar ein bekanntes, liebes Angesicht sehen, so würde es mich außerordentlich freuen, aber wenn es dir beschwerlich sein sollte, den weiten Weg zu gehen, so lasse es lieber; denn es wäre mir unlieb, wenn du dich in der Morgenluft krank gehen solltest, und ich werde schon sehen, daß ich auch allein nach Nr. 3 finde. Die Arbeiten für Monath August sind bereits fertig, und ich verwende die Zeit schon immer für September, so daß ich bis zum 5ten, wo ich von Wien abfahre, beinahe mit meiner September-Aufgabe fertig sein werde. Auch die Mitarbeiter (bisher ist nur Wagner) werden in meiner Abwesenheit ihre Sachen verfertigen, so daß ich nur bei meiner Ankunft die Manuscripte copiren lassen, und einreichen darf. Du siehst also, daß ich, um die Freude zu haben, dich abhohlen zu können, über alle Maßen fleißig gewesen bin. Daß du mich also recht freundlich empfängst! Bei Auer bin ich auch gewesen, die Sache zieht sich so, daß noch nicht einmahl Kaltenbrunner hier ist, es macht aber nichts; denn jezt können wir leicht warten, gewiß ist es, das hat er mir wieder versichert. Nun, meine schöne liebe Frau, bitte ich dich nur um eins: gebäre nur recht bald einen Knaben, der so schön ist, wie du, und so lustig, wie ich, dann ist alles gut bis auf ein Mädchen, um das ich dich auch bitte. Du kannst dir gar nicht denken, wie sehr ich mich freue, dich wieder zu sehen, ich kann mir gar nicht mehr vorstellen, wie du aussiehst, ob du auch wieder so abgebrannt bist, wie im vorigen Jahre im Höllenthale, oder ob die türkische Luft milder ist als die der steirischen Alpen?

Heute ist Mittwoch der 25te also bin ich morgen über 14 Tage bei dir, wenn es nur nicht so regnet, wie heute. Lebe wohl, eine Seite ist geschrieben, morgen wieder eine.

Ich fahre heute (Donnerstag) im Schreiben fort, und will dir ein wenig unsere Wirthschaft beschreiben..... Am vergangenen Sonntage schwangen wir uns gar auf Zwetschkenknödl, die Franzi sagte, sie könne dieselben machen, aber als ich einmahl zufällig in die Küche kamm, so zog sie den Teig so seltsam auf dem Brette hin und her, und knetete mit ihren ungeschikten Fingern in den Zwetschken herum, daß mir gleich aller Appetit verging, und wirklich, als sie die Knödel auf den Tisch brachte, so sahen sie gar nicht, wie Knödl aus, sondern sie lagen in der

Schüssel, wie ausgeschundene Frösche in einer unheimlichen bleichen Flüssigkeit schwimmend. Ehe ich nur einen anrührte, war es mir schon, als wäre mein Magen ganz voll, und als schwöllen sie mir bereits im Munde an. Ich schüzte daher Unwohlsein vor, und schenkte ihr alle, und ihr schmekten sie sehr gut. Leberknödel trug sie mir auch dieser Tage an, aber so gerne ich sie esse, so wenig trug ich Verlangen, die Leber in ihren Händen herum wuzeln zu sehen. Also habe ich täglich Rindfleisch, und dieß gelingt recht gut, da sie es immer zu wenig kocht, und ich, wie du weißt, das harte gerne esse. Zu allem dem kömmt noch dazu, daß sie, ich weiß nicht wie viele Pluzerbirn gegessen hat, und nun krank ist.... Dein Zimmer wird als Heiligthum betrachtet, und es darf gar nichts angerührt werden, du wirst es betretten, wie du es verlassen hast, bis auf eine kleine Veränderung, die ich aber jezt nicht sage. So, die Seite ist wieder zu Ende, ich muß zur Arbeit, und küsse nur vorher im Gedanken viele tausendmahl deinen geliebten Mund. Bleibe mir nur gesund, dann ist alles gut. Lebe für heute wohl, du liebes liebes Weib.

Freitag. Ich zähle schon die Tage, wo ich bei dir sein werde, übermorgen acht Tage fahre ich von Wien ab, gerade auch an einem Sonntage, und just 4 Wochen nach dir..... Ich will den Winter über angestrengt arbeiten, gar nirgends hingehn, um ein Sümmchen zu ersparen, daß wir in das schöne gesegnete Land ob der Enns, und in das Hochgebirge reisen können. Arbeit habe ich genug, Steiger hat gestern ein Bild bei mir bestellt, und vier Herrn waren da, um zu sehen, ob ich nichts fertig habe.... Ich bitte Gott um nichts, als daß er keins von uns vor der Zeit sterben läßt, damit das andere nicht den ganzen langen öden Weg allein gehen müsse, der ihm noch im Leben übrig ist. Ich sehe wohl rings um mich herum, wie Menschen ihre Eltern Geschwister und Freunde vergessen, wenn sie gestorben sind, aber ich kann es mir nicht denken, daß ich dich je vergessen könnte; denn du glaubst kaum, wie öde und langweilig die ganze Wohnung um mich herum ist, und wie zähe die Zeit dahin geht, und wie schal selbst die Sachen sind, die ich mache, weil ich eben nicht mit Leib und Seele dabei bin, sondern immer einen Theil davon an der türkischen Gränze habe. Ich lasse dich in Zukunft gewiß nicht mehr fort, wenn ich nicht selber mit reise.....

Wien 28ten/8 1841

V.

Meine geliebteſte meine theuerſte Gattin!

. . . . . .

(Fortſezung am. 1ten Juli) ... Für deinen Brief ſage ich dir tauſend Dank. Ja unſere eheliche Liebe unſere eheliche Eintracht und unſer durch unſere Herzen in ihrem langen Zuſammenleben gegründetes Sichzugehören iſt unſer größtes Glük auf dieſer Erde, es iſt mein Glük, es iſt dein Glük. Möge uns es der Himmel nicht zu frühe zerreißen; doch wie Gott will. Sollteſt du vor mir ſterben, ſo wird die Erinnerung an dich mein einziges Glük auf der Welt ſein; alles andere wird ſich öde und leer vor mir hinbreiten, und ich werde mich dem Tage entgegenſehnen, der mich an deine Seite bringt; denn an deiner Seite muß ich begraben werden, ſo wird es mein Teſtament verordnen. Sterbe ich vor dir, ſo wirſt auch du gewiß mir ein treues Andenken bewahren, du wirſt meine Fehler vergeſſen, wirſt dich auf meine Tugenden erinnern, und wirſt denken: er hat mich doch geliebt, und hat ein gutes Herz für mich gehabt. Und vielleicht legſt auch du dich nach deinem Tode an meiner Seite nieder. Und wenn es ein Jenſeits gibt, und wenn dann für ſelige Menſchen Gott anſchauen das Höchſte iſt, und wenn Gott anſchauen nichts anders ſein kann, als ihn immer mehr in ſeinen Werken erkennen (denn ganz ergründen können wir ihn nicht; weil wir dann er ſelber ſein müßten) und wenn für Menſchen das höchſte Werk Gottes wieder das menſchliche Herz iſt, ſo iſt für mich wieder ſein höchſtes Werk dein Herz, das ich am beſten kenne, es iſt auch dort wieder mein höchſtes Glük, und im Himmel wird unſere zum Schönſten gereinigte und geläuterte Liebe unſer Himmel ſein. Wie es iſt, und wie es iſt, ſo ſei es, und Gott wird es ſchon am beſten gemacht haben, er hat uns einander gegeben, dafür danken wir ihm, und wie lange es dauert, dafür danken wir ihm auch.[1] Bewahre mir nur dein liebes treues Herz, ich will auch ſuchen, ſtets beſſer zu werden, und dich zu beglücken, und ſo laſſe uns, was unzweifelhaft unſer iſt, auch unſer ſein. Ich bin durch das Leſen deines theuren Briefes, in dem du ſagſt, daß ich dir das Liebſte und Theuerſte dieſer Welt bin, daß du mich liebſt, und nur für mich zu leben wünſcheſt, damit wir noch einige kleine Freuden mit einander genießen mögen, und durch das,

[1] Darnach ſind vier Zeilen vom Schreiber ſelbſt getilgt.

was ich jezt geschrieben habe, so bewegt worden, daß mir die Tropfen über die Wange herab rannen. Ich muß daher für heute Vormittag schließen. Lebe wohl, mein theures Herz, Lebe wohl! Abends schreibe ich weiter.

(Abends) Es schlägt jezt fünf Uhr, ich komme von recht lieben feinen Mädchenangesichtern aus der 2ten Klasse der Mädchenschule, in der diese Mädchen einen sehr troken aussehenden Lehrer haben, welcher aber vortrefflich ist, welchen sie lieben, und bei welchem sie schon recht viel gelernt haben. Ich sah mehrere fast betrübt an, die ihre klaren lieben Äuglein freundlich auf mich gerichtet hatten, und dachte, wie es wäre, wenn wir ein solches Geschöpfchen oder mehrere aus unserem Fleische und Blute gehabt hätten, wenn diese jezt erwachsen wären, wenn sie unsern Stamm fortführten in ferneren Zeiten, u. s. w. Ich war schon in wehmüthigen Betrachtungen drinnen. Die Kinder haben da eine vortreffliche Schule. Sie sangen mir zulezt schöne Lieder, und zwar sehr gut, und es leuchtete ihnen die Freude aus den Angesichtern, daß sie mir singen durften. ..... Die Zeilen, welche ich oben ausgestrichen habe, enthalten nicht etwas Besonderes, was ich später verworfen, und ausgestrichen hätte, sondern sie sprachen das aus, was in ihrer Nähe auf dem Papiere steht, nur habe ich in der Bewegung die Säze durcheinander gebracht, die Sache gefiel mir nicht, ich strich sie aus, und schrieb sie neu, wie mich eben die Schriftstellernatur überraschte, die immer ändert und verbessert, auch da, wo es nicht nöthig ist; denn du würdest mir nicht gram geworden sein, wenn die Form auch ekig gewesen wäre, da endlich doch nur der Inhalt es ist, der dir ins Herz geht. Auch mag mein Kopf schon von den vielen Prüfungen etwas wirre sein. ....

Steyr 4ten Juli 1863.

VI.

Liebe theure Gattin!

. . . . . Morgen ist endlich der lezte Tag in einer öffentlichen Schule, und am Mittwoch ist noch eine Privatschule. Ich bin auch wirklich schon heiser und müde bis in den Tod. Wäre ich ein Göthe oder Kepler, ich wäre zum Sterben betrübt. Nun dem guten Göthe hat ein großherziger Fürst die Arbeit abgenommen, die ein anderer auch verrichten konnte, und hat ihn dichten lassen, was ein anderer nicht konnte.

Kepler, der in Linz die Geſeze der Weltenbewegung fand, wurde von ſeiner Frohnarbeit nichts erlaſſen, er wurde getadelt und gemaßregelt, nur nebenbei durfte er die unſterblichen kepleriſchen Geſeze der Himmelsbewegung entdeken, und mir würde wohl auch in Linz, wo ich glüklich wie Kepler wohne, nichts erlaſſen werden, und ich würde von bedeutungsloſen Menſchen nach rechts und links befohlen werden, wenn ich Göthe oder Kepler wäre. Aber etwas bin ich auch, und Größeres als jezt könnte ich auch thun. Wo aber iſt das helfende Auge, es zu ſehen?! Doch genug von dieſen Dingen, ſie würden dich nur auch verſtimmen. Gott hat uns dafür zum Lohne unſere zwei Herzen gegeben, und hat die Liebe des einen zum andern in ſie gepflanzt. Laſſe uns das noch pflegen bis zum Lebensende, es iſt unſer Heiligthum, das Tauſende und Tauſende nicht haben, die ſonſt über vieles gebiethen können. Es wird finſter, gute Nacht für heute, mein theures Herz. Doch nur noch das: iſt es nicht erſtaunlich, iſt es nicht wunderbar, daß Gott in unſerem Alter dieſe prächtige Blume ſo ſüßer ehelicher Liebe über uns blühen läßt? Es iſt das Zeichen deines Werthes und das Zeichen des meinigen. Wenn ich durch irdiſche Schlauheit und Künſtelei zu Würden Reichthum und Ehre geſtiegen wäre, und du das mit mir theilteſt, würdeſt du mich wahr lieben? n e i n; ich wäre das Werkzeug deines Wohllebens, die Leiter zum Genuſſe, ſonſt ein ſchlauer Menſch wie Mäkler Juden und Tauſende, und ich wäre neben dir wie ein ſcheuer Wagen oder ſonſt etwas; wenn du mich aber jezt tadelſt, daß ich andern Leuten mehr forthelfe als mir, daß ich Winkelzüge verſchmähe, die empor bringen könnten, daß ich meine Freunde, die an den höchſten Stellen ſind, um nichts bitte, und daß ich das Schöne der Kunſt dem Glanze der Welt vorziehe, ſo biſt du heimlich doch ſtolz auf dieſe Dinge, und liebſt mich deßhalb, und wenn du ein Regenbogen wäreſt, wie die meiſten Weiber, ein Flitterwiſch, ein vorlautes Schnäbelein ſtatt der guten dummen Haut, wie du dich ſelber nennſt, ſo hätte ich dich eine Million mal weniger lieb als jezt. Nun iſt es aber doch zu finſter, und ich muß enden. Gute Nacht.

(Am Dienſtag) .... (Nachmittags) .... Tauſend Grüſſe Tauſend Küſſe, mein einzigſtes geliebteſtes Weſen dieſer Welt.

Steyr 7 Juli 1863

Adalbert Stifter

VII.

Geliebteſte theuerſte Gattin!

Ich hoffe, daß die Schmiderin doch morgen wird hinab zu dir gehen können; der Schneeſturm, der geſtern Abends herein gebrochen iſt, und heute ſtoßweiſe mit Sonne vermiſcht den ganzen Tag gedauert hat, iſt etwas ſtiller geworden, und das Barometer beginnt zu ſteigen. Ich ſchreibe alſo dieſe Zeilen, mögen ſie morgen zu deinen lieben Augen gelangen, und mögen die Gefühle, die ſie ausſprechen, eine wohlthuende Regung in dein Herz bringen. Mit deinem Bilde haſt du mir das ſüſſeſte Geſchenk gemacht, das du mir zu machen im Stande warſt. Wenn ich nicht arbeite oder im Freien bin, ſo leiſtet es mir die holdeſte Geſellſchaft, ich ſehe dieſe Augen, dieſen Mund, dieſe Mienen, dieſe Geſtalt an, und du biſt mir gegenwärtig, ich möchte dir erzählen, dir freundliche Worte geben, und wenn ich es im Gedanken thue, ſo iſt mir völlig, als empfinde dieſes das Bild, und als gehe auf den Lichtbildzügen ein entgegenkommendes Lächeln auf. Du magſt, wenn du dieſe Worte lieſeſt, ſelber über den Schwärmer lächeln. Thuſt du es, mein theures Weib, ſo weiß ich dennoch, daß dir dieſe Worte lieb ſind; denn ſie zeigen dir, daß ich dich liebe, und ſie können dir mit Wahrheit bezeugen, daß ich dich jezt, nachdem bereits acht und zwanzig Jahre unſerer Ehe vorüber gegangen ſind, mehr liebe, als damals, da ich dich, nachdem wir unſerer Vermählung in unſerer künftigen Wohnung angekommen waren, in meine Arme ſchloß, und ſagte: So wollen wir mit Gottes Segen unſern heiligen Eheſtand beginnen. Erinnerſt du dich des Augenblikes noch? Dein holdes jugendliches Angeſicht war von Loken umwallt, und deine großen Augen glänzten freundlich. Es war aber damals gleichſam ein wunderſchönes verſchloſſenes Käſtchen, das ich in der Hand hielt. Es konnte ein reicher Schaz drin ſein, oder weſenloſer Tand, oder gar Widriges und Unſeliges. Und die Jahre haben eben gezeigt, daß es ein Schaz war, reicher, als ich ahnen konnte, und ſo reich, daß jedes Jahr mir an ihm einen größeren Umfang darlegte, ein Schaz von Rechtſchaffenheit, Treue, Güte, Einfachheit, Häuslichkeit, Herzenstiefe, Liebe, ſo daß zulezt deine Schönheit, die mich ſo bezaubert hatte, dein geringſtes Gut war. Und endlich mußte Gott das tiefe lange Leid, das über uns gekommen iſt, ſchiken, damit ich erſt recht zur Kenntniß komme, welch ein tiefes

Gefühl in dir ist, und welche Liebe zu mir dein Herz birgt. Wenn ich dein Gefühl, besonders das durch die Trennung hervor gerufene, nicht begrif, und mißdeutete, so verzeihe es mir; wie konnte ich denn ahnen, daß du mich gar so liebst, da ich ja in mir die Eigenschaften nicht zu finden vermag, die dies verdienen. Aber auch das weiß ich erst jezt, wie grenzenlos ich dich liebe, wie das Leben ohne dich für mich leer und öde und eine Wüstenei wäre, in die selbst meine geliebten Arbeiten nur ein bleiches Licht würden senden können. Der Tod würde dann leicht, ja ein Engel sein, der mich zu dir führte. Es ist, wie ich schon öfter gesagt habe, dieses Leid eine Prüfung eine Läuterung, aus der wir beide besser hervor gehen werden, und noch liebreicher gegen einander, als wir früher gewesen sind. Hätte ich denn ohne dieses Leid je erfahren, daß du mich so innig beglüken kannst, wie du es gethan hast, als ich das lezte Mal in Linz war, und wie ich es dir nie genug danken, und nur durch die aufopferndste Liebe vergelten kann. Darum lasse uns muthig tragen, was noch zu tragen ist. Das Übelste liegt hinter uns. Meine Genesung schreitet wieder so kräftig fort, daß ich der schönsten Zukunft entgegen sehe, und dann, mein geliebtes theures Herz, soll mich nichts von dir trennen, edle Menschen haben uns eine sorgenfreie Ruhe geschaffen, ich werde es durch edle Werke zu lohnen suchen, und wir werden den Abend unsers Lebens voll Milde und Heiterkeit finden, und ihn mit einander genießen. Schone deine Gesundheit, erfreue dich des Umganges theilnehmender Menschen, und genieße deine Abende im Theater, und lasse manchen Gedanken auf meinen Berg zu mir herauf schweben, wie [ich] ja stets an dich hinab denke, und am Dreikönigstage, als ich durch die stille Luft auf meinem Spaziergange nach 3 Uhr ein Zusammenläuten von Gloken aus Linz herauf hörte, ein wehmüthig sanftes Gefühl in mich kam, und Nachts, wenn ich die Lichter von Linz sehe, sie mir als holde Boten von dir erscheinen. . . . . .

Ich küsse und grüsse dich auf das Innigste und bleibe

dein

ewig treuer Gatte
Adalbert Stifter

Kirchschlag 10ten Jänner 1866.

N. S. Du mußt ja jezt schon einen ganzen Band Briefe von mir haben.

VIII.

Geliebteſte theuerſte Gattin!

Mein verewigter ſehr lieber Freund Zedliz hatte das Sprichwort: »das iſt die rechte Höhe«, und ich ſage auch: das iſt ſchon die rechte Höhe, wenn man, ſtatt ſein ehrliches Gewerbe der Schriftſtellerei ordnungsgemäß zu betreiben, täglich an ſeine Gattin ſchreibt. Heute hat dir die Bothin einen Brief gebracht, morgen bringt ſie dir wieder einen, und ſo ſchreibe ich Dinge, die gar kein Geld eintragen, und ich ſchreibe ſie doch; ſie tragen etwas viel beſſeres ein: eheliches Glük, eheliche Freude und häusliche Anmuth, und wo dieſe Dinge eingekehrt ſind, dort fließen auch die Gedanken in einem goldenen Strome, und wenn man dann dieſem Strome das Schifflein der Dichtkunſt anvertraut, ſo fährt es viel luſtiger ſchmuker und ergiebiger, als wenn man mit unmuthigem Ruder vernarren die Wellen peitſcht, daß ſie das Fahrzeug rütteln und ſchwenken und es den glatten Lauf nicht gewinnen laſſen. Alles wird zehnfach eingebracht werden, wenn wir wieder beiſammen ſind. Es wird aber auch hier nichts verſäumt. Der 2te Band des »Witiko« rükt ſeinem Ende entgegen, und es ſchlägt dem Buche deſto beſſer an, je inniger ich mich mit dir ausgeplaudert habe. Zudem iſt heute ohnehin nur noch Correctur zu machen. Der 15te gedrukte Bogen liegt vor mir. Morgen geht er nach Peſth, und morgen rükt Witiko wieder ein Stük weiter ſeinem günſtigen Glüke in ſeiner neuen Burg in Mitte ſeiner kräftigen Waldleute und an der Seite ſeiner Bertha entgegen. Das Alles hat er jezt noch nicht; aber in den nächſten Blättern iſt es ihm ſicher, den Grund hat er ſelber unbewußt gelegt.

Heute vormittag habe ich deinen lieben Brief erhalten, und er hat mir, um mit Göthe zu reden, ein »roſenfarbnes Frühlingswetter« in die Stube gebracht, obwohl draußen ein ungebärdiger Märzwind polterte. Ich habe ihn auf der Stelle drei Male geleſen. Ach wie glüklich machſt du mich durch deine herzlichen Worte, und wenn du auch ſagſt, du kannſt nicht ſchreiben, ſo iſt die Natürlichkeit, die Lauterkeit, die Wahrhaftigkeit deiner Gedanken tauſendmal mehr Goldes werth als das gemachte gekünſtelte Ding meiner ſchreibſeligen Perſon. Mir werden deine Briefe Kleinode ſein, ſo lange ich lebe. Deine Güte und deine tiefe Liebe zu mir iſt mein

Glük, und wie Gott mir sonst auch mein Leben mit vielen Freuden geschmükt hat, namentlich mit der Freude, mich an seinen Werken erquiken zu können, so hat er mir auch diese Freude gegeben, hat sie mir so lange erhalten, und wird sie uns noch erhalten. Bauen wir darauf, und thun wir das Unsrige dazu.

Der treue Freund Schaller hat mir einen zwar kurzen aber so herzlichen Brief geschrieben, daß mir Thränen in die Augen kamen. Wenn man auch die Menschen im Großen, insbesonders in ihren Handlungen der Geschichte jezt vom Grunde der Seele verachten muß, so sind doch so viele einzelne Edle, die uns die Süssigkeit gewähren, sie lieben zu können, und von denen uns einige wieder lieben, so daß man an der Welt nicht verzweifeln darf, und daß man einst vor Gott sagen kann: Siehe Vater, mit diesen war ich im Bunde, ich werde doch nicht Ungnade bei dir finden. Für das Benehmen Preußens oder eigentlich des Mannes Bismark habe ich nicht genug Worte der Verdammung. Sollte es denn möglich sein, aus Eigensucht mit dem Glüke des Welttheiles, des Vaterlandes, und zulezt auch seiner Person so zu spielen! Wenn ihm nicht Dummheit zur Entschuldigung dient, so geht er einer fürchterlichen Verantwortung entgegen. Eine Art Rohheit, die sich in seinen Handlungen kund giebt, kann ihn nicht entschuldigen; denn der Mensch hat außer seinen ersten Erziehern dann auch noch einen weiteren, nehmlich sich. Wenn Krieg wird, wie mag dem Angesichts der Welt und Gottes gemessen werden, der das unschuldige Blut hat fließen gemacht! Ich hoffe aber noch immer, die anderen Mächte werden aus Furcht für sich selber das Äußerste verhindern.

Doch gehen wir weg von diesem traurigen Bilde, daß Deutsche gegen Deutsche stehen sollen.

In wenigen Tagen schließe ich dich an mein Herz, und wir sind gegen einander wahr, treu und gut. Der Wind hat heute ausgetobt, der Himmel steht rein über dem Berge, das Barometer ist sehr gestiegen, vielleicht kömmt mit der Charwoche der völlige Frühling. . . . .

Kirchschlag am 23ten März 1866.

IX.

Meine innigstgeliebte, theuerste, herzlich verehrteste Gattin!

..... Dann schreibst du auch, durch meine übermäßige Liebe und Sorgfalt um dich quäle ich mich unnüz ab. Du mein gutes Herz, das ist ja eben das Süsse und Schmerzliche der reinsten Liebe, daß sie sich um den geliebten Gegenstand unnüz abquält. So ist die Mutterliebe, und so ist ja auch deine Liebe zu mir. Wir haben die Freude und die Unruhe, nehmen wir beides, und danken wir Gott dafür. Wie sehne ich mich schon nach dem Augenblike, in dem ich dich an mein Herz und an meine Lippen drüken werde, durch jahrelanges Leiden wird die Freude eines solchen Augenblikes nicht zu theuer erkauft. Das höchste Glük gibt Gott den Menschen in der Liebe, und die Blüthen aller Liebe sind Elternliebe und Gattenliebe. Die blöden Dichter schildern immer die Geliebtenliebe, wie hold sie auch sei, weiß denn keiner, wie hoch das Weib über der Geliebten steht? Und so laß uns unsere Liebe und laß uns unser unnüzes Abquälen, es ist nicht zu ändern, ja ich hoffe, es wird noch steigen. Denn wir lieben uns ja von Jahr zu Jahr immer mehr.

Deine Gabe für unsere Krieger hat mich entzükt, und insbesonders, da du schreibst, dein Herz sei im Spiele gewesen. Das Herz ist es auch, mit dem man geben muß. Manche geben nur, daß es die andern wissen. Dieser Krieg, abgesehen davon, daß es ein Scheusal ist, daß Menschen im Großen raufen müssen, um ihre Angelegenheiten zu schlichten, ist zugleich ein solcher Aberwiz, daß ich nicht glauben konnte, es sei alle Vernunft so aus der Welt gewichen, daß er entstehen könne; aber er ist entstanden, ganz Deutschland (mit unbedeutenden Ausnahmen) erhebt sich für Österreich, und Österreich kämpft eigentlich auch für Deutschland. Herrlich ist ein Kampf nur, wenn Gut und Blut eingesezt wird, um einen Angrif abzuwehren, und einen solchen Kampf führt Österreich und seine Verbündeten. Und unsere Pflicht ist es, daß auch wir thun, was wir können. Mich schmerzt nur, daß ich nicht mehr thun kann. Ich werde in meinem Namen auch noch etwas geben. Hast du nicht Leinwandfleken zum Zupfen? Auf beiden Seiten, in Italien und gegen Preußen hat der Krieg mit Glük begonnen, in allen Herzen unserer Krieger lodert

das Gefühl des Rechts, und das ist ein sehr großer Verbündeter, und der größte ist der allmächtige Gott, der gerechte Gott.....

Ich bleibe in Ewigkeit

Dein

Lakerhäuser 2 Juni 1866. getreuer Gatte

Adalbert Stifter

X.

Meine innigst geliebteste theuerste Gattin!

Denke nur, was du mir für ein heidnisches Geld kostest. Wenn ich mit all den Buchstaben, die ich an dich auf das Papier kraze, andere Dinge schriebe, und druken ließe, wie viele hundert Gulden flögen da in das Haus; und dennoch kann ich es nicht lassen, ich gehe alle Male wieder an das Papier, um an dich zu schreiben, und breche alle Gelegenheiten vom Zaune, um es thun zu können. So habe ich mit dem lezten Antwortsbriefe geflissentlich nicht die Quittung geschikt, um es später zu thun, und schreiben zu können. Und heute thue ich es, und schreibe. Leider geht hiedurch auch Zeit für das Malen der hiesigen Waldansicht verloren, und ich komme dardurch später nach Hause und vor deine geliebten Augen. Aber diese geliebten Augen sollen auch eine Freude an dem Bilde haben, das allein für sie entsteht. Ist es nicht thöricht, ich alter Mann schreibe an eine Gattin, die mir vor 29 Jahren angetraut worden war, Liebesbriefe, wie sie kaum ein Jüngling an seine holde Braut schreibt. Gott bessers. Aber er wird es hoffentlich nicht bessern, und es wird immer ärger werden. Was weiß auch so ein gelbschnabliger Jüngling, der in die rothen Lippen und in die braunen Augen eines Mädchens vernarrt ist, von der Güte, Treue, Rechtschaffenheit und Unwandelbarkeit eines Herzens, das man 29 Jahre haben muß, daß es recht wie Stein und Bein in unser eigenes Herz hinein wächst. Darum wird die Liebe in dem noch höheren Alter noch höher werden. Ich bitte dich, sieh auf deine Gesundheit, bewahre dein Leben für mich, wie ich das meine für dich bewahre. Gott hat uns in der Gegenseitigkeit unserer Herzen ein großes Glük gegeben. Wenn du, närrisches, wunderliches Weib, nicht »keppeltest« (wie ich den Ausdruk habe), weil mein Rok-

kragen verbogen ist, weil ich die alte Weste an habe, weil sonst etwas nicht ganz genau ist, welches Himmelreich hätten wir. Aber »kepple« nur, und ertrag dann auch, wenn ich »brumme«, und lasse uns noch 50 Jahre keppeln und brummen.

Gestern und vorgestern sahen wir Gewitter in der Richtung nach Linz. Wir hatten keines, aber heute ist sanfter Landregen. Wir sind beide sehr gesund. Bei mir ist es, seit ich die schlechte Luft von Karlsbad verlassen habe, wie abgeschnitten. Ich bin kräftig, esse und trinke wie ein Frohnarbeiter, und schlafe trefflich. Nur das Eine fehlt, daß ich nicht bei dir bin. Ich bin sehr fleißig, daß ich bald kommen kann..... Ich bleibe wie immer

Dein

Lakerhäuser, 14 Juni 1866. treuester Gatte
Adalbert Stifter

XI.

Meine theuerste herzlich geliebteste Gattin!

Ich beginne wieder einen Brief an dich, und werde ihn bis Freitag fortsezen, und ihn an dem Tage schließen, daß ihn dir der Knecht am Samstage bringen kann.

Als ich heute Morgens die lezten Zeilen an dich geschrieben, und dann den Brief dem Knechte übergeben hatte, frühstükte ich, kleidete mich dann an, und ging nach Wildberg hinunter, Freund Aprent zu besuchen. Ich ging sehr langsam den an manchen Stellen fast steilen Berg hinab. Die Sonne schien freundlich, das Grün der Wälder des Haselgrabens glänzte im Lichte, und dämmerte duftig blau im Schatten, die Vögel sangen fröhlich, weiße Wölklein schwammen langsam durch den Himmel, und von der Straße am jenseitigen Bergeshange hörte man einzelne Laute des Verkehres herüber. Das Alles machte wie immer seine Wirkung auf mich. Ich war friedlich, ruhig, und in mir selber geordnet. Aprent fand ich an dem Wege nahe bei dem Schlosse neben einem Bauerhause auf Brettern in der Sonne sizen. Wir grüßten uns, und ich sezte mich zu ihm. In dem Gespräche mit diesem edlen, herrlichen, klaren Menschen verging der Vormittag wie ein Augenblik. Mein Wesen wurde noch ein-

facher während unſerer Rede und gehobener.... Ich trat von unſerem Size gleich wieder den Rükweg an. Er geleitete mich die Hälfte des Berges hinan. Wie gute Lungen ich habe, ſah ich hier. Ich ſprach laut, und es ſtrengte mich nicht an. Freilich gingen wir langſam. Es war mir, als wären wir faſt in keiner Zeit auf unſerm Trennungsplatz gekommen.... Dienſtag den 24 Juli 1866.

Mittwoch den 25ten Juli 1866..... Dieſe Stille thut mir ſehr wohl. Wenn man dieſen abſcheulichen Krieg Deutſcher gegen Deutſche endet, dann wird mit mir wieder Alles gut, das fühle ich ſehr deutlich. Nicht perſönliches Ungemach, das mir etwa drohen könnte, iſt es, das mir dieſen Krieg ſo peinigend für mich macht, perſönliches Ungemach fürchte ich nicht einmal, und könnte ihm ja in irgend einem Winkel unſerer Gebirge ausweichen, ſondern daß Menſchen desſelben Stammes, Menſchen eines herrlichen Volkes, eines Volkes, dem ich angehöre, das ich liebe, ſich bekriegen und ſich mordend gegenüber ſtehen, das thut mir gar ſo weh. Es iſt Pflicht gegen mich, daß ich Allem, was mich zu lebhaft an die Thatſache erinnert, zu entfliehen ſuche. Wäre ich ſchon vollkommen geſund, ſo könnte ich dieſem Unglüke eine größere Kraft entgegenſezen. Nun Gott wird auch aus dieſem helfen. Ich ſehe ihn liebend durch alle Fluren walten, wenn ich ſo in ihnen dahin gehe. Es wird finſter, ich ſchließe für heute, und ſage dir im Gedanken eine gute, gute, gute Nacht.

Donnerstag den 26ten Juli. Heute ging ich nach dem Frühſtüke in die Glasau, um mir deinen Brief zu holen. Als ich dort ankam, traf ich vor dem Hauſe die Schmiderin, die ihn ſchon hatte, und ihn mir gab. Ich ſtellte mich zum Schuze gegen den Wind hinter einen Holzſtoß, und las ihn. Du machſt mir darin einen kleinen Vorwurf über meine Reizbarkeit. Ja du liebes Herz, das iſt eben mein Übel, ich weiß es, ich kenne auch deine Geduld, und ehre ſie; aber das kleinſte Übel, der kleinſte Widerſtand, ja Nebel Wetter Wolken regen mich auf, oft ſogar mir unbewußt, und wie ja jede Liebe, und die größte am meiſten, unverdient iſt, ſo laſſe mir noch ferner unverdiente Liebe zu Theil werden; denn wie ich das Unangenehme unangenehmer empfinde, als es werth iſt, ſo wirkt Liebe, Güte und Nachgiebigkeit gegen mich auch viel tiefer und beſeligender, als es ſonſt that, und wirkt geſundheitbringender als Luft, Waſſer, Speiſe, Trank und jede Arznei. Wie heilbringend deine ſanften

lieben holden Briefe sind, davon kannst du gar keine Ahnung haben. Schon der Anblik deiner geliebten Schriftzüge auf dem Umschlage des Briefes geht mit wohlthätig in das Herz. Und wie erst, wenn ich den Brief öffne und, und gute, liebende, herzliche Worte darin finde. Sie lassen mir meine Einsamkeit erträglicher werden, und sind in derselben mein Schaz. Du weißt es ja, welch ein Meer von Liebe für dich in meinem Herzen ist. Ein Kranker ist ein Kind, das versagte Wünsche wie eine Unendlichkeit von Übel empfindet. Wie bitterlich hast du geweint, als ich dir einmal in deiner Krankheit einen Bissen einer verbotenen Speise verweigerte, und so empfindet der Kranke auch jede Liebesthat und jedes Liebeswort doppelt beglükender. In der jezigen Zeit sind sogar Gesunde wie in Fieberaufregung. Heute sagte mir Obenaus, er lese keine Zeitung mehr, und rede nichts mehr von Kriegs- und Staatsdingen. Das thue ich nun auch, und es wirkt unaussprechlich gut. Nur die Besorgniß um dich liegt wie Blei in meinem Herzen. Nun, wie Gott will. Ich ging von meinem Holzstoße wieder nach Hause, ging ein wenig zu Metz, um mir einige Pinsel auszuleihen, und malte dann bis zu dem Mittagsessen. Nachmittag ging ich zu Haslinger, und schaute auf unsere Wohnung hinab. Das mit dem weißen Tuche, das du als Zeichen deines Wohlseins bei dem Fenster hinaushängen sollst, war ja doch nur ein Scherz von mir. Es ist nicht nöthig. Die beste weiße Flagge für mich ist ein weißes Papier mit schwarzen Buchstaben von dir, die mir sagen, daß du gesund und kräftig bist. Gegen den Abend sezte ich mich zu diesem Papiere, um weiter zu schreiben.... Es dämmert wieder, ich schließe, und sage: »Gute Nacht.«

Freitag 27 Juli..... Jezt ist es Nachmittag und ich schreibe wieder weiter. Wenn ich deine geliebte Gegenwart entbehren muß, so ist es mir, um meine Sehnsucht nach dir zu beschwichtigen, die genugthuendste Beschäftigung, an dich zu schreiben. Die Zeilen kommen endlich doch an dich, und deine lieben Augen gehen darüber hin, und dein Herz ist dann bei dir. Nach dem Kaffeh ging ich ein wenig mit dem alten General Sachse spazieren. Als ich allein zurük ging, kam ich mit der Schwester unserer Marie zusammen. Sie brachte mir eure Grüsse, die mich sehr freuten. Jedes kleine Zeichen von dir und von unserem Hause thut mir, wenn ich fern sein muß, sehr wohl. Ich bin wie ein Knabe in der Fremde,

der selig ist, wenn er von der Heimath hört. Ich habe hier oben auch wieder zu schriftstellern begonnen. Die Arbeitszeit am Tische oder an der Staffelei fließt linde durch meine Seele, und läßt mir Vergessenheit von dem zu, was draußen geschieht. Mein durch Kränklichkeit und Weltlast gedrüktes Gemüth wird dann freier und stärker. In den großen Fenstern meiner Stube liegt das Bild der stillen feinen Fernsicht, nur schaut jezt immer ein trüber Himmel mit unschönen bleifarbigen Wolken herein. Es kömmt aber doch stets die Dämmerung und die Nacht, und ein sanfter Schlummer umfängt mich dann und ich träume oft von dir. Es ist nicht möglich, nein, es ist keine Möglichkeit, daß du ahnst, wie sehr ich dich liebe. Dein gutes Herz, dein rechtlicher Wandel, dein einfaches Wesen schwebt vor meinem Dasein. Ich werde durch festes Beharren in Mäßigkeit und richtiger Behandlung meine Kränklichkeit, die schon so sehr im Abnehmen ist, endlich doch völlig weichen machen, und Gott wird uns vielleicht noch einen recht lieblichen Nachsommer unseres Lebens schenken. Genieße deine Häuslichkeit, und denke zuweilen an mich.....

Kirchschlag 27 Juli 1866.

XII.

Einzig theure Gattin!

Es ist eben 12 Uhr Nachts am 24 Juni. Ich erwachte um halb 12 Uhr unter Angst und Wallungen und Schwindel. Es litt mich nicht mehr im Bette. Ich stand auf, und kleidete mich an. Sollte mich hier, von dir getrennt, ein Unfall treffen, so schreibe ich diese wenigen Worte für dich nieder, die dir danken sollen für alle Liebe und Güte, die du mir in diesem Leben erwiesen hast. Diese Liebe und Güte ist größer gewesen, als ich verdient habe. Ich habe dich geliebt, wie ich nie etwas auf dieser Erde geliebt habe. Wenn ich jezt oder in späterer Zeit von dir abgerufen werden sollte, so mögest du dein Herz nicht allzu großem Schmerze überlassen, und in Ergebung und in freundlicher Erinnerung an mich die Tage hinbringen, die dir noch zugemessen sind. Wenn ich bei dir wäre, würdest du mich trösten, und deine lieben Worte würden mir leichter über die Aufregung hinüber helfen. Ich sollte eigentlich nie von dir gehen. Wahrscheinlich ist es nur eine Erscheinung, wie ich sie auch in Karlsbad zwei Male hatte; aber in dem Augenblike ihres Daseins glaube

ich immer, es komme etwas Ungeheures. Wann werden dieſe Nerven ſich beſſern? Ich habe Abends eingeheizt, und um halb zwölf Uhr zeigte das Thermometer bei meinem Bette über 16 Grade. Vielleicht iſt es wie damals, da in Karlsbad beim Schlafengehen auch eingeheizt wurde. Und ich lag hier unter Polſter Deke und Plaid, weil die Nächte bisher immer ſo kühl waren. Heute iſt eigentlich der erſte warme Tag geweſen; aber die zwei Gewitter (um 4 Uhr und 8 Uhr) haben, ſchien es mir, die Luft wieder abgekühlt, und deßhalb heizte ich ein wenig. Aus dem langen Schreiben ſiehſt du, daß mir beſſer wird. Ich gehe wieder in das Bett.

[Ohne Unterſchrift.]

[Kirchſchlag, 24. Juni 1867.]

Polemiſche Gedichte.

Von Karl Guntram.[1])

I.

Kritik, Kritik! Der Wald wird immer dichter.
Mir ſchwirrt der Kopf, mir ſauſen alle Ohren,
Die ganze Welt iſt voller Profeßoren,
Vor lauter Licht erſticken faſt die Lichter.

Hier brüten ſie auf neue Weisheitstrichter,
Dort waſchen ſie zulängſt an einem Mohren,
Hier bohren ſie ſeit Jahren ſchon und bohren
Am alten Loch und werden ſtets verpichter.

Verſchüchtert flieht vom Lärmen die Kamöne.
O beßre Zeit der erſten Morgenfrühe,
Der unbefangnen Kunſt- und Jugendfriſche!

Vom Baume weg genoß man einſt das Schöne.
Wir Epigonen kriegen ohne Brühe
Nicht einmal Hesperidenfrucht zu Tiſche!

---

[1]) Obige Gedichte wurden uns durch die freundliche Vermittlung des Herrn Prof. Adolf Waneck in Mähriſch-Oſtrau von dem Sohne des Dichters, Herrn Dr. Bruno Wagner von Freinsheim in Wien, für dieſe Schrift gütigſt zur Verfügung geſtellt. Nr. I—VII ſollten mit einigen anderen, ſpäter verworfenen Gedichten unter dem Geſammttitel »Ein kurzer Gang mit der Tageskritik« oder »Streiflichter auf die moderne [Kritik]« zu einem Cyklus zuſammengefaßt werden, zu dem Herwegh's Vers »Hier iſt es wie ich's aus der Bruſt mir ſpielte« oder des Dichters eigener ſpäter in die »Gedichte« (Stuttgart 1894) aufgenommene Spruch:

»Wer zu Felde will ziehn mit ſeiner Feder,
Schau ſich ſelbſt um ein Wams von Büffelleder.«

als Motto dienen ſollte. Die Gedichtſammlung Guntram's verräth auch ſonſt an vielen Stellen eine echt Grillparzeriſche Abneigung gegen Kritiker und Literarhiſtoriker. Eine Reihe von Epigrammen darin ſcheint ſich auf Gervinus zu beziehen; für das folgende iſt dies durch eine handſchriftliche Lesart feſtgeſtellt (S. 104):

»Ueber die Welt und über die Dichter,
Ueber das Ganze moderne Gelichter
Brumme, Alterchen, brumme nur,
Ata Troll der Literatur!«

II.

Der edle Wettſtreit um den Preis des Schönen
Wich einem Fauſtrecht in dem Reich der Lettern.
Im Sturme gilt es den Parnaß erklettern
Und Nebenſache bleiben die Kamönen.

»Hie Welf, hie Waiblingen« ſo hört mans tönen.
Wer's überbietet an Poſaunenſchmettern,
Am großen Troß der Stamm- und Lehens-Vettern,
Der läßt ſich ſelbſt zum Dichterfürſten krönen.

In allen Lagern welch ein Trommel-Rühren! —
Was gut und ſchön, dem Herzen nah zu führen,
Nicht Cliquen brauchten unſre guten Alten!

Jetzt treibt Korſarenvolk auf allen Wäßern.
Da heißt es ſcharweis von ſich ferne halten
Raubüberfall und Todtſchlag — wer kanns beßern?

III.

Ein Junger hat ſich wieder durchgeſchlagen
Zum Trotz der Zeit, ſo kalt und wetterwendig.
Gebt Acht! Bald wird es überall lebendig
Sein bißchen Lorbeer ſchnell ihm abzujagen.

In allen Blättern wird reveille geſchlagen:
»Nur drauf und dran! ein Hirſch iſts ſechzehnendig«,
Der Witz wird losgekoppelt — kunſtverſtändig
Dem Muſenjünger geht es an den Kragen.

Will aber alles dieß nicht recht erklecken,
Sie ruhen nicht — es gilt den neuen Namen
Um jeden Preis für immer zu beflecken:

Man ſpricht von Jude, Neſtling hoher Damen,
Erkauftem Lob, es gibt geheime Leiter,
Ererbte Manuſcripte — und ſo weiter.

IV.

Der Donnerkeil in dieſen Kinderhänden!
Karikatur! Gar prächtig anzuſehen!
Das freie Schwingen will nicht eben gehen,
Darum dies Poltern, Hin- und Wieder-wenden.

Hier muß ein Wurm am Boden dran verenden,
Dort rollt er einem Rieſen auf die Zehen,
Doch wird ihm ſicher nicht zu weh geſchehen,
Der Donnerkeil iſt ja in Kinderhänden.

Und zückt der Rieſe weil er juſt empfindlich
Am Hühnerauge das ſie ihm getroffen:
Der Hochmuthsjubel macht ſie Alle ſchwindlich

Und »abgethan« ſo rufen ſie ganz offen.
Der Recke aber ſetzt mit einem Schritte
Aus Kinderlärm in klügrer Zeiten Mitte.

V.

O Zeitungs-Tritſchtratſch unſrer literariſchen
Kindsweiber! die mit Witzchen und mit Witzen
Die Menge ködern, Kolophoniums-Blitzen,
Geſchulten Fechterhieben echt huſariſchen!

Wenn lüſtern alle Welt nach dem nektariſchen
Genuß auf hohem Richterſtuhl zu ſitzen
Und trunken noch von dieſen kritiſchen Zitzen
Den Muſen nun Proceß macht ganz ſummariſchen:

Kein Wunder! — Steckt doch immer was vom Affen
Im guten Volk! — Statt dumm wie ſonſt zu gaffen,
— O großer Fortſchritt — lernt' es dumm zu kritteln;

Nur daß erdrückt von ſolchen Bildungsmitteln
Es jetzt blaſirt, der Meiſter Schickſal theilend,
Nicht lacht, nicht weint, gelangweilt und langweilend!

VI.

Man klagt, der Kunſtſinn ſey im Volk erſtorben,
Das einfach Edle kam um ſeine Reitze,
Es brauche ſpaniſchen Pfeffer, ſcharfe Beitze:
Wer trägt die Schuld daß der Geſchmack verdorben? —

Das viele Kläffen und das Maulbekorben
Geſunden Sinns, das künſtliche Geſpreize
Von Lobgehudel und von Lobgegeize,
Das Neiden fremden Lorbeers wohlerworben,

Das fade Winden an der alten Spule:
— »Ob claſſiſch? ob romantiſch? ob nur Goethe?
Ob Schiller auch? welch Futter man benöthe?« —

Das Pferchen fremden Geiſts in Klaß und Schule,
Der hohe Dünkel bei ſo wenig Glauben —
O freie Dichtkunſt unter Daumenſchrauben!

VII.

Einſeitig im Gewohnten ſich bewegend
Verbleibt ein kleiner Geiſt in engen Schranken,
Der ganzen Welt, der Sternſaat der Gedanken
Den angenommnen Kodex unterlegend,

Zu Lob und Schimpf den Drath mechaniſch regend,
Wie er's gelernt, in der Begriffe Schwanken
Verklammernd ſich mit der nächſtbeſten kranken
Idee der Zeit, mit Affenlieb' ſie pflegend.

Nun iſt Tendenz für unſre ſchönen Geiſter
Der Modeſchnitt — und vorgeſchrieben ſtrenge
Iſt jeder Zoll wie lang, wie weit, wie enge!

Ich dächte, liebe Zunft- und Schneidermeiſter,
Wir ſteckten lieber gleich die Sängergilde
In Uniform nach einem Muſterbilde!

VIII.

Erſter.

Auch die beſte Conſtitution
Iſt nur eine Schule für Volk und Thron.

Zweiter.

Doch muß man, um ordentlich feſtzuſitzen,
Vorerſt die Schule einmal durchſchwitzen.

Dritter.

Mir macht das A B C, das lange,
Nur etwas Angſt und etwas bange.

Vierter.

Iſt man die Schule durchgegangen,
Mag Manches an dem Nagel hangen.

Fünfter.

Das Rädchen ſchnurrt, es dreht ſich die Spule,
Das Leben bleibt eine ewige Schule.

Ein Brief Kürnberger's.

Mitgetheilt von **Karl v. Thaler.**

Der geistvolle, als Feuilletonist noch nicht übertroffene Ferdinand Kürnberger, mit dem man nur wegen seines Gottähnlichkeits-Bewußtseins persönlich schwer verkehren konnte, war auch in seinen Privatbriefen sorgfältig darauf bedacht, stets bedeutend zu erscheinen. Fast alle seine Briefe verrathen den ungewöhnlichen Menschen, zugleich aber auch das deutliche Streben, sich als solchen zu zeigen; das verräth sich auch in dem Schreiben, welches ich hier mittheile. Ich verdanke es der Güte des Herrn Adolf Engländer, Directors der Creditanstalts-Filiale in Prag, an dessen jüngeren Bruder Dagobert — damals ein Jüngling von 16 Jahren — es gerichtet ist. Kürnberger wohnte bei der Familie Engländer in Graz, Dagobert studirte an der nautischen Akademie in Fiume. Der Brief (eine echte Probe Kürnberger'scher Schreibweise) lautet:

Lieber Dagobert!

Ihre freundlichen Zeilen beantworte ich, wider meine Gewohnheit, höchst verspätet; Sie kennen aber die Ursache davon und werden mich für entschuldigt halten. Auch könnte ich nahezu behaupten, Ihre auszeichnende Anrede hat mich in Verlegenheit gesetzt. Die Worte waren so lebhaft und mit so sichtlicher Sorgfalt gewählt, daß sie mir den Eindruck machten, Sie seien sich wohl bewußt gewesen, indem Sie einen vaterländischen Literatoren ehrten, sich selbst zu ehren.

Aber meine Poesie gegen Ihre — ich weiß nicht, wer von uns Beiden mehr Ursache hat, dem Anderen zu gratuliren. Sie haben das Meer gewählt: das Element der Größe und der Begeisterung. Ohne Meer keine Odyssee, kein Homer, kein Meister aller Dichtkunst. Ohne Meer kein Schwung und keine menschliche Größe in der Entfaltung des Völkerlebens. Mit Recht sagt Lassaulx: »Keine Nation hat eine Zukunft, welche kein Meer hat«. Und der flüchtigste Blick in die Weltgeschichte

läßt Einen dieſe Wahrheit von ſelbſt finden. Die alten Völker, welche das Becken des Mittelmeeres umwohnten: Phönizier, Griechen, Karthager, Römer — wie groß waren ſie auf kleinen Gebieten! In den ſpäteren Zeiten ſodann wurden Portugal, Holland, Dänemark, England, der Reihe nach Staaten erſten Ranges, ſie, welche als Binnenländer ſo obſcur geblieben wären, wie ungariſche oder polniſche Schafweiden. Ihr Beruf iſt der ſchönſte, welchen Menſchen wählen können. Und wenn man nicht ohne Geringſchätzung ſehen kann, daß die Ueberzahl der Menſchen ihren Beruf als Mittel zum Zweck treibt, nämlich zum Zwecke des Gelderwerbes, ſo hat der Ihrige die erquickende Meinung für ſich, er könne vor Allen als Selbſtzweck beglücken. Und das iſt das Rechte. Wer ſeinen Beruf mit dem Hintergedanken treibt: hätte ich ſo und ſo viel, ich gäbe ihn auf — der iſt ein Sclave, bedauernswerth, wenn er's durch die Umſtände iſt, und verächtlich, wenn er's durch die Natur ſeiner Seele iſt. Nur wer ſeinen Beruf mit Schwung, mit Freude und Begeiſterung ausübt, darf ſich ſeiner freien männlichen Arbeit rühmen.

Von vielen Jünglingen, welche ich kenne, werde ich daher Ihre Laufbahn mit einer beſonderen Sympathie verfolgen, denn ſie macht mir den Eindruck des Aechten, Ganzen und Großen. So viel ich bisher von Ihnen gehört habe, ſcheint Ihre junge Seele frei von den gemeinen und kleinlichen Tendenzen des bloßen Broterwerbes: Sie haben Ihren Beruf, ſcheint's, um ſeiner eigenen ihm innewohnenden Poeſie willen gewählt. Wie ſollte Sie ein Poet nicht beglückwünſchen deshalb!

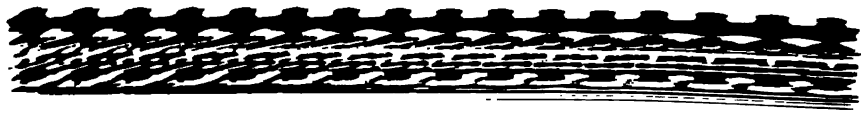
Wie nahe ſtehen Sie ihm, wie verwandt ſind Sie ihm! Ich hätte Luſt, wenn von poetiſchen Ehren die Rede ſein ſoll, Sie wie einen jüngeren Bruder zu begrüßen, welcher praktiſch thut, was ich ideell zu thun ſtrebe. Möge Ihr Leben, welches ſo hoffnungsvoll anfängt, immerdar werth bleiben, von den Edelſten und Beſten mit Theilnahme begleitet zu werden! Es iſt ein Wunſch, deſſen Erfüllung ich keinen Augenblick bezweifle.

Indem ich die Freude ausſpreche, Sie bald perſönlich zu begrüßen, zeichne ich

Mit aller Neigung Ihr

Ferd. Kürnberger m. p.

Graz, den 3. Auguſt 1864.



gewidmeten fast hundertjährigen Leben voll mühseliger Studien hatte er circa 16.000 Arten und Unterarten entdeckt. Es würde hier zu weit führen, das ganze überaus raffinirte Gedankengebäude dieses großen Gelehrten näher zu besprechen. Einzelne Abhandlungen über die Goldlibellen, die Pfauenflügler, die Weihnachtsfalter sind sehr amüsant zu lesen; ebenso das Capitel über die Riesen und Zwerge dieser ausgestorbenen Geschlechter. Der Bibliosaurus und das Lexikatherion, das Foliantotamus erregen noch heute die Bewunderung der Nachwelt. Umgekehrt bilden die winzigen Spielarten der Duodezler und Sedezler ein merkwürdiges Beispiel der geschlechtlichen Entartung und Verkümmerung.

Die irrige Annahme des Professor »Derkannalls«, daß man es hier mit den Resten von einstigen Lebewesen zu thun habe, verleitete spätere Gelehrte zu einer Anzahl gewagter Hypothesen. So stellte der seinerzeit viel gefeierte Philosoph »Schaudereahman« die Behauptung auf, die Libelli seien eine Gattung von Tintenfisch, die sich zeitweilig riesig vermehren. Sie schwärmen in ganzen Auflagen im Meere herum und werden von dem gefräßigen Publicus, einer Art Menschenhai, wahllos verschlungen. Ein einziger solcher Tintenfisch sei im Stande gewesen, sich innerhalb weniger Wochen zehntausendfach zu vermehren. Wenn die Laichzeit vorüber ist, ohne daß eine Befruchtung stattgefunden und wenn er dem Rachen des Publicus glücklich entkommen ist, so verkriecht er sich in den Schlamm, puppt sich längere Zeit ein und kann in diesem larvenähnlichen Zustand jahrelang als »Ladenhüter« schlummern; zuletzt aber kehrt er als Krebs wieder ins Meer zurück.

Die wunderbare Fruchtbarkeit dieser Thiergattung wird aber noch überboten durch die noch wunderbarere Gefräßigkeit des Publicus. Bei diesen Forschungen gelang es dem Professor »Schaudereahman« noch eine ganz merkwürdige Thiergattung, den Bibliotecarius, zu entdecken, der am Besten mitten unter den Libellen gedeiht. Er frißt sie nicht selbst; er beschnuppert sie höchstens, baut ihnen Nester und ist auf ihre Vermehrung bedacht. Es macht ihm eine närrische Freude, die Thiere dem gefräßigen Publicus zuzutreiben, er macht ihn auf jede mögliche Weise darauf aufmerksam und reizt seinen Appetit durch wortreiche Anpreisungen.

Ich erlaube mir hier, Ihnen eines der schönsten und besterhaltenen fossilen Exemplare, in welchem der Typus Bibliophag am deutlichsten zum Ausdruck kommt, zur Ansicht herumzureichen. Es ist dies ein ausgewachsenes Männchen, welches auf dem Trümmerfelde der sagenhaften Stadt Vindobona in gutem Zustande von Professor »Schaudereahman« aufgefunden wurde. Carolus Glossy ist sein Name — wahrscheinlich von Glossis=Züngelchen, weil man vermuthet, daß die Buchstabenbakterien von dem Bibliophagen mit der Zunge aufgepickt wurden, ähnlich wie dies das Chamäleon oder der Ameisenbär mit den kleinen Lebewesen noch heute thut. Dieses Individuum — beiläufig gesagt, eines der schönsten und interessantesten seiner Gattung — ist dadurch besonders beachtenswerth, daß es inmitten seiner emsigen Thätigkeit von der Katastrophe überrascht und so mitsammt seinen, mit hamsterartigem Fleiß eingetragenen Libelli, wohlconservirt der späten Nachwelt überliefert wurde. Er hat ein Alter von hundertundfünf Jahren (österreichischer Währung) erreicht, wie dies die Gelehrten aus einem noch vorhandenen Stockzahn nachweisen konnten. Trotz dieses hohen Alters grenzt die Arbeitsleistung dieses merkwürdigen Geschöpfes ans Wunderbare. Wir finden in einem der Termitenbauten des sagenhaften Volkes der Vindobonerer (nach der großen Zahl der vorgefundenen Namen wahrscheinlich Slaven) eine große Reihe von Räumen ganz ausgefüllt mit Libelli — Zelle an Zelle und Wabe an Wabe — und wir müssen annehmen, daß das Alles die Arbeit dieses einzigen Geschöpfes ist. — Er sammelte und trug ein, wo er nur immer ein Libellus fand und wenn er keines fand, so machte er selbst eines. Es wird vermuthet, daß er sich hiezu eines kleinen Röhrchens bediente, das er hinter das Ohr steckte. Hier befand sich eine Drüse, welche aus dem Gehirn einen schwarzen Saft absonderte, den man dann nur auf Papier aufzustreichen brauchte, um ein Libellus daraus zu machen. Doch das sind alles Hypothesen. Das Einzige steht fest, daß dieser Carolus Glossy ein Prachtexemplar seiner Gattung und von den Zeitgenossen, besonders von den übrigen Bibliophagen und Bibliophaginnen in hohem Grade geschätzt und verehrt wurde. Ich bitte, das Präparat nicht mit den Fingern zu berühren; Sie brechen sonst etwas ab. Bedenken Sie, das brave Männchen ist fünftausend Jahre alt!

Doch nun ſind die Hypotheſen des Profeſſor »Schaudereahman« hinfällig geworden durch die ſenſationellen Entdeckungen des Profeſſor »Werwaß«. Nach ſeiner Theorie ſind dieſe ungeheuren Ablagerungen eigentlich krankhafter Natur und durch den Reiz eines Stäbchenbacillus, des ſogenannten Buchſtabenbakterion, auf das Gehirn des Inficirten hervorgerufen. Dieſe furchtbare Krankheit war in der grauen Vorzeit vor der letzten Eisperiode außerordentlich verbreitet.

Der Unglückliche, in deſſen Organismus ſich das Stäbchenbakterion feſtſetzte, bekam durch den beſtändigen Reiz eine Art Gehirnausſchwitzung (Diarrhoea cerebri), wobei er ungeheuer viel Papier verbrauchte. Was wir alſo für Thierleichen gehalten, iſt nichts weiter, als eine Art Gehirnkoprolith. Wer einmal von dieſer qualvollen Krankheit befallen war, den befreite zumeiſt erſt der Tod von ſeinen jahrelangen Leiden. Das Schlimmſte dabei war, daß die Krankheit in hohem Grade anſteckend wirkte, beſondere Verheerungen unter dem weiblichen Geſchlechte anrichtete und nur Säuglinge und Kinder bis zum ſchulpflichtigen Alter zu verſchonen pflegte. Seien wir froh, daß in unſerer aufgeklärten lichtvollen Zeit ſolche Verirrungen nicht mehr möglich ſind und daß ſolche verderbliche Keime, wo ſie auftreten, ſofort erſtickt werden können. Die moderne Gehirn-Hygiene ſorgt ſchon dafür, daß die Bücher-Ruhr und die Dichteritis nie mehr einen bösartigen Charakter annehmen können.

Von den Heinzelmännchen.

Von **Alfred Freih. v. Berger.**

Wer kennt nicht die hübſche Sage von den Heinzelmännchen, welcher Auguſt Kopiſch dichteriſche Form verliehen hat? Wer hätte nicht ſchon gelegentlich gewünſcht, daß ſolche menſchenfreundliche, arbeitſame Kobolde noch heute unter uns ihr ſtilles, wohlthätiges Weſen trieben? Ermüdet von langwieriger, mühſeliger Arbeit, ohne Hoffnung auf baldige Vollendung ſeines Werkes, legte ſich der Menſch Abends zur Ruhe, und ſiehe, wenn er, erwacht, ſeine Werkſtätte oder Studirſtube beträte, da beſchiene die Morgenſonne das fertige Werk. Die Heinzelmännchen haben bei Nacht heimlich für ihn die Arbeit verrichtet, zu welcher er ohne die unſichtbaren Helfer wohl noch Monate oder Jahre gebraucht hätte. Die deutſche Sage, wie Auguſt Kopiſch ſie kannte, gibt der menſchlichen, genauer geſprochen, der weiblichen Neugier Schuld an dem Verſchwinden der Heinzelmännchen, ſo daß fortan Jedermann die Arbeit, die ihm obliegt, ohne Gnade ſelbſt leiſten muß. Das Weib eines Schneiders habe die Dielen der Werkſtätte mit Erbſen beſtreut und ſei, als die Männchen übereinander purzelten, plötzlich mit dem Licht hereingetreten; entrüſtet über ſolche Ungebühr, wären die guten Heinzelmännchen auf Nimmerwiederſehen aus der Menſchenwelt verſchwunden. Unſere heimiſche öſterreichiſche Sage erklärt das Verſchwinden der Heinzelmännchen anders, ſinniger und feiner, wie mich dünkt: Nicht die Neugier habe ſie vertrieben, ſondern — man ſtaune — die Dankbarkeit. Eine brave Bäuerin, ſo wird erzählt, beobachtete aus Neugier bei Nacht das Treiben der fleißigen Geiſter, die gar nicht ahnten, daß Menſchenaugen ſie ſahen. Da bemerkte die Frau, daß das Paar, ein winziges Männlein und ein noch kleineres Weiblein, nur nothdürftig und ärmlich bekleidet war. Das that

ihr leid, sie fühlte sich verpflichtet, den beiden Hauskobolden, die ihr so wacker in der Wirthschaft halfen, irgendwie ihre Erkenntlichkeit zu zeigen und so verfertigte sie rasch zwei winzige saubere Anzüge, einen männlichen und einen weiblichen, steckte allerlei Backwerk in die Täschchen derselben, und legte die Kleidchen Abends auf den Tisch der Stube, in welcher sie die Leutchen belauscht hatte. Sie selbst wählte sich ein Versteck und freute sich herzlich über das Vergnügen, welches das kleine Paar über ihr Geschenk empfinden würde. Leider kam es aber anders, als die gute Bäuerin erwartete. Als die Beiden die Kleider erblickten, weinten sie laut, rangen die Hände, und der Kobold sprach zu seinem Weibchen: Nun werden wir bezahlt und dürfen nichts mehr arbeiten! Schluchzend packten sie die Geschenke zusammen, gingen fort und kamen nicht mehr wieder. So die österreichische Sage. Wer will, kann ihr die Gewähr entnehmen, daß auch in Ländern, in welchen das Trinkgeldwesen so üppig wuchert, wie bei uns, das Volk Sinn und Schätzung hat für die völlig selbstlose Arbeit, die rein und ausschließlich um der Sache willen geschieht, so rein, daß sie Jenem, der sie leistet, durch die Aussicht auf persönlichen Gewinn verleidet wird.

Nun aber muß ich eine Entdeckung mittheilen, die ich gemacht habe. Es ist nämlich gar nicht wahr, daß die Heinzelmännchen oder wohlthätigen Kobolde, welche ihr Glück darin finden, Anderen die Frucht ihrer Arbeit zu schenken, aus der Welt verschwunden sind. Sie sind nur vorsichtiger geworden, und es ist ihnen geglückt, ein Versteck oder Incognito ausfindig zu machen, in welchem weder Neugier noch Dankbarkeit sie in ihrem heimlichen Fleiß für Andere so leicht stören wird. Diese Entdeckung habe ich in der Wiener Stadtbibliothek gemacht, aber nicht in einem alten Buch oder in einer vergilbten Handschrift, sondern ein Blick aus einem Menschenauge, den ich zu erhaschen so glücklich war, hat mir diese wunderbare Thatsache verrathen. Das kam so: Im Frühling dieses Jahres lag mir eine wissenschaftliche Arbeit schwer auf dem Herzen, zu der ich eines reichen Thatsachenmaterials bedurfte, welches nur mit vielem Aufwande an Mühe und Zeit aufzufinden und zu sammeln war. Um Rath einzuholen, ging ich in die Wiener Stadtbibliothek, und saß dort bald einem Manne gegenüber, welcher uns Allen, die wir an dem vorliegenden Buche mitgearbeitet haben, vertraut und theuer ist. Ich er-

zählte ihm von meiner Noth und fragte ihn, wo ich wohl finden könne, was ich brauche. Aufmerksam, ohne ein Wort zu sprechen, hörte er mich an. Als ich fertig war, lächelte er, schloß eine Lade seines Schreibtisches auf und reichte mir ein dickes Heft hin. Ich warf einen Blick in die sauber beschriebenen Blätter und wollte eben ausrufen: »Da ist ja Alles schon beisammen, was ich suche...«, als der Mann sprach: »Es ist zu Ihrer Verfügung, benützen Sie es, wie Sie wollen!« Ich blickte auf. In diesem Moment machte ich meine Entdeckung. In den Augen, welche mich durch die blinkenden Brillengläser freundlich ansahen, glänzte eine solche Freude und zugleich eine so gutmüthige Schalkhaftigkeit, daß ich sogleich merkte: Jene guten Geister aus der Märchenzeit sind noch da, nur lassen sie sich nicht mehr in ihrer eigenen Gestalt sehen, sondern verstecken sich in das Gemüth solcher Menschen, die ihnen an Charakter verwandt sind. Wir aber müssen uns hüten, sie durch zu weitgehende Dankbarkeit zu verstimmen und zu verscheuchen. Ich selbst habe mir in dieser Hinsicht niemals etwas zu Schulden kommen lassen.

Märztage der Liebe.

Ein Erinnerungsblatt als Epilog.

Von E. Karlweis.

Der schwere Tag ist vorüber. Frau Marie geleitet eben den letzten Gratulanten zur Thür, spricht draußen im halbdunklen Vorzimmer noch freundlich mit ihm und weist dabei den Dackel zurecht, der die Beine des Besuchers mit allzu aufdringlicher Gründlichkeit beschnuppert. Dann sagt sie laut:

»Also, nochmals, herzlichen Dank für Ihre gütige Aufmerksamkeit. Karl hat sich wirklich sehr gefreut!«

Nun ist es still. Karl hört seine Gattin in die Küche treten und mit der Köchin ernste Zwiesprach pflegen. Er athmet tief auf. War das ein Tag!

Sie haben es ja gut gemeint — Alle. Daß sie ihn lieben und hochschätzen, haben sie ihm gesagt, mündlich, schriftlich und telegraphisch, in gebundener und ungebundener Rede. Und er freut sich auch dieser vielfachen Beweise, daß er nicht vergeblich gelebt und gearbeitet hat, daß er sich Freunde erworben hat, daß wackere Männer ihm die Hand drücken, daß sein Name mit Ehren genannt wird, weit hinaus über die Grenzen seiner Vaterstadt, seines Vaterlandes.... Gewiß, Frau Marie hat nur die Wahrheit gesprochen, er freut sich sehr. Aber ermüdet hat es ihn. Es ist ihm wie damals, als er von seiner ersten Kneipe heimgekehrt war, sehr stolz und sehr katzenjämmerlich. Er greift nach einem Buch. Es ist sein geliebter Raimund. Während seine Finger mechanisch den zerlesenen Band durchblättern, fällt sein Blick auf das Lied des »Aschenmannes«:

Vor alle braven Leut',
Vor Lieb' und Freundlichkeit,
Vor treuer Mädchen Glut
Da zieh' ich meinen Hut!
Kein' Aschen! Kein' Aschen!

Das Buch entgleitet seiner Hand. Lächelnd, die rührend naive Melodie des Liedes auf den Lippen, tritt er ans Fenster. Auf der Straße stirbt die Geschäftigkeit des Tages langsam ab, die Fußgeher eilen heimwärts, nur hie und da klingelt ein Pferdebahnwagen vorbei, das Licht der Laternen schimmert röthlichgelb durch den dünnen Märznebel, der sich über die Stadt gesenkt hat.

Im Hause gegenüber sitzt eine alte Frau und strickt beim Schein einer niederen Lampe. Ein junges Mädchen liest ihr aus einem großen Buche vor; es neigt dabei den blonden Kopf ein wenig zur Seite, die dunklen Wimpern werfen zarte Schatten auf die blühenden Wangen.

Karl steht eine Weile regungslos und blickt hinüber. Ist's nicht, wie damals? Dreißig Jahre ist's her, oder noch länger, seit er dieses Bild gesehen. Und nun taucht es mit Eins vor ihm auf — unverändert, Zug um Zug. Das enge Zimmer, die alte Frau mit dem endlosen Strickstrumpf und das Mädchen — wie hieß es nur? — mit dem großen alten Buche. Er aber lag gegenüber im Fenster und lauschte der süßen Stimme....

Ein Druck auf den Fensterriegel — ah, die köstliche Märzkühle! Und wie damals lehnt er sich weit hinaus und lauscht. Er hört nichts, denn die drüben halten ihr Fenster geschlossen, aber er sieht wie das Mädchen die Lippen bewegt, wie jetzt ein Lächeln über das muntere Gesicht huscht und ein feines Grübchen in die linke Wange gräbt.... Fanny! ja, so hieß sie. In der Tanzstunde hatte er sie kennen gelernt. Sie war fast noch ein Kind, nur um zwei Jahre jünger als er, aber um zehn Jahre weltsicherer. Sie plauderte, tanzte und lächelte wie ein Fräulein, er hatte erschrecklich viel Hände und Füße, die ihn immer und an Allem behinderten, und stand Jedermann im Wege. Am meisten sich selbst. Daheim war er wohl der Herr Student, der sich bei den Seinen ganz gehörig in Respect zu setzen wußte; auch im Kreise der Kameraden genoß er ein gewisses Ansehen, aber so wie er die schmale Treppe zur Tanzschule emporstieg, befiel ihn eine Beklommenheit, der er nicht Herr zu werden vermochte. Und was er auf dem Wege auch Kluges und Schönes sich ausgedacht hatte, dort oben wollte es durchaus nicht über seine Lippen, dort oben stotterte er nur die banalsten Phrasen oder heillosen Unsinn. Fanny mußte ihn für schrecklich einfältig halten. Er fühlte das und es machte ihn rasend, denn er liebte sie.

Er hatte es ihr auch schon gestanden, nicht einmal, hundertmale. Freilich vorerst nur in schwungvollen, bald empfindsam thränenschweren, bald kühnen, ja stürmischen Versen, die er in zierlicher Abschrift in seiner Brusttasche trug. Tag um Tag hatte er sich fest vorgenommen, ihr eines der Blätter, oder gleich alle in die Hand zu drücken und dann zu fliehen, so weit ihn seine Füße tragen wollten, aber immer wieder hatte er seine Lyrik vollzählig heimgebracht. Bis endlich das Glück gekommen war, das große Glück, das sich nicht haschen läßt, nicht erbitten, nicht ertrotzen, das seinen Liebling eines schönen Tages urplötzlich beim Schopf nimmt und ihm sagt: Hier bin ich, nimm mich hin!

Ja, so hatte es ihn überrumpelt. Während eines Schottischen, den er jammervoll zappelte und sprang, indeß sie wie eine Fee vor ihm auf und nieder schwebte, da kam es, da stand es plötzlich zwischen ihnen, tippte ihnen leise auf die Kinderaugen und verschwand.

Die Kleine lächelte ihren Tänzer an und erröthete. Und Beiden glühte die Stirn, hämmerten die Pulse, ein Jauchzen wollte sich der beklommenen Brust entringen....

Fanny sollte bei Verwandten Theater spielen und lud ihn ein, in dem Stücke eine Rolle zu übernehmen.

»Wollen Sie?« fragte sie ihn und ihre Augen funkelten ihn an. Ob er wollte! Unser Herrgott hatte seine sieben Himmel vor ihm aufgethan und ließ ihn durch seinen Erzengel fragen, ob er hineinspazieren wolle! Ein braver Mann, der liebe Herrgott — sehr schön hatte er diese Welt gemacht. Alles grünte und blühte ringsumher und schmetterte Jubellieder. Nur sahen und hörten nicht alle Menschen die große Daseinsfreude. Es gab welche unter ihnen, die behaupteten, daß es März sei, nicht Mai, ein kalter, unfreundlicher grauer März voll Nebel und Rheumatismen. Aber das waren die Alten, die keinen Frühling mehr im Herzen hatten, die immer froren, weil sie die Sonne vergessen hatten und nicht mit Fanny auf den Theaterproben beisammen sein durften. Diese Proben in dem köstlich altväterisch herausstaffirten Sitzzimmer der Tante Fannys waren das Allerschönste. Die buntgeblumten Wände lächelten, die Zitzmöbel kicherten und die hundert curiosen Nippes, die den großen Chinesen auf der zierlichen Etagère zwischen den Fenstern in feierlicher Ordnung umgaben, lachten gerade heraus. Wenn man aber an eines der Fenster

trat, dann blickte man hinab in den weiten Hof, in welchem gutmüthig aussehende Riesen mit sehnigen braunen Armen unheimlich große Fässer vor sich herrollten und in einer Ecke aufstapelten. Das war das Reich des Onkels, der dort unten auch ab und zu auftauchte, ein grünes Käppchen auf dem schneeweißen Kopfe und immer eine kurze dampfende Pfeife unter der gewaltigen Habichtsnase.

Wie ein Märchen war's, und Karl lebte hier auch ein richtiges Märchenleben aus Marzipan und Liebe. Seit Wochen hatte er kein Colleg mehr besucht, kein Buch berührt, keine Kneipe, kein Kaffeehaus betreten. Das lag alles hinter ihm, weit, weit entfernt. Ihm war, als habe er die Sprache vergessen, die er dort in jenem finstern, kalten Alltagslande gesprochen hatte.

Bis der große Tag kam, vielmehr der große Abend. Ein grüner Vorhang, auf dem eine Lyra aus glitzerndem Goldpapier prangte, theilte das Sitzzimmer in Bühne und Zuschauerraum. Draußen waren Stühle aufgestellt, auf welchen geputzte Frauen und Mädchen Platz nahmen, die mit den Fächern wedelten und einander lustige Geschichten zuzuraunen schienen. Dahinter standen ernste Männer, die ihre Brillen putzten und erwartungsvoll dreinblickten. Die Tante stak in einem kostbaren Brocatkleide aus dem Nachlaß ihrer Großmutter und trippelte darin geschäftig auf und nieder, während der Onkel mit der Habichtsnase immerzu mit langen Schritten hinter ihr her war, um sie zum soundsovielten Male zu fragen:

»Hast Du auch wirklich nichts vergessen? Den Fisch? Den Braten? Den wälschen Salat? Die Moderateurlampen?« ....

Auf der Bühne versammelten sich unterdessen die Mitspielenden. Sie wisperten nur, damit man sie »draußen« nicht höre. Und Alle drängten sich an den Vorhang, um durch eine Falte einen Blick auf das Publicum zu werfen. Karl stand abseits. Man hatte ihn aus dem Nachlaß des Großvaters mit einem blauen Frack und weißen Beinkleidern fein herausstaffirt, schade nur, daß der selige alte Herr wenig Anlage zum Hercules gehabt hatte: die Beinkleider hätten weiter, der Frack enger sein können. Aber Karl merkte das kaum, er hatte nur Augen für Fanny, die in ihrem blühweißen Kleidchen, ein Atlasband unter dem Busen und eine Rose im duftigen Haar, so schön war, ... so schön! Alle

ſagten es ihr, nur er nicht. Er ſah ſie nur an. Sie zog ihn an den Vorhang.

»Da .... da können wir hinausgucken .... zuſammen!« Sie neigten die jungen Köpfe und blickten in den Zuſchauerraum. Der Vorhang bewegte ſich ein wenig, die Nadel, die ihn zuſammengehalten hatte, glitt zur Erde und vor den ſtaunenden, lachenden, verwunderten Zuſchauern ſtand plötzlich das Pärchen da, geduckt, die Köpfe aneinandergeſchmiegt, auf den jugendfriſchen Geſichtern noch das glückſelige Lächeln des Beieinanderſeins....

Ein Schrei. Die Tante trippelte eilends zu Hilfe: »Es iſt ja noch zu früh!« Ein lautes Lächeln, dann ein Summen — der Vorhang wird wieder zugezogen und vernadelt. Fanny und Karl ſtehen noch immer ſtarr, die Mitſpielenden ſprechen lachend und vorwurfsvoll auf ſie ein.

Wie konnte das nur geſchehen? Ihr habt Euch zu weit vorgebeugt?.... Man darf nur ſo....! Ja, dieſe Liebenden! Das junge Paar hört ſie kaum. Fanny wird erſt glühend roth, dann erſchreckend bleich, ſchlägt die Hände vor die Augen und weint bitterlich. Karl ſieht ſie eine Weile weinen, dann ſtürzt er plötzlich aus dem Zimmer, die Treppe hinab, in den dunklen Hof hinaus, als jage etwas Furchtbares hinter ihm her. Zwiſchen den Rieſenfäſſern kauert er nieder und verbirgt ſich.

Ein Entſetzliches iſt geſchehen — jetzt weiß er es. Aus dem ſonnigen Märchenland ſeines Glückes hat er plötzlich wieder in die graue kalte Alltagswelt geblickt, und nun iſt Alles vorbei. Er fühlt es und wagt auch gar nicht mehr dagegen anzukämpfen.

Oben, hinter den erleuchteten Fenſtern hebt die Muſik an. Der alte Profeſſor Fannys ſitzt am Clavier und ſpielt als Ouverture ſein Lieblingsſtück: die Haydn'ſche Serenade. Und jetzt — jetzt ſoll die Komödie beginnen. Sie werden ihn ſuchen — finden, ihn lachend hinaufholen, und er wird ſich vor die grauſamen Gaffer hinſtellen, vor ihnen Liebesworte zu Fanny ſprechen....

Nein, und tauſendmal nein! Das kann er nicht, das wird er nicht! Wie ſeine Zähne aufeinander klappern!.... Die Nacht iſt kalt, ihn friert in den dünnen Kleidern des Großvaters....

»Karl!«

Sie rufen ſchon. O, er wird ſich nicht melden! Und wenn ſie ihn trotzdem finden, wird er ſich zur Wehre ſetzen....

»Karl! — Aber um Gotteswillen, was fällt dir denn ein, bei dieſem Märznebel dich ins offene Fenſter zu legen. Willſt du dir einen Jubelſchnupfen holen?!«

— — — Dem Himmel ſei Dank — es iſt Frau Marie. Und Alles iſt vorüber, längſt vorüber.

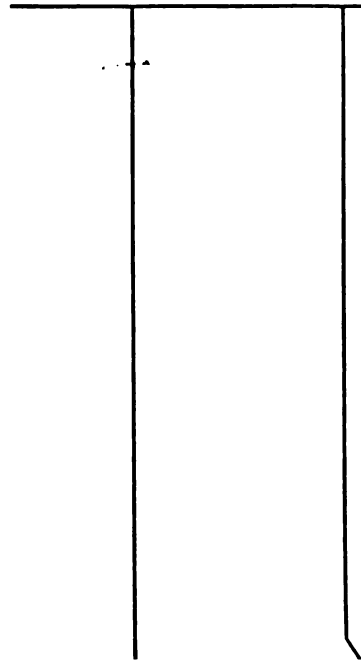
Er tritt ins Zimmer zurück. Im Hauſe gegenüber iſt das Licht auch ſchon verlöſcht.

»Gute Nacht!«

Und morgen iſt wieder ein Arbeitstag!

PT
3823
.W523

PT 3823 .W523 C.1
Ein Wiener Stammbuch
Stanford University Libraries
3 6105 035 486 849

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.